Wahrheit.

Wahrheit.

Novelle

von

Karl Frenzel.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1890.

I.

In diesen wenigen bangen Tagen hatte sich mein Schicksal gewandelt. Es war mir wie ein Traum. Als ob ich zwischen Himmel und Erde schwebte. Aus dem armen, vielgeplagten, widerwilligen Buchhalter des großen Bankhauses war ich ein unabhängiger, für meine bescheidenen Bedürfnisse wohlhabender Mann geworden. Ich brauchte nicht mehr zu rechnen, Bilanzen und den Courszettel zu studiren, englische und französische Geschäftsbriefe zu schreiben — wie mit einem Schlage war ich dieser Welt des Soll und Haben, in die mich die Noth, die Schwäche meines Charakters, nicht die Neigung oder die Begabung gezwungen, entrückt. Wie tief ich auch fühlte, daß ich in ihr verkümmerte — niemals würde ich mich durch eigene Kraft aus ihr befreit haben. Der Tod dieser seltenen Frau hatte das Wunder bewirkt. Mit achtund-

zwanzig Jahren that ich den ersten Athemzug der Freiheit . . .

Sie war die Stiefschwester meines Vaters, die einzige, und unvermählt geblieben. Bis zu ihrem Tode hatte sie in dem zweistöckigen, schmalen, dreifenstrigen Hause am Markt in der pommerschen, mittelgroßen Stadt gewohnt, das ich jetzt mein eigen nannte. Manchen vortheilhaften Antrag, es zu verkaufen, hatte sie zurückgewiesen. Kaum daß sie sich dazu verstanden, das Erdgeschoß, nachdem es aus einem Laden und Contor in eine Wohnung umgebaut worden war, an einen stillen Miether zu vergeben, den Zeichenlehrer an dem Gymnasium und der Mädchenschule der Stadt, einen Hagestolz, der so voll Grillen und Launen steckte wie sie. In diesem Hause war sie geboren und herangewachsen; auf das Engste war ihr Leben mit ihm verknüpft. Ihr Leib und das Haus — das waren die beiden Gehäuse ihrer Seele; ich glaube, daß sie sich ein Dasein außerhalb derselben nicht recht vorstellen konnte. Hier hatten ihr Großvater, ihr Vater ein einträgliches Geschäft mit Colonialwaaren getrieben, der Vater es durch einen Weinhandel so erweitert,

daß die Firma „Gebrüder Paulsen" des besten Rufes und einer großen Kundschaft bei den Gutsbesitzern der Umgegend genoß. Daß mein Vater, der jüngere Bruder Ulrikens, nicht hinter diesem Ladentisch hantiren, nicht an diesem alten Schreibpult sein Hauptbuch führen wollte, erschien ihr von Anfang an als eine Unbegreiflichkeit, halb wie eine Irrung der Natur, halb aber auch wie ein Verbrechen, weil er den sträflichen Trieb in die Ferne und zur Kunst nicht zu unterdrücken vermochte. Schon als Knabe hatte er ebenso viel Hinneigung wie Geschick für die Musik bewiesen, vermuthlich war es das Erbe seiner Mutter, die,. wie er mir erzählte, eine wunderschöne Altstimme besessen: denn ich habe meine Großeltern nie gesehen. Mit zwölf Jahren entzückte er durch sein Geigenspiel die ganze Stadt; seine Mutter war überzeugt, daß er zum Künstler berufen sei, und der Vater widersprach nicht. Nur die Schwester war über den Entschluß des Bruders, die Handlung aufzugeben und in die Welt hinauszuziehen, empört und außer sich. Damals hob der Zwist zwischen den Geschwistern an, der sich niemals völlig ausgeglichen hat. Mit zornigem Schmerz

sah Ulrike nach ihres Vaters Tode das Geschäft sich schließen: Niemand war da, der es hätte übernehmen können und wollen. Bei der Erbtheilung behielt sie das Haus, von dem sie sich um keinen Preis trennen mochte: sie hatte ein kleines Vermögen von der Seite ihrer Mutter her, damit zahlte sie ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder ihre Antheile aus.

Wenn mein Vater in seinen guten Stunden von den alten Geschichten erzählte, konnte er die Oede und Philisterhaftigkeit der Provinzialstadt nicht lächerlich genug schildern, den dunklen, winkligen Laden, die dürftige Contorstube, die langweiligen Gesellschaften der Honoratioren; eine knöcherne, hagere Gestalt, den Schlüsselkorb in der Hand, die Haube mit breiten, ponceaufarbenen Bändern auf dem Kopf, immer mürrisch, mit gereiztem Ton, beinahe spukhaft, wie eine Hoffmann'sche Figur, spielte die Schwester Ulrike eine Hauptrolle in seinen Beschreibungen. Ich entsinne mich noch recht gut, daß die erste Empfindung, die sie in mir erweckte, die Furcht war; sie kam in meiner Vorstellung unmittelbar als Schreckbild hinter dem

Sandmann daher, der den unartigen Kindern die Augen ausschneidet. Als ich sie dann in meinem elften Jahre zum ersten Male bei einem Besuche, den sie uns machte, sah, war ich über das Fürchten hinaus, allein einen gelinden Schauer empfand ich doch vor ihr: sie hatte so scharfe, graue, durchdringende Augen, daß ich meinte, sie müsse durch mich hindurch sehen können, als ob ich von Glas wäre, und in meiner Seele alle meine Gedanken lesen. Später lud sie mich öfters während der Sommerferien zu sich ein, und mit der Neugierde der Jugend, in jener unbestimmten Lust nach Abenteuern und unerhörten Dingen, die im Herzen eines jungen Menschen pocht, folgte ich gern ihrem Rufe. Es lebte sich gut und behaglich in dem alten Hause, und ich fand es ungleich gemüthlicher und geheimnißvoller mit seiner langen Diele, den hellbraunen, mit Messinggriffen und Verzierungen beschlagenen Schränken und Truhen aus dem vorigen Jahrhundert, mit den tausend Scharteken in den Bodenkammern und dem schmalen Gärtchen hinter dem Hofe, als die enge Miethswohnung, die wir in Berlin inne hatten. Meine Eltern standen bei

Ulriken nicht gut angeschrieben: „mich hat sie immer für einen Garnichts gehalten," pflegte mein Vater zu sagen, „und Deine Mutter für eine Zigeunerin, aber nimm's ihr nicht übel, ihre Seele ist für Alles taub, was Wohlklang hat." Dennoch verbargen Beide ihre Freude und Genugthuung nicht, so oft eine Einladung oder ein Brief der Tante an mich kam; es war ihnen noch angenehmer, wenn ich des Lobes voll von ihr zurückkehrte. Ach, ich merkte bald genug, daß es die Aussicht auf die Erbschaft Ulrikens war, die sie deren Geringschätzung geduldsam ertragen ließen. Gab mir diese Entdeckung schon einen Stich ins Herz, so wurde die Wunde noch tiefer, als mir der Vater, der kein Mann war, seine Gedanken zu verbergen, immer von Neuem im Ohre lag, aus Rücksicht auf dies Erbe ein Kaufmann zu werden. „Was ist die Kunst in unsrer Zeit werth!" rief er zwischen Spaß und Bitterkeit, „nicht einen Pfeffersack. Welche Melodien hatte ich im Kopfe, welche Zauberkunststücke schlummerten in meinem Fiedelbogen! Und was ist das Ende? Capellmeister bei einem Operntheater! Ach, du lieber Augustin!" und er zog den rothen, längst

fadenscheinig gewordenen Fez tiefer in die kahle Stirn . . .

Des Vaters und der Mutter Beispiel waren freilich nicht verlockend, ihnen die Wege zum Tempel der Kunst nachzuwandeln. Eher hätte ihr Schicksal von jeder Uebung der Kunst abschrecken können. Mit großen Hoffnungen und nicht gewöhnlicher Begabung hatten Beide ihre Laufbahn begonnen, und nun über die Höhe des Lebens hinaus mußten sie mit kärglichem Erwerbe, mehr Tagelöhner als Künstler, sich durchquälen. Ruhmlos verschwanden sie in dem Meer der Mittelmäßigkeiten. Das Glück hatte ihnen nur einmal einen flüchtigen Seitenblick zugeworfen und sich dann auf immer von ihnen gewandt. Meine Mutter war eine beliebte Sängerin an dem Stadttheater zu Frankfurt am Main, gerade als mein Vater nach Wanderungen durch halb Europa in dem dortigen Orchester eine Stellung gefunden. Er hatte es Paganini und Joachim gleichthun wollen und war jetzt zufrieden, in einer Theatercapelle die erste Geige zu spielen. Es fehlte ihm, sei es aus Mangel des Talentes oder des Glücks, jenes Unbeschreibliche, welches den gottbegnadeten Künstler

aus der Schar der Kunstjünger erhebt; er war ein Geiger wie Viele, und meine Mutter war als Sängerin nicht reicher von der Natur bedacht. Die Jugend gab ihrer Erscheinung die Anmuth und ihrer Stimme den Schmelz, nur zu bald verloren sich beide. Damals aber, als sie sich kennen und lieben lernten, sahen sie den ganzen Himmel voll goldener und rosiger Wolken. Um so heller, da meinem Vater eben sein Erbtheil zugegangen war, das dem glücklichen Paar einen längeren Aufenthalt in Italien ermöglichte. Das war der letzte Sonnenschein in ihrem Leben gewesen. Nach meiner Geburt neigte sich der Stern meiner Eltern, langsam, aber unaufhaltsam. Die Stimme meiner Mutter erlangte ihre frühere Stärke nicht wieder, ihre Gestalt wie ihr Ton wurden reizlos. An den Vater trat die Nothdurft des Daseins, der Zwang der Arbeit und des Erwerbenmüssens heran — Dinge, die er bis dahin nie in ihrer ganzen Erbarmungslosigkeit empfunden. Wie froh waren sie darum, daß sie in der Hauptstadt unterducken und ihrem Kinde in einem bescheidenen Nest Obdach, Brot und Erziehung geben konnten. Mit ganzer Liebe hingen

sie an diesem Kinde, das zu ihrem Glück ihr einziges blieb; nur davon durfte man ihnen nicht sprechen, künstlerische Neigungen in ihm zu erwecken. Ihnen erschien die Kunst als die schlaue Betrügerin, die sie mit falschem Blendwerk in den Sumpf gelockt; der Gedanke, daß ich dem gleichen Loose verfallen könnte, erfüllte sie mit Unmuth und Sorge.

Nun würden ihre Warnungen und Bitten so wenig wie die Hoffnung auf das Erbe der Tante etwas über mich vermocht haben, wenn ich ein starkes ausgesprochenes Talent, einen unwiderstehlichen Drang besessen hätte. Aber die Begabung fehlte wie die Leidenschaft. Ich bin nicht groß, ich bin nicht klein, weder hübsch noch häßlich, sondern innerlich und äußerlich ein Dutzendmensch. Wie jeder regelrechte Schüler hatte ich das Gymnasium durchgemacht und ein anständiges Abgangszeugniß erworben: was weiter aus mir werden sollte, wußte ich nicht. Einmal hatte ich gewünscht, zu Schiff zu gehen, ein anderes Mal Theologie zu studiren; ich spielte, wie der Vater und die anderen Musiker, die in unser Haus kamen, zugestehen mußten, ausdrucksvoll und geläufig das Clavier;

ich zeichnete nicht übel — allein das Alles waren für meinen Vater brotlose Künste und für mich selbst Seifenblasen, die eine bewegliche Phantasie und ein hin und her schwankender Wille aufsteigen ließen. Zuletzt bestimmten die Rücksicht auf die Tante und der Vorschlag eines der Directoren einer großen Bank, der mit meinem Vater bekannt war, mir dort eine Stellung zu verschaffen, die mir gleich nach einem Probejahr ein bescheidenes Gehalt eintragen würde, mein Schicksal: Hans Paulsen war von dem Fluch der Künstlerschaft erlöst und in die Welt der anständigen Leute hinüber gerettet. „Ich danke dem Himmel für Deinen Entschluß, den Namen und hoffentlich auch die Firma Deines Groß- und Deines Urgroßvaters wieder zu Ehren zu bringen," schrieb mir die Tante und beschwerte ihren Brief in unerwarteter Freigebigkeit mit einem Hundertmarkschein. Altes Haus, ich vermuthe, daß sie in ihren Träumen schon wieder an Deiner Vorderfront das Schild mit der Inschrift „Hans Paulsen, vormals Gebrüder Paulsen, Wein- und Colonialhandlung" — goldene Buchstaben auf schwarzem Brett — prangen sah!

Neun Jahre war ich in dieser Tretmühle. Wie in der Schule, so auch im Contor ein fleißiger Arbeiter, der, was ihm aufgetragen wurde, leidlich leistete, rückte ich langsam vor. Meine Vorgesetzten hatten sich weder über meine Lässigkeit noch über meine Hitze zu beklagen; ich strebte nicht nach dem Ruhme und dem Golderwerb eines speculativen Genies, sondern war zufrieden, in dem weitläufigen Getriebe als Schreib- und Rechenmaschine verbraucht zu werden. Zuweilen kam freilich ein wilder Zorn über mich, und ich verwünschte mein verfehltes Dasein. Die abenteuerlichsten Gedanken trieben mich in ihrem Wirbel hin und her; in meinem Gehirn siedete und kochte es, und ich schwur mir selbst, die Sklavenketten zu brechen ... Das war meist des Sonntags, auf abendlichen Spaziergängen, wenn ich gut zu Mittag gegessen und eine halbe Flasche Champagner getrunken hatte. Der Montag fand mich wieder entnüchtert und verschüchtert an meinem Pult, die Feder in der Hand, die Schreibärmel sorgsam über die Arme gezogen, um den Rock zu schonen. Denn in welcher Lage wäre ich glücklich gewesen? In welchem Berufe hätte ich auch nur

die Hälfte des Lohnes empfangen, der mir als Buchhalter zu Theil wurde, die Möglichkeit der Nebenverdienste und Bereicherungen gehabt, wie in meiner Stellung an einer Bank, deren Actien die glänzendsten Dividenden abwarfen? Wie so manche meiner Genossen auf den Bänken der Prima führten als Referendare, als Schulamtscandidaten, als Bauführer und Aerzte ohne Praxis ein kümmerliches Leben in beständiger Sorge und Geldverlegenheit! Mir dagegen war es in all' meiner Unzufriedenheit eine süße Genugthuung, die letzten Tage meiner guten Eltern, die mir der Tod rasch nacheinander hinwegriß, sonniger gestaltet zu haben; an ihrem Krankenlager hatten wenigstens nicht die Entbehrung und die Bekümmerniß gesessen; jede Erleichterung war ihnen gewährt, jeder Wunsch erfüllt worden.

Erst ihr Tod hatte das Verhältniß zwischen der Tante und mir wieder erneut. Eine Weile war das Band zwischen uns so gut wie zerschnitten gewesen. So oft mich der Unmuth über meine Lage packte, schalt ich sie die erste Ursache derselben. Ohne die Fata Morgana ihres Vermögens, die

meinen Vater getäuscht, hätte ich doch vielleicht ein Studium oder eine künstlerische Beschäftigung ergreifen können. Und was der leeren Klagen und Beschuldigungen mehr waren. Unser Briefwechsel war ganz ins Stocken gerathen, und ich war überrascht und beschämt zugleich, als sie auf die Depesche von der Erkrankung meines Vaters sogleich zu uns eilte. In jeder Weise erwies sie sich gut und hülfreich, karg an Worten und den äußeren Zeichen der Trauer und des Mitgefühls, aber voll thätigen Entgegenkommens. Seitdem waren unsere Beziehungen ungestört und ungetrübt geblieben; innigere und wahrhaft herzlichere sind sie indessen erst in diesen letzten drei Monaten geworden, in diesen langen dunklen Winternächten, wo sie halbgelähmt in ihrem Sorgenstuhl an dem grauen Kachelofen saß, und ich ihr, um sie zu zerstreuen, vorlas, vorspielte oder vorerzählte . . Stunden, die mit ihrer sanften Ruhe, im Schatten des Todes, mit dem festen Glauben und der frohen Hoffnung Ulrikens auf ein Jenseits, eine leuchtende, unvergeßliche Spur in meiner Erinnerung lassen werden.

In den ersten Tagen des Jahres hatte ich von

dem Prediger Traugott Wahrmund, einem langjährigen Freunde meiner Tante, einen Brief erhalten, der mir ihre Krankheit — ein Schlagfluß hatte ihre rechte Seite gelähmt — und ihren Wunsch, mich noch einmal bei sich zu sehen, meldete; zugleich theilte mir Wahrmund mit, daß es die verschwiegene Hoffnung der Leidenden sei: ich, ihr letzter und einziger Verwandter, möchte sie bis zu ihrem Hinüberscheiden nicht mehr verlassen; er fügte hinzu, daß da freilich ein nicht geringes Opfer von mir, einem jungen Manne, gefordert würde, auf ungewisse Zeit hin mich an den Krankenstuhl einer alten launischen Frau zu binden, aber ich möchte in die andere Wagschale den Trost, die Erleichterung und die Freude legen, die meine Anwesenheit ihr bereiten würde, und als ein Mann, der in der Sorge um das Himmelreich doch nicht die Klugheit dieser Welt vergessen, deutete er in einer durchaus würdigen und angemessenen Weise, die dem älteren Manne mir gegenüber wohl anstand, auf das Erbe Ulrikens als eine Entschädigung für die Verluste hin, die mir zweifellos ein Austritt aus meiner Stellung verursachen müßte. Es traf sich gut, daß

ich gerade in der Vorbereitung zu einer Reise nach London war, dort in einem Bankhause, das mit dem unserigen in Verbindung stand, das Geschäft und den englischen Notenmarkt aus eigener Anschauung kennen zu lernen: meine Beurlaubung ward mir darum auf längere Zeit ohne Schwierigkeit bewilligt und die Reise nach England aufgeschoben. Ohne Kummer meinerseits, denn ich hatte eine geheime Abneigung gegen alles englische Wesen und fürchtete die City und den Themsenebel. So war ich, ohne zu zögern, zu der Tante gekommen, vielmehr aus Neigung und Mitleid, als aus irgend einer selbstsüchtigen Regung. Wie vermögenslos ich war, wie gut ich auch, aus neunjähriger täglicher Uebung heraus, den Werth des Geldes kannte — ich liebte es nicht und wäre einer unedlen Handlung, ja nur eines solchen Gedankens, es zu erwerben, unfähig gewesen. Mit ihren dreiundsechzig Jahren hatte Ulrike zu mannigfache Lebenserfahrungen und mit ihren scharfen grauen Augen eine zu gründliche Menschenkenntniß erworben, um mir nicht gleich am Gesichte abzulesen, daß ich nicht als lachender Universalerbe, sondern als bekümmerter Freund voll

Mitgefühls zu ihr geeilt war. Nur selten ward darum, wenn sie mir die Zukunft ihrer Dienerschaft ans Herz legte, ihrer Hinterlassenschaft gedacht, so daß ich wie erschreckt zusammenfuhr, als mir der Gerichtsherr, der mir nach ihrer Verfügung am Tage nach ihrer Beerdigung ihr Testament mittheilte, die Summe ihres Vermögens nannte, außer dem wenig mit Hypotheken belasteten Hause, nach Abzug der Legate, noch eine Summe von mehr als zweimalhunderttausend Mark. Mir war es eine Beruhigung, daß ich von einem solchen Reichthume auch nicht die leiseste Ahnung gehabt; im Gegentheil, wenn ich darum gewußt, würde gerade mein Wissen, wie ich mich kenne, den ungehemmten Ausdruck meiner Liebe beeinträchtigt haben.

Ulrikens Begräbniß war ein feierliches gewesen. Die halbe Stadt, so schien es mir, gab ihr das letzte Geleit. Für so manche kleine und große Leiden hatte man bei ihrer Klugheit Rath, bei ihrer Wohlthätigkeit Hülfe gesucht. Zu den leicht gerührten, unbedacht mit ihren Vorschlägen oder ihrem Almosen freigebigen Frauen hatte sie nicht gehört; Dank erwartete sie nicht, aber sie wollte auch nicht

für eine Betrogene gelten. Wer sie bittend anging, hatte sich nicht über sie zu beklagen. Viele hatten ihren praktischen Blick und ihre Geschäftskunde erprobt; Andere, die zu fallen drohten, hatte sie wieder fest auf die Füße gebracht, der Verwaisten sich mütterlich angenommen. In mehr als einer unglücklichen Ehe sollte sie den Frieden hergestellt, die zwischen Vater und Sohn zerrissenen Bande wieder angeknüpft haben. Die patriarchalischen Verhältnisse der Mittelstadt, die erst in dem letzten Jahrzehnt Ulrikens zu einem kräftigeren Aufschwung und einer lebhafteren Thätigkeit sich erhob, der Ruf ihres Vaters, der sich auf sie vererbte, ihre stattliche Persönlichkeit, das Gerücht, das ihr Vermögen verdoppelte, zuerst und zuletzt, daß sie unverheirathet blieb und Zeit und Muße für die Andern hatte, waren gleichsam die Bausteine, die sich zum Piedestal für sie zusammengefügt. Wenn sie die Fürstin des Ortes gewesen, hätte man sie nicht mit größerem Pomp und mit tieferer Trauer bestatten können. Aus dem Herzen Aller heraus hatte sie Wahrmund die Trösterin der Beladenen, die Friedfertige unter den Streitsüchtigen, die Vorsehung der Armen in

seiner Rede an ihrem Grabe genannt; nicht nur gekaufte Kränze und Palmenwedel schmückten ihren Sarg; ehrliche Thränen thauten auf ihn nieder, als er in das Erbbegräbniß, das der Großvater der Familie auf dem Marienkirchhof gestiftet, hinuntergetragen ward.

An einem der nächsten Tage machte ich Wahrmund meinen Besuch, ihm noch einmal meinen Dank für seine Grabrede zu erneuern und ihm und seiner Tochter die Andenken zu überreichen, die Ulrike in ihrem Testament, sorglich wie sie war, genau bestimmt hatte. Für Fräulein Marie war es ein schöner, aber altmodisch gefaßter Rubinenschmuck mit kleinen Brillanten zwischen den rothen Steinen, Armband, Ohrgehänge und Halsgeschmeide, und für den Pfarrer zwei alte kostbare japanische Vasen, aus dem ältesten Besitz des Hauses Paulsen, die damals, als sie Ulrikens Vater vor fünfzig Jahren von einem Stettiner Kapitän erstanden, gewiß die seltensten Raritäten in der Stadt gewesen waren, und eine Anzahl englischer theologischer Bücher: Bunyan's Pilgerreise, Wesley's Predigten. Englische Bücher hatte Ulrike gern gelesen, während

sie jedes französische mit einer gereizten Leidenschaftlichkeit, die anfänglich für mich ihre komische Seite gehabt, als ob es sich um Gift oder einen geladenen Revolver gehandelt, zurückwies. Das Pfarrhaus lag der ältesten und vornehmsten Kirche der Stadt, einem schmucklosen Ziegelbau, gegenüber: eine doppelte Reihe von Linden davor, die sich jetzt eben im Anfang des Aprils mit braunen Blattknospen bedeckten, gab ihm ein freundliches Ansehen. Schon bei meinen früheren Besuchen im Hause der Tante war ich mit dem Prediger bekannt geworden; damals hatte ich auch seine Frau wiederholt gesehen. Mit ihren wunderbaren dunklen Augen, die sanft und feurig blicken konnten, ihrem braungelockten Haar, ihrer schlanken Gestalt, der eigenthümlichen anmuthigen Unruhe ihres Wesens hatte sie über mich halbwüchsigen Burschen eine unbeschränkte Herrschaft gewonnen. Es hat Wochen gegeben, wo ihr Schatten beständig mir zur Seite ging; die Trennung verklärte mir noch ihr Bild und steigerte meine schwärmerische Verehrung. Das war nun längst eine verrauschte Jugendliebe; Frau Gerda war vor sechs Jahren gestorben, und als ich viele

Monate später die Trauerkunde gehört, hatte mein Herz keinen stärkeren Schlag gespürt. Dafür war ich dem Pfarrer während meines jetzigen Aufenthalts in der Stadt ein wenig näher getreten: er besuchte Ulrike in jeder Woche einmal, halb als langvertrauter Freund, halb als Geistlicher, und ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, meinerseits sein Entgegenkommen zu erwidern. Aber es bestand, ohne daß wir uns je in einem lebhafteren Meinungsaustausch erhitzt, eine unsichtbare Schranke zwischen uns, die jede Vertraulichkeit hinderte. Die Unterschiede des Alters, der Stellungen und der Temperamente mochten Einiges verschulden, der Hauptgrund indessen, der unsere gegenseitige Zurückhaltung hervorrief, war die Ueberzeugung, daß wir uns auf dem Gebiete des Glaubens nie begegnen könnten. Der Glaube Ulrikens hatte eine weibliche, pietistische Färbung gehabt und war in seinem tiefsten Kern eine Herzensergriffenheit, wie sie sagte, eine nur für sie bestimmte innere Offenbarung gewesen; Wahrmund dagegen betonte seine strenge Kirchlichkeit und dogmatische Gläubigkeit. Alles an und in ihm verrieth den eifrigen Diener der

Wahrheit. Eine hoheitvolle, priesterliche Erscheinung, auf starkem Hals ein grauumlocktes Apostelhaupt mit durchfurchter Stirn und festgeschlossenem Munde, der das Lächeln verlernt zu haben schien; die Stimme wohlklingend, eindringlich, die Gebärde groß und ausdrucksvoll: schauspielerisch, flüsterte der geheime Widerwille in mir. In meinem Blute ist kein Tropfen positiver Gläubigkeit; ich besitze nicht einmal das Schleiermacher'sche religiöse Gefühl, ich müßte denn, mich selbst belügend, die zwischen Entzücken und Schauer schwebende Bewunderung für die Schönheit und die Unendlichkeit der Natur mit diesem Namen benennen. Bei so scharfen Gegensätzen war es nur Wahrmund's Weltklugheit und meiner Schüchternheit zu verdanken, daß wir bisher ohne härteren Zusammenstoß mit einander verkehrt. Und so, hoffte ich, sollte es auch bleiben, so lange mich meine Angelegenheiten und die Gewohnheit des Stilllebens, in das ich mich nun schon eingesponnen, in der Stadt festhalten würden.

Im Pfarrhause war ich kein unbekannter Gast; die Dienerin führte mich sogleich in das Studirzimmer. Ein dreifenstriges, düsteres Gemach, das

heute durch den voll und warm hereinfallenden Nachmittagssonnenschein ein wenig freundlicher ausschaute als gewöhnlich. Die schwarzgebeizten Bücherregale reichten fast bis an die Decke; in schwarzen Rahmen sahen die Bildnisse der Reformatoren, in guten Kupferstichen, von der einen Wand herab: war es ein Zufall oder bewußte Auswahl? Das beste Porträt war das Calvin's. Dessen Gesinnung, Priesterstolz und düsterer Wahnglaube entsprachen ganz der Natur Wahrmund's, im Schnitt der Stirn und des Mundes glaubte ich nun auch Aehnlichkeiten zwischen Beiden zu entdecken. Diesen Bildern gegenüber hing an der andern Wand über dem schwarzen Ledersopha ein mit einem Flor verhülltes Bild in einem ovalen Goldrahmen: ich wußte, daß es ein wohlgetroffenes Porträt seiner verstorbenen Frau war, ein Bild, das für mich einst der Inbegriff aller Schönheit und allen Liebreizes gewesen war. Ich hatte mich bisher nur schwer in die Stimmung und den Gedankengang Wahrmund's hineinfinden können, der sich freiwillig eines so holden Anblicks beraubte und immer nur an den Verlust der theueren Frau, nie aber an ihre anmuthige und berückende Schön-

heit erinnert sein wollte; heute war es mir, als habe er recht daran gethan, dies Bildniß mit einem Schleier zu verbergen, als passe dies lächelnde, lebensfreudige Antlitz nicht in dies ernste Gemach. In der Mitte ein langer, mit einer schwarzwollenen Decke belegter Tisch, mit einem schwarzen Schreibzeug, umher in peinlicher Ordnung und Sauberkeit altmodische, schwere, hochlehnige, mit schwarzem englischen Leder bezogene Sessel. . .

Auf einem derselben nahm der Pfarrer nachher Platz, während er mich auf das Sopha nöthigte: so blieb er im Schatten, während die Sonne hell mein Gesicht beschien. Wie immer trug er einen langen schwarzen Rock mit einem Sammetkragen und eine hohe steife weiße Cravatte. Auf dem Wege zu seinem Hause hatte ich mir Alles wohl überlegt, was ich ihm zu sagen, wie ich ihn zu der Annahme der Liebesgaben und Erinnerungszeichen zu bestimmen gedachte, denn da sie doch einen nicht unbeträchtlichen Werth hatten, fürchtete ich, daß seine übertriebene Feinfühligkeit und auf das Aeußerste getriebene Uneigennützigkeit mir allerlei Einwände machen würde. Um so erleichterter

athmete ich darum auf, als er nach einem ersten Zusammenfahren, Erstaunen und Stirnrunzeln sich als Weltmann faßte und mir die Hand mit schweigendem Danke drückte. „Sie wissen ja," sagte er dann, „in welchem Sinne die Selige gab, in welchem Sinne ich ihre Gabe annehme. An sich bedarf es solcher Zeichen zwischen mir und der Verewigten nicht, sie drüben und ich hienieden, wie weit wir auch von einander getrennt sein mögen, vergessen können wir einander nicht. Und wenn sie mir Millionen hinterlassen — sie wögen mir den Trost ihres Angedenkens nicht auf."

Mit einer geschickten Wendung hatte er darauf die Unterhaltung auf mich gelenkt und sich nach meinen nächsten Plänen und Absichten erkundigt. Ihm eine bestimmte Antwort zu geben, wäre mir unmöglich gewesen. Denn was wollte ich? Hatte ich irgend einen festen Plan? „Ach, Herr Prediger," erwiderte ich daher, „ich lebe so in den Tag hinein und suche die Pflicht und Arbeit, die mir ein jeder auferlegt, nach Kräften zu erfüllen. Da Sie meine Verhältnisse kennen, werden Sie mit meiner Unentschlossenheit Nachsicht haben. Ich war ohne

jede Ahnung, welch' ein Vermögen mir die Tante vererben würde. Denken Sie sich in meine Lage, ein armer Buchhalter, der über Nacht ein reicher Mann geworden, ein Mensch, jung und unerfahren trotz seiner achtundzwanzig Jahre, der plötzlich seinen heißen, lange ungestillten Durst, die Welt kennen zu lernen, befriedigen kann . . ."

„Ich verstehe Sie vollkommen, mein lieber Herr Paulsen, und freue mich, in Ihnen denselben Drang wiederzufinden, der mich beseelte. Man sagt, der idealistische Trieb sei ganz aus unserer modernen Jugend gewichen und durch die Begierde nach Besitz, nach Gut und Geld ersetzt worden. Sie, ein langjähriger, ausgelernter Kaufmann — und wenn Sie es mir nicht übel deuten, den Rechner sieht man Ihnen auf den ersten Blick an, wie mir den Pastor — sind das Gegentheil dieser Behauptung. Ihnen wird der unerwartete und unbegehrte Reichthum zum Segen ausschlagen."

„Sie fühlen mir nach, daß ich eine Weile der Ruhe bedarf, meine so von Grund aus veränderten Verhältnisse wenigstens in meinem Kopfe und Herzen zu ordnen. Auch würde ich mich ungern jetzt

schon von dem Hause, von dem Grabe Ulrikens trennen —“

„Hm!“ und Wahrmund machte eine kleine Pause, in der die schlanken Finger seiner wohlgepflegten Hand über die schwarze Tischdecke hin- und herstrichen. „Es ist nicht gut, sich in Ihren Jahren dem Schmerz, der Wehmuth hinzugeben. Man verweichlicht seine Seele, man verschwelgt sein Gefühl. Drei Monate lang haben Sie fromme Pflichten geübt — ja, ja, als ob Sie der rechte Sohn der selig Entschlafenen gewesen wären. Jetzt aber rufe ich Ihnen zu: es ist genug! Ein junger Mann gehört in das Leben, in eine energische Thätigkeit. Je eher Sie aus dieser altjüngferlichen Atmosphäre kommen, um so besser.“

Weder in den Worten noch in dem Ton, in dem er sie äußerte, lag das Geringste, das mir auffallen oder mich gar hätte verletzen können. Was er mir rieth, zeugte sicherlich von ebenso großer Klugheit wie Freundlichkeit. Ich aber hörte aus einem angeborenen Mißtrauen gegen ihn nur die Absicht heraus, mich so schnell wie möglich aus der Stadt zu entfernen — eine Absicht, für die mein

Verstand freilich vergebens nach dem zureichenden Grunde suchte.

„Eine Woche oder zwei länger darin zugebracht," entgegnete ich mit einem halben Lächeln, „werden mir hoffentlich nichts schaden. Auch ist es doch wohl meine Pflicht, die Papiere meiner Tante zu ordnen, Nichtiges zu verbrennen, Anderes, was ihren Freunden und Freundinnen wichtig und werthvoll sein könnte, auszusondern und ihnen wieder zuzustellen. Dies, denk' ich, ist recht eigentlich meine Obliegenheit und ganz nach dem Willen der Verstorbenen."

„Das ist etwas Anderes," sagte er langsam, mit einem forschenden Blick in mein Gesicht, während seine Finger noch unruhiger und hastiger auf der Decke arbeiteten. „Allein es wird keine angenehme Arbeit für Sie sein. Wie viel vergessene Geschichten mögen in jenen Schränken begraben liegen. Fräulein Paulsen war eine Art Beichtigerin der halben Stadt. Sie werden in manches Familiengeheimniß hineinschauen."

„Da ich den Menschen und Dingen hier fremd gegenüberstehe, werden ihre Geheimnisse bei mir gut

aufgehoben sein. Aber wenn es sich in der That so verhält, Herr Prediger, wie nothwendig ist es dann, rasch jeden Mißbrauch zu verhindern, der mit solchen Schriftstücken und Mittheilungen getrieben werden könnte."

„Möglich, und ich wünsche es um Ihretwillen, denn es schafft der Seele Sorge und Unmuth, fremder Menschen Schuld oder Unglück zu wissen, daß ich Ihnen da eine thörichte Grille in den Kopf gesetzt habe; daß die Selige selbst schon alle Briefe und Papiere, die ihr bedenklich schienen, vernichtet hat. Wenigstens würde ich ihr dazu gerathen haben. Es ist gut, daß Vieles mit dem Menschen begraben wird und nur zur Kenntniß des höchsten Richters kommt. Aber ich stehe mit meiner Ansicht allein. Die Zeitgenossen lieben es, jeden verborgensten Winkel im Leben und im Herzen eines Menschen aufzustöbern. Jedes boshafte Gelüst, die Verachtung des Heiligsten, der dämonische Hochmuth, Alles wissen zu wollen, versteckt sich hinter der Losung: Wahrheit! In der Kunst, im Staat, in der Kirche, in der Erziehung: Wahrheit! Aber was ist, wenn wir von der Offenbarung Gottes

durch unsern Heiland absehen, Wahrheit? Ist sie nicht in den meisten Fällen ein Glauben und Meinen? Auf der Wahrheit Gottes beruht die Welt, doch die Wahrheit des Menschen . ." Er hatte eifriger gesprochen als vorher, mit einer wohlklingenden, von der inneren Bewegung nachzitternden Stimme: ich merkte, daß es eine seiner Lieblingsbetrachtungen war. Jetzt ballte er seine Hand zusammen und klopfte auf den Tisch, als ob er sich selbst zur Ordnung rufen wolle. „Vergeben Sie," und er erhob sich, „ich stehe ja nicht auf der Kanzel. Der Gegenstand riß mich hin. Lüge und Wahrheit — ich fürchte, wir leben nur, weil sich beide für uns in einander weben. Unauflöslich und wie oft ununterscheidbar!" Und da auch ich aufgestanden war, drückte er mich mit sanfter Gewalt nieder. „Sie wollten noch meine Tochter sprechen . ." Er hatte eine kleine, zwischen den hohen Bücherständen fast eingeklemmte Thür geöffnet und „Maria!" gerufen, sich darauf wieder zu mir gewandt und meine Hand ergriffen: „Also mit Gott an Ihr Geschäft! Vor ihm sind wir

allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes und der Wahrheit.“

Seine Rechte hielt noch die meinige fest, als Fräulein Marie eintrat. Mir war's, als ginge ein Zug der Verwunderung bei diesem Anblick flüchtig über ihr Gesicht. Obgleich es in seinem ganzen Schnitt dem Antlitz ihrer Mutter glich, ihre Augen dunkel und ihr Haar von brauner Farbe wie das ihrer Mutter war, hatte ich es doch längst aufgegeben, in Mariens Gesicht die ehemals geliebten Züge wiederzufinden. Ein Ausdruck des Herben und Trotzigen ließ es mir völlig fremd erscheinen. In der letzten Zeit hatten wir uns, wie es nicht anders sein konnte, da sie vielmals in das Haus der Tante gekommen, oft gesehen und manche Stunde mit einander verplaudert. Sehr in die Tiefen drang natürlich unsere Unterhaltung nicht, weil wir Rücksicht auf unsere Kranke zu nehmen hatten, aber das war doch zu merken, daß Marie viel gelesen, den kleinen Kreis, in dem sie sich bewegte, mit einer mir unheimlichen Schärfe beobachtete und über Alles ihre eigenen verschwiegenen Gedanken hatte. Obgleich sie stets freundlich auf-

merksam war und gleichsam aus innerer Anschauung heraus jeden Wunsch der Leidenden errieth, noch ehe er ausgesprochen wurde, wehte es wie ein kalter Hauch um sie. Ulrike war es, die meiner nach einem bezeichnenden Worte suchenden Empfindung dazu verhalf; sie bringt immer Frost mit sich, sagte sie, und wenn sie lange bei mir sitzt, fange ich an zu frieren. Ihrer klaren Stimme, ihrem kurzen Lachen fehlte die Wärme; ihre Augen hatten einen eigenen, kalten wie metallischen Glanz. Gelassen, sorgsam, aber ohne jede Hast und jeden Uebereifer, in dem sich Liebe oder Mitleid kundthun, waltete sie in der Krankenstube Ulrikens wie im Hause ihres Vaters. Niemals, so lange ich sie nun kannte, hatte sie etwas versehen, versäumt oder vergessen. . . Vielleicht weil ihr Alles gleichgültig war und Nichts ihr einen tieferen Antheil abgewann. Mich hatte sie anfangs als eine neue Erscheinung in der Eintönigkeit ihres Lebens mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, aber offenbar bald genug herausgefunden, daß ich ebenfalls, wie ihre anderen Bekannten, zu denen gehörte, die nur in der Masse Wirkung machen.

Der Schmerz, den meine Eitelkeit darüber gefühlt, war längst verwunden, und wir verkehrten mit einander in der kühlsten und höflichsten Weise. So kostete es mir weder Mühe noch Herzklopfen, mich meines Auftrags zu entledigen und ihr das Angedenken Ulrikens zu überreichen.

Und so, in freundlicher Ruhe, nahm sie es auch nach einem fragenden Blick auf den Vater, als ob sie sich erst dessen Zustimmung sichern wollte, auf. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen, und der Guten, die meiner so liebreich noch von jenseits des Grabes gedenkt," sagte sie und hatte schon das Schmuckkästchen auf den Tisch gestellt. Da mochte es ihr einfallen, daß diese beinahe geringschätzige Behandlung des Geschenkes mich verletzen könnte, und sie schlug den Deckel in die Höhe. Von dem Glanz der Steine, auf die gerade der goldige Schimmer des Sonnenuntergangs durch die Scheiben fiel, fuhr sie mit einem leisen Aufschrei zurück: „Das ist viel zu kostbar für mich" — und zu dem Vater sich wendend, hielt sie ihm den Schmuck entgegen: „sieh nur! Wie dürfte sich eines Predigers Tochter damit schmücken!"

„Ich habe Herrn Paulsen schon gesagt, in welcher Gesinnung wir allein das Vermächtniß der Seligen annehmen können," entgegnete Wahrmund. „Wüßten wir nicht, welcher Schatz ihre Freundschaft im Leben für uns gewesen, welchen Trost sie uns nach dem Heimgang Deiner Mutter gewährt, so würde der Reichthum dieser Gaben für uns beschämend sein. Sie aber kennt unser Herz und hat es genugsam erfahren, daß Du nicht nach der Eitelkeit trachtest."

Während der Rede ihres Vaters, die mir salbungsvoller und gezierter klang, als Alles, was er mir gesagt, hatte Marie mit halb geschlossenen Augen dagestanden, als sei sie von dem Sonnenschein geblendet, und dann langsam den Deckel des Kästchens wieder geschlossen. Noch einmal drückte sie mir ihren Dank aus, und die Unterhaltung verlor den gespannten Ton, den sie bisher gehabt, und floß gemächlich eine Weile im Bett des Alltäglichen dahin. . .

Mit leichterem Herzen, als ich gekommen, verließ ich das Pfarrhaus. Noch niemals hatte ich dort eine solche Schwüle und ein solches Unbehagen em-

pfunden. Steif und feierlich war der Verkehr immer darin, das lag ebenso in der Stellung wie in der Haltung Wahrmund's, dem das Geistliche zur zweiten Natur geworden war. Heute war es mir vermuthlich nur bedrückender auf die Seele gefallen, weil der Anlaß, der mich hergeführt, ihn beinahe dazu nöthigte, den Prediger noch stärker hervorzukehren. Sehr möglich, daß auch ich nicht den rechten Ton gefunden. . . Allein was half es, die Verstimmung zu zergliedern? Ein Spaziergang in den frischen Aprilabend hinein sollte sie zerstreuen und mir den Gleichmuth des Herzens wiedergeben. . .

Landschaftliche Reize bot die Umgegend nicht. Flachland mit gutem Getreideboden, ein mäßiger Waldbestand, Eichen und Buchen, welcher der Stadt gehörte, ein kleines Flüßchen, das die Grenze zwischen dem Weichbild und dem Rittergut Wussow bildete, mit einem Erlenbruch, in einiger Ferne ein paar Windmühlen und die Schlote der Ziegelei und der Brennerei, die der Graf Wussow auf seinem Besitzthum angelegt. . . Im Sommer, unter blauem Himmel, mit goldschimmernden, wogenden Kornfeldern, ein freundlicher, erquicklicher Anblick, aber

jetzt in dem Dämmergrau des Aprilabends, weithin nichts als grauschwarze Erde, die leise dampfte, kahle Bäume, schwärzlicher Rauch aus den Schornsteinen steigend und rasch von dem scharfen Nordwinde zerrissen und zerstreut, konnte man sich nichts Reizloseres denken. Hätte der Wald nicht wie eine dichte blauschwarze Masse über dem Boden emporgeragt, würde sich mein Blick im Leeren verloren haben. Nichts Schwermüthiges, nichts Eindrucksvolles, nichts, was Staunen oder Schrecken hätte erregen können — eine scheinbar unermeßliche Flachheit und Gleichmäßigkeit . . genau wie das Einerlei des Lebens. . . Wären nicht der Wind, der Erdgeruch und die Himmelsweite über mir gewesen, hätte mir diese eintönige und trostlose Natur das Herz noch schmerzlicher beklemmt, als der Dunst des Pfarrhauses. . . So aber war schon das Athmen dieser Kühle, dieses kräftigen Duftes, der Widerstand, den ich dem Wind entgegensetzen mußte, der Blick hinauf zu den grauen, hier und dort noch von dem Blaßroth des Sonnenuntergangs durchzitterten Wolken eine erfrischende Wohlthat. . .

Eine gut gehaltene Fahrstraße verbindet das

Rittergut und die nächstgelegenen Dörfer mit der Stadt, Pappeln, die wie nackte Masten und hohe Segelstangen sich vom Himmel abhoben, ziehen sich zu ihren beiden Seiten in gleichen Abständen hin. Planlos, beinahe gedankenlos schritt ich sie entlang. Erst um eine Stunde später, wenn die Fabriken geschlossen wurden, ging es lebhafter auf ihr hin und her: ein Theil der Arbeiter wohnte in der Vorstadt und kehrte dann dahin zurück. Jetzt war die Straße einsam, kein Wagen, kein Wanderer darauf. Ich würde auch schwerlich Aufmerksamkeit dafür gehabt haben, so still und träumerisch wandelte ich für mich, ohne etwas fest ins Auge zu fassen oder einem Gedanken lange nachzuhängen. Da begrüßte mich Einer mit einem „Aufgepaßt!“ Ein Feldweg, den er dahergekommen, mündete hier in die Straße, und ohne seinen Zuruf wären wir aneinander gestoßen. Ich zu meinem Schaden, denn er trug eine große Hacke über der Schulter.

„Guten Abend!“ sagte ich.

Zwei fremde Gesichter starrten sich an, keines hatte an dem anderen Besonderes zu sehen. Er gehörte vermuthlich zu den Gutsleuten in Wussow;

die stramme Haltung und die Militärmütze auf dem Blondkopf, die Weise sich zu geben und zu tragen verriethen, daß er noch nicht lange aus dem Regiment entlassen war.

Er ging gradaus, wie ich, und so hielten wir unwillkürlich gleichen Schritt, schweigend, neben einander. Endlich fragte ich: „Sie haben wohl in der Garde gedient?“

Die Vermuthung schmeichelte ihm, er richtete sich noch straffer in seiner ganzen Höhe auf: „Bei den Gardefüsilieren,“ antwortete er mit einer Stimme, die einen mir bekannten Klang hatte, obwohl mir nicht einfallen wollte, wo ich ihn schon gehört.

„Da sind wir halbwegs Kameraden; ich habe in dem Regiment mein Jahr abgedient.“

„Sie?“ Er streifte mich mit einem jähen, schrägen Blick. „Sie sind nicht aus der Gegend?“

„Nein, ich bin nur zu kurzem Aufenthalt in der Stadt. Aber Sie sind hier zu Hause?“

„Ja, ich bin in der Stadt geboren.“

Wieder wanderten wir eine Weile wortlos weiter; dann fragte er: „Wollen Sie zu uns nach

Wussow? Die Herrschaft erwartet — nein, so sehen Sie doch nicht aus."

„Wie denn?"

„Wie ein Candidat! Der frühere Lehrer des jungen Herrn hat das Schloß verlassen, und der Herr Graf haben sich einen neuen von dem Herrn Pastor Wahrmund empfehlen lassen . ."

„Nein, der bin ich nicht. Ich bin ein Kaufmann."

„Nun ja, es war ein dummer Einfall. . . Sie haben so gar nichts Geistliches, wie der."

„Der Herr Prediger Wahrmund ist freilich ein stattlicherer Mann als ich."

„Das wollt' ich nicht sagen. Ich dachte etwas Anderes. Also Sie kennen Wussow nicht? Es ist ein geräumiges Schloß und ein großer Park darum."

„Sie dienen auf dem Gute?"

„Ich bin eigentlich ein gelernter Schlosser. Bis ich zu den Füsilieren kam. Im Herbste vorigen Jahres war meine Zeit um, und ich wurde nach meiner Heimath entlassen. Wenn man drei Jahre in Berlin gewesen und vor dem Kaiser exercirt hat,

kann man in einem solchen Neste nicht bleiben, nicht wahr? So wollt' ich auf und davon, da trifft mich der Graf Wussow, der mich von dem Regimente her kennt; ich war nämlich eine Zeit lang Bursche bei seinem Bruder, dem Hauptmann, und sagt: Draußen bei mir ist immer etwas zu schlossern und zu hämmern, Arbeit genug. Und da ging ich mit ihm."

Die längere Rede hatte ihn zutraulich gemacht, wir kamen in ein gemüthliches Geschwätz. Bis zu einer kleinen Ausspannung, wo die Bauernwagen, die zum Markt in die Stadt, und die Frachtwagen, die von dem Bahnhof ins Hinterland fahren, zu halten pflegten, waren wir so gegangen. Am Himmel tauchte die Sichel des Mondes im Silbergrau des Abends auf. Es war Zeit für mich, an die Heimkehr zu denken. Aus „alter Kameradschaft" von dem Regimente her und wegen der munteren Unterhaltung bot ich meinem Begleiter ein paar Cigarren an, und an demselben Streichholz entzündeten wir jeder die seine. Der Wirth stand in der Hausthür. Er erkannte mich wieder, auf meinen Spaziergängen hatte ich ein und ein

anderes Mal ein Glas bei ihm getrunken, und rückte an seiner Mütze: „Guten Abend, Herr Paulsen.“ Bei dem Namen war es mir, als stutze mein Begleiter, wenigstens trat er einen Schritt zurück und schien nur widerwillig in die Hand einzuschlagen, die ich ihm entgegenstreckte. . .

Mit kurzem Abschied trennten wir uns. Ich mochte nicht zurückblicken, aber ich war überzeugt, daß er sich nun ein Langes und Breites von meiner Erbschaft erzählen ließ. Denn diese Erbschaft und meine Wenigkeit waren seit drei Tagen der unerschöpfliche Stoff des Gesprächs und der Gerüchte in der Stadt. Das Auffahren und Staunen des jungen Gesellen, als er meinen Namen hörte, hatte in mir eine unangenehme Empfindung erregt. Gönnten sie mir mein Erbe nicht, hatten sie sich Aussicht auf das Vermögen Ulrikens gemacht und betrachteten mich als Eindringling? Gewiß, es waren die lächerlichsten Gedanken, die in mir aufstiegen, und ich legte die begreifliche Neugierde und Verwunderung der Spießbürger, denen ich schon als Fremder eine ungewohnte Erscheinung war, in meinem Unmuth ganz falsch aus; aber die Grillen

schwirrten weiter. Was sollte ich mit dem Reichthum beginnen? War er mir nur geschenkt, um ihn zu meinem Wohlleben und Vergnügen zu vergeuden? Verpflichtete er mich nicht dazu, im Sinne der Verstorbenen Gutes zu thun? Im Vergleich zu den Summen, mit denen ich in dem Bankhause zu rechnen gehabt, war mein Besitz wie ein Tropfen im Meer, allein hatte ich nicht das Beispiel der Verstorbenen vor mir? Wie viel Durstige hatte sie mit diesem Tropfen zu tränken verstanden! Und mitten in diesen Ueberlegungen wachte plötzlich die Habsucht auf. War ich nicht ein Kaufmann? Wußte ich nicht, wie man das Geld wuchern läßt? Konnte ich mein Erbe nicht verdoppeln, verdreifachen? Schon verlor ich mich in waghalsige Speculationen mit allen möglichen Spielpapieren der Börse, schon funkelte wie ein Meteor die Million vor mir. . . Da ernüchterte mich der Anblick der spärlichen, trüb brennenden Gaslaternen in den stillen Straßen, das Verschlafene der kleinen Stadt, das gute, ehrliche, fast hundertjährige Haus am Markt, wo langsam und ehrenfest Pfennig zu Pfennig gelegt worden war, in unermüdlicher Ar=

heit, in harter Entbehrung, bis der Goldhintergrund geschaffen war, auf dem ich selbst und die Andern mich nun erblickten — ich mit selbstgefälliger Eitelkeit und die Andern mit kaum verhülltem Neid. Nein — dies Geld, an dem keine Lüge und kein Trug haftete, sollte nicht vergeudet und verspielt werden. Ich schüttelte mich, ehe ich die Klingel zog, als müßte ich all' die thörichten Gedanken von mir abwerfen, die nicht zu dem Frieden und der Makellosigkeit dieses Hauses stimmten.

II.

In dem Hause bewohnte ich ein großes Hinterzimmer. So schmal die Vorderseite des Hauses nach dem Markte war, so lang und weiträumig streckte es sich nach dem Hofe zu aus. Offenbar hatten die Besitzer je nach dem Bedürfniß, bei dem Wachsthum des Geschäftes und der Zunahme der Familie den alten Bau weitergeführt und darüber der Nützlichkeit wegen die Annehmlichkeit des Gartens, der sich früher hinter dem Hause ausgedehnt, ohne Bedenken bis auf einen winzigen Theil geopfert. Drei alte Nußbäume und ein paar Fliederbüsche auf magerem Rasenfleck — das war Alles. Aus dem Fenster meines Zimmers hatte ich, als ich noch ein Knabe war, mich zum Schrecken der Tante einmal auf einen herabhängenden Ast geschwungen; als ich im nächsten Jahre wiederkam, hatte sie vorsorglich die Bäume stutzen lassen. Sie

standen nun in gebührender Entfernung von dem Fenster und hinderten weder der Luft noch der Sonne den Zugang zu dem Gemache. Ich war an das Zimmer gewöhnt und dachte nicht daran, ein anderes zu beziehen. Es bot mir freie Aussicht über die kleinen Gärtchen und Höfe der Nachbarhäuser und ein weites Stück Himmel spannte sich über und vor mir aus. Während die andern Gemächer nach Frauenart vollgepfropft waren, hatte das meinige eine knappe Einrichtung. Ein Schrank für die Kleider, eine alte, reich mit messingnen Griffen und Schlössern beschlagene Kommode, ein runder Tisch, drei Stühle, in einer Alkovenecke durch einen Tapetenschirm geschützt das Bett und das Waschgeschirr, ein verblaßter holländischer Teppich über die ganze Diele hin, die immer leise unter meinem Tritt ächzte, ein Bücherregal, auf dem noch einige meiner Schulbücher standen. Aber mir war in dem schlichten Raum wohl und behaglich; die Luft kam mir hier frischer und freier vor, als in den aufgeputzten Vorderzimmern, und wenn der Pastor vorhin von dem Dunst und Spuk alter Erinnerungen geredet, welche aus den Truhen und Kästen der Tante auf-

steigen würden — hier fühlte ich mich sicher vor ihnen, hier hausten nur Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit, hier umschwebten mich nur heitere Bilder und Träume. . .

Das Haus war auf das Sauberste und Friedlichste gehalten. Die Tante hatte eine feste und strenge Hand in der Führung des Hauswesens besessen. Die alte Köchin verstand sich ebenso gut auf die Küche wie der alte Diener auf seine Obliegenheiten. Er pflegte die Tante auf ihren Ausgängen zu begleiten, die Besucher anzumelden und bei Tische aufzuwarten: immer in tadelloser weißer Cravatte, in einem altmodischen braunen Rock mit blanken Knöpfen. Er wie die Köchin waren noch in jüngeren Jahren in den Dienst Ulrikens getreten und gemächlich mit ihr, ohne es zu merken, in der Geräuschlosigkeit der Tage in das Alter geglitten. Mich kannten sie schon von meinen Ferienbesuchen her und hatten mich, sie mit Leckereien und er mit männlicheren Diensten, indem er mir Pfeil und Bogen schnitzte, Angelruthen zurechtband und mich auf meinen Streifereien in der Umgegend begleitete, damals über Gebühr verwöhnt. Ich war für sie

von jeher der „junge Herr“ und von allen Einwohnern der Stadt gönnten sie mir meine Erbschaft aus aufrichtigstem Herzen. Für sie hatte es gar nicht anders kommen können, als es gekommen war. Auch in ihrem eigenen Interesse hatten sie es sich nicht besser zu wünschen vermocht. Sie waren nun sicher, wie mir Johann sagte, in dem Hause zu sterben, in dem sie so lange gelebt, und daß ich ihnen noch weniger Unruhe und Umstände machen würde, als das selige Fräulein Paulsen. . .

Neben den beiden alten Dienstleuten, zu denen sich an jedem Sonnabend und an den immer mit einem rothen Kreuz von Ulriken in ihrem Wandkalender bezeichneten großen Waschtagen zwei Frauen aus der Nachbarschaft gesellten, hatte ich diesmal bei meiner Ankunft im Hause eine junge Magd getroffen . . Hilde wurde sie gerufen, und es hieß, sie sei der alten Ursel zur Beihülfe für die schwerere Arbeit gegeben. Sie war auch groß und stark, mit feinen, beinahe regelmäßigen Gesichtszügen, mit dicken blonden Flechten um das Haupt, die Wangen immer von einer frischen, gesunden Röthe überflogen. Aber wir Beide konnten uns vom ersten Augenblick

an, wo wir uns gesehen, nicht leiden. Sie maß mich mit einem schrägen Blick, als mir Johann die Hausthür öffnete und sie und die Ursel auf seinen Freudenruf: „Es ist der junge Herr! Und wie groß und hübsch ist er geworden!“ aus der Küche herbeiliefen, um mich zu begrüßen. Und dieser schräge, lauernde, scheue Blick traf mich jedes Mal, wenn wir uns begegneten. Oft war ich freilich in den ersten Monaten nicht mit ihr in Berührung gekommen. Das Frühstück trug mir Johann herein; mein Zimmer brachte sie während meiner Abwesenheit in Ordnung; auch in den Gemächern der Tante erschien sie nur selten. Aber in den letzten Wochen, als Ulrikens Krankheit sich verschlimmerte, bei den langen Nachtwachen, wo die Krankenwärterin allein nicht ausreichte, als dann der Tod eingetreten war, mußte ich selbstverständlich viel mit ihr reden, vieles ihr auftragen. Warum es mir immer eine Art Ueberwindung kostete, wußte ich mir nicht zu erklären; nur das empfand ich, daß meine Weise ihr gegenüber nicht die richtige war. Bald sprach ich mit meinem „Bitte!“ oder „Seien Sie so gut!“ zu höflich, bald verfiel ich in einen

barschen Ton, der sich ebenso wenig eignete. Denn sie widersprach niemals, that, was ihr befohlen war, ohne Lärm und gab auf eine Frage stets eine kurze Antwort. So weit es möglich war, wich sie mir aus, ihre Scheu war noch größer geworden; in ihren Augen, wenn sich einmal unsere Blicke trafen, lauerte etwas Unbeschreibliches; bald schien es mir Furcht und Sorge, bald wieder Trotz und Frechheit zu sein, und wenn sie sich bei einer Verrichtung von mir beobachtet glaubte, meinte ich einen Zug wie zwischen Herausforderung und Lüsternheit um ihre vollen Lippen irren zu sehen.

Mit der Tante hatte ich nie über das Mädchen gesprochen. Einmal hätte sich vielleicht die Gelegenheit dazu gefunden, aber ich hatte sie ungenutzt vorübergehen lassen. Ich hatte Hilden bei irgend einem Anlasse einen Verweis ertheilt und die Tante mir nachher gesagt: „Sei sanfter zu ihr, sie ist ein unglückliches Geschöpf." Dabei war es geblieben. Mich des Genaueren über das Mädchen und wie sie ins Haus gekommen, bei dem Diener oder der Ursel zu erkundigen, widerstrebte mir, und da Beide ohne Streit mit ihr verkehrten, wenn auch, wie es mir

scheinen wollte, mit einiger Zurückhaltung, so hatten auch sie keinen Grund, im Gespräche mit mir die Rede auf Hilde zu bringen. Aus Ulrikens Testament erfuhr ich, daß sie Hilde Gollnow hieß und seit etwa zwei Jahren „treu, ehrlich, sittsam und bescheiden" ihren Dienst im Hause verrichtet habe. Deswegen war ihr ein kleines Legat von tausend Mark vermacht worden. Ich freute mich darüber, ebensowohl des Mädchens wie meinetwegen; ohne unbillig zu erscheinen, konnte ich sie nun nach meinem Belieben entlassen, mit der Gewißheit, daß für ihre nächste Zukunft gesorgt sei.

Ein unbedeutender Umstand hatte meine Gedanken so lebhaft wieder dem Mädchen zugewandt. Bei dem Eintritt in das Haus, während mir der Diener die Treppe hinaufleuchtete, hörte ich sie mit der Ursel in der Küche eifrig sprechen und dazwischen lachen. Der Ton ihrer Stimme fiel mir auf, als wecke er ein Echo in mir. Nun wußte ich, wohin ich die Stimme des jungen Gesellen zu bringen hatte, die mir so bekannt geklungen. Sie hatte dieselbe Helligkeit und denselben Tonfall, wie die Hildens. Gehörten die beiden Menschen zu ein-

ander, obgleich ihre Gesichter keine Aehnlichkeit aufwiesen, oder war es nur ein Spiel des Zufalls? „Was haben die Beiden so Lustiges mit einander zu reden?“ fragte ich den Diener. Es war eine gleichgültige Geschichte aus der Nachbarschaft. „Hat die Hilde Verwandte in der Stadt?“ erkundigte ich mich und erzählte von dem Weggenossen, den ich vor dem Thore getroffen. „Das wird Hildens Bruder, der Franz Gollnow, gewesen sein,“ antwortete Johann, „ein Aushorcher, der Alles wissen möchte. . . Aber er kommt nicht ins Haus,“ setzte er wie beschwichtigend hinzu. „Nun,“ lachte ich, „was sollte er gerade bei uns so Merkwürdiges erfahren? Er schien mir sonst ein tüchtiger Bursche zu sein und wohlgesetzt in seiner Rede.“ „Ja, ich habe nichts wider ihn gesagt,“ stimmte Johann zu. „Es ist nur wegen der Hilde, sie sind sich spinnefeind.“

Da öffnete sie selbst die Thür des Nebenzimmers, um den Tisch für das Abendbrot herzurichten, und unser Gespräch verstummte. Offenbar zur Erleichterung Johann's, der weitere Fragen meinerseits befürchten mochte, und sich eiliger als sonst entfernte. Daß sich Geschwister nicht lieben,

unten auf der Lebensleiter wie oben, war nichts Besonderes, und ich trug kaum ein Verlangen, Mitwisser dieses Familienzwistes zu werden. Ich dachte nur, daß diese Feindschaft für Hilde ein Grund mehr sein könne, aus der Stadt fortzuziehen, jetzt, wo der Tod ihrer Herrin und Beschützerin sie aus jeder Pflicht gelöst, und hatte zugleich für die unfreundliche Bewegung, die Franz bei der Nennung meines Namens bezeugt, die einfachste Erklärung gefunden: der Bursche zog in seine Abneigung gegen die Schwester alle hinein, die in irgend einer Verbindung mit ihr standen. . .

In dem Nebengemach hatte darüber das Geklapper der Teller und Tassen, der Messer und Gabeln aufgehört. Als ich die Thür öffnete, huschte eben Hilde zu der andern, die auf den langen Gang mündete, hinaus. Die Hängelampe beleuchtete freundlich den sauber gedeckten Tisch, und schon vernahm ich auch von der Treppe her den schweren schlürfenden Schritt meines Tischgenossen, des alten Zeichenlehrers aus dem Erdgeschoß. Das hatte sich ohne mein Zuthun und meinen Willen so von alter Gewohnheit her gefügt. An jedem

Donnerstag hatte der „alte Fritzlaw", so hieß er in der ganzen Stadt, obgleich er erst einige sechzig Jahre alt war und mit seinem Künstlerkopf, weißbärtig, mit dichtem buschigen weißen Haargelock und gesunder Gesichtsfarbe, in seinen guten Stunden den muntersten Eindruck hervorbrachte, den Thee bei der Tante getrunken, ein paar Partien Domino oder Dame mit ihr gespielt, sich mit ihr gezankt und sie von dem großen Werke unterhalten, einer Geschichte der christlichen Malerei, an der er seit Jahren arbeitete oder zu arbeiten vorgab. Wie allen Menschen gegenüber, hatte Ulrike auch bei ihm die Vorsehung vertreten. Sie sorgte für den ins Blaue hineinlebenden Mann und hielt seine Habseligkeiten und sein bescheidenes Einkommen zusammen, achtete darauf, daß er immer anständig in Wäsche und Kleidung erschien, und hatte ihm, wenn ich den Anspielungen der Ursel Glauben schenken wollte, die Untugend des Trinkens halbwegs abgewöhnt. Das war an die zwanzig Jahre hin- und hergegangen und hatte natürlich durch meinen Einzug in das Haus keine Aenderung erfahren. Im Gegentheil, meine Anwesenheit brachte einen neuen

Schwung in das Verhältniß. In der Krankheit hatte nicht nur Ulrikens Energie gelitten, sondern auch ihre Theilnahme für Fritzlaw's Geschichten und Gespräche abgenommen; er seinerseits war nicht der Mann, sich mit dem Jenseits zu beschäftigen oder Lebensproblemen nachzusinnen. Das Nachlassen der starken Hand, die bisher über ihm geschaltet und gewaltet, erschreckte und erleichterte ihn zugleich. Was soll aus mir werden? jammerte er wohl, um sich im nächsten Augenblick als freier Mann in die Brust zu werfen. So war ich Beiden als Dritter an den Donnerstagabenden sehr genehm und gewann bald Fritzlaw's Vertrauen.

Es war eine verfehlte Künstlerexistenz, die sich da vor mir aufthat, ein mäßiges Talent, große Erwartungen, ein langes Ringen, das ehrlich gemeint war, dem aber doch der rechte Fleiß und der rechte Wille gefehlt, eine beständige Erfolglosigkeit — all' die Traurigkeiten, die ich aus dem Schicksal meiner Eltern nur zu gut kannte und aufrichtig nachempfand. Gustav Fritzlaw war der Sohn eines Bürgermeisters in einer kleinen pommerschen Landstadt. Schon als Kind hatte er Kohle und Blei-

stift geführt und eine gewisse Treffsicherheit, zum Erstaunen seiner Angehörigen, in seinen Zeichnungen gezeigt; in der Schule galt er für ein Wunderkind. Dieser Ruf begleitete ihn nach der Akademie in Berlin. Bei einer Bewerbung erhielt er einen ersten Preis und ging mit einem Stipendium nach Italien. Dort in Rom wurde er ein Nichtsthuer und ein Bummler, der großen Natur gegenüber erlahmte seine Kraft. Kaum, daß ihm das Copiren eines alten Bildes glückte. Er war nach Deutschland zurückgekehrt und hatte bald in München, bald in Berlin zu malen und Geld zu verdienen versucht. Immer vergeblich, es war kein Zug in ihm und kein Stern über ihm. Der Tod seiner Mutter, eine kleine Erbschaft hatten ihn in seine Vaterstadt zurückgerufen. Auf einem Gutshofe in der Umgegend, wo ihm der Besitzer, ein ehemaliger Schulgenosse, ein Asyl gewährt, war Ulrike ihm zum ersten Male begegnet. Der verrückte Maler, nannte ihn die Dienerschaft. Unter dem Vorwande, landschaftliche Studien zu machen, trieb er sich mit seinem Skizzenbuche im Dorfe und auf den Vorwerken, im Erlenbruch und auf den Feldern umher. Ein Mann

in den Vierzigern ohne regelrechte Beschäftigung, ein Guck in die Wolken war für Ulrike ein Greuel. Sie beschloß, das große Kind zu erziehen und zu bessern. In einer seiner sentimentalen Anwandlungen wußte sie ihn zu fassen und sich seines Willens zu bemächtigen. Er folgte ihr in die Stadt und erhielt nach einiger Zeit auf ihre Empfehlungen und weil er ein unverkennbares Geschick für den Unterricht hatte, eine Stelle als Zeichenlehrer an einer Schule. Ueber Erwarten bewährte er sich; aus dem Künstler-Vagabunden wurde ein seßhafter Spießbürger. „Ich liege da wie ein halbtodter Walfisch auf einer Sandbank, und die Fluth kommt nicht mehr, mich hinunterzuspülen," hatte er mir im Anfang unserer Bekanntschaft pathetisch gesagt. Anfänglich mochte ihn noch der Ehrgeiz gekitzelt und ihm, da es mit der Kunst selber nicht gehen wollte, den Ruhm eines hervorragenden Kunstgeschichtschreibers vorgespiegelt haben. Wenn nicht auch diese Absicht, eine Geschichte der christlichen Malerei zu schreiben, ihm nur von Ulriken untergeschoben war, um ihn mit einem Spielzeuge zu beruhigen und in der Philisterei festzuhalten.

Wenigstens stammten das Dutzend kunstgeschichtlicher Bücher und die Braun'schen Photographien, die er seinen Freunden mit wichtiger Miene zeigte, als wären sie ebenso viele Beweise seiner Studien, zum größten Theil aus Geschenken Ulrikens zu seinen Geburtstagen. . . .

Nun saß er behaglich in seinem grünen Ledersessel zurückgelehnt, mit der Flasche Rothwein liebäugelnd, mir gegenüber. Die Tasse Thee gehörte freilich noch zur unverbrüchlichen Abendordnung, aber in Rücksicht auf meine Jugend war, seit ich an den Mahlzeiten der Tante theilnahm, eine Flasche Wein auf den Tisch gestellt worden. Anfänglich mehr zur Schau, als zum Gebrauch. Allmälig hatte sich dann ein Gläschen „als Schlaftrunk" eingebürgert, und aus dem Gläschen waren Gläser geworden.

„Reisewind heute," sagte Fritzlaw und schob mit einiger Ungeduld die Theetasse zurück, als zögerte ich ihm zu lange, den Wein einzugießen, „Frühling im Anzug, regt sich die Schwinge? Der unsichtbare Flügel, den jeder Mensch irgendwo trägt? Ja, wer könnte, wie er wollte!" Ein Seufzer und ein voller

Zug aus dem endlich gefüllten Glase. Und dann ein Schnalzen mit der Zunge . . „Ist fast zu schwer für mich! Bin zu lange auf Wasser, Thee und Cacao gesetzt gewesen. Mochte nöthig sein, wie die Selige sagte. Wäre sonst am Wege verkommen! Und die Mädchen und Jungen hier hätten niemals zeichnen gelernt. Nun schon das dritte Geschlecht. Wäre schade, hm?" Und er nickte sich selbst mit dem Kopfe, der mit seinem Haarwald merkwürdig groß für seine schwächliche Gestalt war, die Zustimmung zu. „Guter Wein," wiederholte er nach einem zweiten Trunk, der das Glas leerte, „er wird der christlichen Malerei von Nutzen sein."

„Heute und künftig," erwiderte ich, „Johann sagt mir, daß noch einige Dutzend Flaschen davon im Keller stehen."

„Edle Reste der Gebrüder Paulsen, Wein- und Colonialhandlung! Ihr Großvater, Verehrtester, soll die feinste Zunge fünf Meilen im Umkreise gehabt haben. Traurig für Sie, sind kein Beispiel für die Darwin'sche Theorie."

„Sehr natürlich, Herr Fritzlaw. Ich war

nicht in der Lage, die Zunge zu üben. In meiner Eltern Hause kam der Wein nur einmal im Jahre, bei des Vaters Geburtstag, auf den Tisch."

„Sind noch jung, die Fähigkeit entwickelt sich vielleicht noch. Einmal unten im gelobten Lande . . Barolo, Montefiascone, Orvieto . . kosten Sie nur einmal! Werden doch nicht hier versauern? Wann fahren Sie ab?"

„Haben Sie es denn auch so eilig, mich loszuwerden?" scherzte ich. „Vielmehr dachte ich, Sie würden mich hier zurückzuhalten suchen!"

„Hier?" entgegnete er gedehnt. „Oh" — und er schob seinen Sessel ein wenig von dem Tische zurück. „Sind kein Künstler, haben keine Ahnung von dem Jammer, der in meiner Brust wühlt. Wenn der Frühling naht, wenn ich . . Auch ich war in Arkadien geboren . . Aber Ihre Tante hatte Recht, es schickt sich nicht für einen aus städtischen Mitteln ehrenvoll besoldeten Zeichenlehrer, solche Grillen zu fangen. Noch dazu in Hinterpommern. Aber Sie werden es hoffentlich nie zu einer ähnlichen Anstellung bringen. Kann Ihnen nur sagen: flieg' auf! Werde Sie vermissen, hier und dort, überall,

bin jedoch kein Selbstling, sondern ein Märtyrer. Erst der Kunst, jetzt der Freundschaft."

„Ich kenne Ihre Gesinnungen, Herr Fritzlaw," begütigte ich. „Es war mir nur so wunderlich, daß Sie mir denselben guten Rath geben, wie vorhin der Prediger Wahrmund."

„Der? Das erste Mal, daß wir Beide uns in derselben Meinung begegnen."

Ich mußte ihm erzählen, wie mein Geschäft im Pfarrhause verlaufen war, und beging dabei die Unvorsichtigkeit, ihn merken zu lassen, daß mir der steife Verkehr zwischen dem Vater und der Tochter aufgefallen wäre. Daran knüpfte er zu meinem Erstaunen an, als er mit leisem Gekicher sagte: „Hat sich der eifrige Gottesmann verrathen? Haben Sie es gewittert, daß nicht Alles im Predigerhause ordentlich und reinlich ist? Der Teufel drinnen, und nicht bloß draußen?"

„Was wäre nicht reinlich? Bei Wahrmund's?" Ich war erschrocken, vielleicht noch weniger über seine Reden, als über mich selbst, der ich ihm dazu mit einer unbedachten Aeußerung die Veranlassung gegeben.

„Ja, wenn ich es wüßte!“ entgegnete er und suchte den Eindruck, den seine Worte hervorgebracht, abzuschwächen. „Es hat keinen Namen, es ist nur da .. Meine eben, daß sich der Vater und die herangewachsene Tochter nicht zu einander stellen können. Ist nicht in der Ordnung, aber wo ist's besser?“

Die Neugier ist ein schlimmer Dämon, jetzt hatte er mich gepackt. Was gingen mich Wahrmund und seine Tochter an? Weder für sie noch für ihn empfand ich eine tiefere Theilnahme. Auch war ich überzeugt, daß die lose Verbindung, die jetzt zwischen uns bestand, mit meiner Abreise für immer abbrechen würde. Nicht der geringste Grund war für mich vorhanden, nach den Verhältnissen einer fremden Familie zu forschen, und dennoch bemühte ich mich mit allen Ueberredungskünsten, über die ich verfügte, den Alten zu Enthüllungen zu verführen. Ich schämte mich sogar nicht, von meiner Knabenschwärmerei für die schöne verstorbene Frau Gerda zu sprechen und daraus mein Interesse für die Tochter herzuleiten . . .

„Ja, die selige Frau Pastorin,“ sagte Fritzlaw. „Das war ein Weib. Wie ein verklärter Engel

sah sie in ihrer letzten Zeit aus. Das Herz ging einem über, wenn sie mit unser einem sprach. Und die großen, dunklen Augen mit ihrem sternigen Glanz! Ein stilles Glas ihr, Werthester! Wie leibhaftig steht sie jetzt wieder vor mir da! Und daneben der hochwürdige Herr . . Wie waren nur die Beiden zu einander gekommen?"

„Auf die natürlichste Weise. Die Tante hat es mir oft erzählt. Gerda war die Tochter eines Amtsbruders Wahrmund's . ."

„Weiß ich, Theuerster, blieb gerade hier hängen, als die Beiden noch die Neuvermählten hießen. War die Geschichte damals in Aller Mund. Wie das Mädchen sich in den stattlichen Mann verliebt hatte, während er für ihren erkrankten Vater die Predigt in der Dorfkirche zu Pritzwalk hält. Eine Predigt, wie Sanct Paulus an die Korinther."

„Nun, und lebten sie nicht glücklich?"

„Ich muß es wohl glauben. Sie war eben ein Engel an Sanftmuth und Schöne. Dagegen konnte auch ein Wahrmund nicht an."

„Was hat Ihnen der Mann zu Leide gethan?"

„Nichts. Wie sollt' er? Aergere mich nur,

wenn ich seinem Stolze, seiner Selbstgerechtigkeit und seiner Wahrheitsliebe zu nahe komme. Sieht er uns nicht Alle durch und durch? In die innerste Lüge unseres Herzens? Hole der Teufel die Wahrheit, die das Leben ungesellig macht. Bin eine Weile in das Predigerhaus gekommen. Unterrichtete Fräulein Marie im Zeichnen. So lange die Frau lebte, ließ es sich aushalten. Wenn das fressende Zorn- und Wahrheitsfeuer aufloderte, ging es von ihr wie ein gelindes Säuseln und ein Fächeln aus, als gäb' es irgendwo eine himmlische Musik. Das beruhigte den hochwürdigen Superintendenten. Nach ihrem Tode aber war Niemand da, das Wunder zu verrichten. Die Tochter hatte mehr die Schroffheit des Vaters, als die Weichheit der Mutter geerbt. Stießen da, je älter sie wurden, zwei Knubben auf einander. Fühlte sich das Mädchen als ein eigenes Wesen, während Wahrmund, nicht bloß als Vater, sondern auch als Prediger einzig sein Geschöpf in ihr sah. Fiel Allen auf, wie er sie vor fünf Jahren bei ihrer Einsegnung betrachtete und behandelte. Strenge Zucht, sagten die Einen, ein Prediger, der es ernst mit seiner Heilswahrheit meint

und sein Kind, allen Eltern zum Beispiel, in der Furcht Gottes erzieht; ein liebloser Vater, die Anderen — als ob das Kind, das Vermächtniß seiner guten Frau, statt des Segens ein Unheil für ihn wäre!"

„Ich will Wahrmund nicht vertheidigen, aber eins werden Sie mir zugestehen, liebenswürdig ist die Tochter nicht. Aeußerlich und innerlich grad wie ein Lineal."

„Wie hätte sie in der Erziehung anders werden können! Immer unter dem Gesetz der Wahrheit, in der Furcht vor der Lüge in ihr und außer ihr. Schüttelt sich Jeder vor Ekel oder Grauen, der den Dingen auf den Grund sieht. Muß man hübsch den Schleier darüber lassen, sag' ich. Trinkerphilosophie, aus meinen tollen Tagen, die aber doch — die Selige hört's ja nicht mehr! — meine besten waren. Schon als Kind ist die arme Marie beständig wie zwischen Feuer und Wasser hin und her gerissen worden; heute verzärtelte und vergötterte die Mutter sie, morgen fiel sie der kränklichen Frau zur Last. Dem Mann hat der Tod der Frau, auf den er doch bei ihren jahrelangen Leiden und

der Zartheit ihres Körpers gefaßt sein mußte, den Kopf verwirrt. Hochwürden wollte sein Unglück mit der Ergebung eines Christen tragen, nicht weinen und verzweifeln, wie gewöhnliche Menschenkinder, und hat dabei das Gleichgewicht verloren. Ist weiter nicht schlimm, wir sind Alle mehr oder minder gestört, je wie der Wind bläst, aber für die Tochter ist es eine Unannehmlichkeit."

„Sie sollte heirathen. Der Prediger muß ein wohlhabender Mann sein; sie ist sein einziges Kind, obend'rein sein Einfluß . ."

„Wollen Sie zugreifen?"

„Gewiß nicht. Mein Ideal ist Fräulein Marie nicht."

„Und das anderer Männer auch nicht. Sie hat einen Trotzkopf und eine schwere Hand und läßt es merken. Das schreckt ab. Hatte übrigens Tante Ulrike im Verdacht, aus Ihnen und dem Mädchen ein Paar zu machen . . ."

„Nicht mit einem Wort, mit einem Blick hat sie darauf hingedeutet —"

„Um so besser für Sie. Aber die Tante war trotz des Unterschiedes der Jahre die vertrauteste

Freundin der Predigerin. Kein Tag verging, wo sie sich nicht sahen. Immer hatten sie sich etwas zu erzählen und zu beichten. Sollten sie nie von des jungen Herrn und des Mädchens Zukunft gesprochen haben?“

„Da hat der Himmel gnädig ein Gewitter über mich Ahnungslosen hinweggeführt.“

„Unberufen! Drei Kreuze! Wo ein Weib im Spiel ist —“

„Oh, ich habe keine Angst. Die möcht' ich sehen, die mich von Rom und Neapel abwendig machen könnte.“

Ich empfand einen leisen Stich in der Herzgegend, als gerade in diesem Augenblick die Thür aufgethan ward. Aber nur Johann trat mit einer neuen Flasche an den Tisch. Dem Vorsorglichen dauerte die Sitzung für eine Flasche zu lange. Nun ward ihm selber nach geziemendem Sträuben ein Glas aufgenöthigt und auf meine glückliche Reise angestoßen. Eine Weile schweifte die Unterhaltung in die Ferne. In Fritzlaw erwachten, von dem Weine heraufbeschworen, Reise-Erinnerungen und Abenteuer aus seiner Jugend; das Verblaßte und

Schemenhafte gewann wieder Farbe, Schimmer und Leben. Wie von der Schuttdecke der Spießbürgerlichkeit befreit, kam seine römische Zeit zum Vorschein. Die pommer'sche Mittelstadt, seine Zeichenklasse, Wahrmund und Ulrike, seine eigene Wohlgeborenheit verschwanden wie in einer Versenkung, und staunend, in zitternder Erregung vernahm ich von den Herrlichkeiten, die bisher so fern und so unerreichbar vor mir gelegen hatten. Wie mußten sie in Wirklichkeit aussehen, wenn ihre bloße Schilderung nach so vielen Jahren den alten Mann in Begeisterung zu versetzen und ihn gleichsam wieder zu verjüngen vermochte! Und zugleich ergriff mich etwas wie Mitleid über mich selbst, daß ich achtundzwanzig Jahre hatte vergehen lassen, ohne die himmlische Luft und den goldigen Sonnenschein des Südens zu genießen, ohne mich an seiner Schönheit und seiner Kunst wie an dem edelsten Trank, der dem Menschen geboten werden kann, zu berauschen. O, daß mich mein Wunsch auf Flügeln davongetragen, mich und den Alten, und uns Beide vor der Fontana Trevi zur Erde gesetzt!

Gegenseitig hatten wir uns in die Leiden=

schaft hineingeschwärmt, der zweiten Flasche war eine dritte gefolgt und Mitternacht vorüber, als wir uns trennten. Fritzlaw, ein wenig unsicher auf den Beinen, aber das Herz voll Champagner-Melancholie, wie er sagte, und im Kopf ein italienisches Feuerwerk. Hätten wir uns nicht vor Ulrikens Geist gefürchtet, ich glaube, wir hätten gesungen. Hilde mußte ihm die Treppen hinunterleuchten; von dem hellen Lichtschein getroffen, überfloß ihr Gesicht und ihr weiches, in einen dichten Kranz geschlungenes rothblondes Haar ein eigener Glanz und Zauber. „Müßte man sie nicht auf der Stelle so malen?“ sagte er in seiner Weinlaune und wollte ihr die Wange klopfen. Hastig wich sie an das Geländer zurück, und ihre Augen warfen ihm einen Blick zu, daß er unwillkürlich die Bewegung machte, mit der sie in Rom den bösen Blick abwehren . . .

Um mein Lager aufzusuchen, war ich zu aufgeregt. Herz und Schläfen pochten mir. Auf und ab ging ich in den Zimmern, deren Verbindungsthür ich geöffnet, um mir einen längeren Spaziergang zu schaffen. Der Mond schien durch das Fenster, von

einem stillen sternbesäeten Himmel. Ich sperrte die eine Scheibe auf, um die Nachtluft hereinströmen zu lassen. Ach! wie in so manchen Stunden, wo mir das Herz von Wunsch und Leid beklemmt war, hatte ich sehnsüchtig und unruhvoll zu den flimmernden, zitternden, goldenen Punkten hinaufgeschaut, die Wesen und Welten für sich sein sollen, und mich in den dunkeln unermeßlichen Abgrund des Raumes, den sie nicht zu erhellen vermögen, so unzählbar sie sind, mit Jünglingsgedanken verloren! Jetzt blickte ich mit einem Gefühl freudiger Sicherheit empor und hätte am liebsten dem Monde ein „Auf Wiedersehen, wenn Du über dem Capitol stehst!“ zugerufen. Aber das Hantiren Hildens, die den Eßtisch abräumte, störte meine Zwiesprache mit dem Gestirn der Träume und der Schwermuth. Denn dies Geräusch hatte eine eigenthümliche Gewalt, die mich von dem Fenster in das Zimmer zurückzog.

„Ist Herr Fritzlaw glücklich unten angekommen?“ fragte ich, um einen Vorwand für meinen Eintritt in das Zimmer zu haben.

„Ja; Johann empfing ihn schon mit der angezündeten Lampe und ist noch bei ihm geblieben.“

„Es hat Ihnen wohl heute zu lange gedauert?“

„Oh, ich bin Ihre Dienerin, Herr Paulsen. Auf mich haben Sie keine Rücksicht zu nehmen.“

Und doch lag Etwas in ihrem Ton, das mir eine Entschuldigung abnöthigte. „Wir sprachen vom Reisen, und das ist ein weiter Stoff,“ sagte ich.

„Will Herr Fritzlaw auch verreisen? Mit Ihnen?“

„Er möchte wohl, aber er kann nicht. Seiner Stellung an der Schule wegen.“

„Da wird es ihm in dem Hause, wenn er allein darin zurückbleiben muß, bald genug unbehaglich und gruselig werden.“

„Die Ursel und der Johann bleiben ja hier. Und Sie auch, falls es Ihnen gefällt.“

„Ohne Arbeit? Die Hände im Schoß? Immer allein mit meinen Gedanken —“

Ueberrascht schaute ich sie an. Sie verwirrte sich, erröthete, biß sich wie im Zorn über die Aeußerung, die ihr entschlüpft war, auf die Lippen . . „Es entfuhr mir so,“ sagte sie mit einem raschen Athemzuge. „Ich habe eine bessere Erziehung genossen, als sie einer Magd zukommt. Mein Vater

wollte hoch hinaus mit mir, und die selige Frau Pastorin Wahrmund hat sich meiner angenommen . ."

„Im Pastorhause waren Sie?"

„Ja, bis zu meiner Einsegnung. Ich bin ein Jahr älter als das Fräulein Wahrmund. Dann brach das Unglück über mich herein. Ohne die Güte und Barmherzigkeit Ihrer Tante . ."

„Wahrhaftig, Hilde, ich wollte keine trüben Erinnerungen wachrufen."

„Das läuft einmal über. Ohne daß man es selber will. So viele Thränen schluckt ein armes Mädchen wie ich hinunter, daß es nur eines leichten Stoßes an das Herz bedarf . . Wenn die Arbeit darum nicht wäre . ."

Mir war's, als sähe ich sie zu dieser Frist zum ersten Male und hätte sie bisher wie einen Schatten an mir vorübergleiten lassen. Sie stand mir gegenüber an dem Tische, die Rechte darauf stützend — eine große, breite, aber wohlgegliederte Hand mit schmalen Fingern. Das schwarze Wollenkleid, das ihr bis hoch zum Halse reichte, hob ihre schlanke und doch volle Gestalt noch mehr hervor. Ihre Augen hielt sie grad auf mich gerichtet; nie

hätte ich ihnen zugetraut, daß sie so sanft und traurig blicken könnten. Auch der Ausdruck ihres Gesichtes war verwandelt, das Trotzige einer gefaßten Ergebung gewichen. Ein schönes, gebildetes Mädchen in einer solchen armseligen Stellung, mit dieser Haltung, diesem Wohlklang der Stimme! Ich würde eine Dummheit geäußert haben, hätte mich nicht die rasche Bewegung, mit der sie das Tischzeug zusammenrollte — so heftig, als hätte auch sie einen Druck abzuschütteln — an die Bedürftigkeit der Wirklichkeit erinnert.

„Nun, so lange ich noch in dem Hause bleibe," entgegnete ich, „wird es Ihnen an Arbeit nicht fehlen. Und nachher" — sie schaute von ihrem Geschäft mit einem fragenden Blicke auf, unter dem mein Satz in Verwirrung gerieth.

„Nachher?"

„Ich sollte meinen, Ihnen müßte sich doch leicht eine andere, bessere und lohnendere Beschäftigung darbieten. Wenn nicht hier, gewiß in einer größeren Stadt."

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Außer der Hausarbeit, Nähen und Stricken und der gewöhn-

lichsten Stickerei verstehe ich nichts. Wäre ich jünger, lernte ich vielleicht noch künstliche Blumen machen oder die feine Schneiderei. Aber mit einundzwanzig Jahren ist das Lernen für mich vorbei. Ich werde als Dienstmädchen leben und sterben müssen und will dem Himmel danken, wenn ich es immer so gut treffe, wie bei dem seligen Fräulein."

„Was ich dazu thun kann —"

„Sie?" unterbrach sie mich, mit einem halb unterdrückten Lachen. „Die Empfehlung eines so jungen Herrn würde mir auch grade nützen!"

Darin mochte sie Recht haben; sie war so hübsch, daß jedes Lob aus dem Munde eines Mannes verdächtig klingen mußte. „Und das Zeugniß der Verstorbenen," setzte ich darum eifrig hinzu, „das sie Ihnen in ihrem Testament ausgestellt, wiegt es nichts?"

„Ach, Herr Paulsen," sagte sie, ihre Sachen zusammenraffend, das Gesicht von mir abgewandt, „Sie wissen ja so gut wie ich, daß ich zufrieden sein muß, kann ich irgendwo still unterducken. Mir graut es vor der Fremde. Wo sie mich Alle angucken und fragen würden . ."

Nichts wußte ich, und in meiner Unwissenheit und Verlegenheit, in die sich noch der Aerger mischte, wie ein Narr vor ihr dazustehen, entfuhr es mir: „Was soll die Geheimnißkrämerei? Reden Sie doch, Hilde!"

Teller und Gläser und was sie im Korbe und im Arm hatte, wäre ihr entfallen, wenn ich nicht hinzugesprungen. Wie ein Blitzschlag hatte es sie getroffen. Alles Blut war ihr aus den Wangen gewichen. Ich hatte sie von ihrer Last befreit und sie in den Sessel gedrückt. Sie machte einen Versuch aufzustehen, aber ihre Kraft reichte nicht aus. Ihre Hände schlug sie über das Gesicht, stöhnte angstvoll auf, rang nach einem Wort und brach dann in einen Thränenstrom aus . .

Da hatte ich etwas Schönes angerichtet und verwünschte umsonst meine Voreiligkeit. Denn ein Zurückweichen war jetzt nicht mehr möglich; schon meine Würde als Hausherr verlangte es, daß ich die Wahrheit erfuhr. Und das Mädchen selbst, als es sich wieder erholt und einmal über das andere gerufen: „Sie wußten nichts! Das Fräulein hatte Ihnen nichts gesagt, und die Ursel nicht und die

im Pfarrhause nicht!“ und sein Mißgeschick beklagt, daß sie an sich selbst zur Verrätherin geworden, mochte es in seiner Bedrängniß auch für den sichersten Ausweg halten, ein Geständniß abzulegen, da doch nichts mehr verschwiegen werden konnte. Die Scham wurde von der Ueberlegung zurückgedrängt, daß sie ihre Sache vortheilhafter führen würde, als jeder Andere . .

Wie so vielen Mädchen, war auch ihr die Schönheit und das leichte Blut zum Verhängniß geworden. Nicht ohne Schuld mochte die falsche Erziehung an ihrem Unglück gewesen sein. Ihr Vater war ein Kupferschmied, Jahre hindurch in auskömmlichen Verhältnissen, so daß seine beiden Kinder Franz und Hilde eine bessere Bildung, als die Handwerkerkinder der Stadt, erhielten. Hilde war der verwöhnte Liebling, auch darum, weil die Frau Pastorin Wohlgefallen an ihr gefunden hatte. Am Kirchplatz, dem Pfarrhause grad gegenüber, lag das Erbhaus der Gollnow's. Grundstück und Hantirung hatten sich durch drei Geschlechter fortgeerbt. Es stand fest, wie die Marienkirche und die hundertjährigen Linden darum, daß Franz die

Kupferschmiede übernehmen würde; für Hilde plante der Vater höhere Dinge. Warum sollte sie nicht einmal einen Studirten heirathen? Wenn sie mit der Pfarrerstochter unter den Bäumen spielte, war sie nicht allein die hübschere, sondern auch die gewecktere. Das ging so eine Weile hin, bis der alte Gollnow den größten Theil seines Vermögens in einer Eisenbahn-Speculation verlor, zu der er sich wie manche der wohlhabenden Bürger hatte verleiten lassen. Statt den Rest zusammenzuhalten, warf er ihn dem Verlorenen nach, in der Hoffnung, wieder zu seinem früheren Besitz zu kommen. Sein Handwerk hatte er darüber vernachlässigt; nicht die Werkstatt, die Schenke wurde sein Aufenthalt. Vor Kummer starb die Frau, und mit ihr hatte der Trunkenbold auf dem abschüssigen Wege in die Tiefe den letzten Halt verloren. Der Sohn kam zu einem Verwandten, einem Schlossermeister, in die Lehre; Hilde nahm die Pfarrerin in ihr Haus. Sie war zehn Jahre, eine Waise, als sich ihr Vater bald darauf in einem Anfall der Verzweiflung an dem Fensterkreuz seines Hauses erhängte: am nächsten Tage sollte es versteigert werden. Obwohl es

der Pfarrer nicht gern sah, daß die Tochter eines Selbstmörders bei ihm aufwuchs, mußte er doch dem Willen seiner Frau nachgeben; das Einzige, was er durchsetzte, war die Fernhaltung Hildens von dem Unterricht, den er seiner Tochter ertheilte oder von anderen Lehrern geben ließ. Eine Weile freilich waren die Mädchen trotzdem als Spielkameradinnen unzertrennlich, und die Pfarrerin begünstigte in ihrer gütigen Weise alle Ergießungen der jungen Herzen und die aufkeimende Freundschaft. Aber ihr Leiden wuchs, ihre Theilnahme an den Andern erlosch; mehr und mehr wurde Hilde in die Stellung der Magd gedrängt. Sie empfand es bitter und zornig; die Kälte Mariens gegen sie, die Strenge des Pfarrers, den ihr Leichtsinn und ihre Verschlossenheit oft genug zu Strafen herausforderten, machten ihr den Aufenthalt in dem Hause zu einem Fegefeuer. Nach dem Tode der Pfarrerin und ihrer Einsegnung wartete sie Wahrmund's Entscheidung über ihr Schicksal nicht ab, sondern verdingte sich auf einem der Gutshöfe in der Umgegend, bei der Freifrau Agnes von Pritzwalk. Die Dame war mit der verstorbenen Pfarrerin befreundet gewesen, noch von der Zeit her,

als ihr Vater in jenem Dorfe das Predigtamt verwaltet und den Freiherrn von Pritzwalk seinen Patron genannt hatte. Es waren ältere Leute, die Töchter längst verheirathet, die beiden Söhne in Berlin, der Eine in einem Garde-Regiment, der Andere im Justizdienst. So langweilte sich die Freifrau auf dem einsamen Gute und wünschte ein junges Ding um sich zu haben, das ihr kleine Dienste verrichten, ihr auch wohl, wenn die müden Augen versagten, ein Weniges vorlesen und sie durch ihre Lustigkeit erheitern könnte.

In derselben Zwitterstellung wie im Pfarrhause lebte Hilde im Pritzwalker Schlosse. Zuweilen, wenn Gäste im Hause länger verweilten, die Arbeit sich häufte, mußte sie mit den anderen Mägden hart schaffen und wurde gehalten, wie diese, dann aber kamen wieder Wochen und Monate, wo sie gleichsam mit der Freifrau zusammen lebte. Daß die Gedanken des Mädchens darüber einen wunderlichen Flug nahmen, begreift sich. Und vermuthlich flogen sie noch höher, als sie selber mir mit ihren halben Worten zugestand. Denn das hübsche Mädchen zog bald die Blicke der Männer auf sich, der Bauern-

burschen wie der jungen Inspectoren und Gutsnachbarn. Eine Weile hielt sie sich standhaft, dann überwältigte sie die Leidenschaft. Wem sie sich ergeben, wollte sie nicht gestehen. Mir fiel es auf, wie eifrig sie sich bemühte, den größeren Theil der Schuld auf sich selbst zu nehmen. Das Verhältniß hatte Folgen; Scham, Sorge, Verzweiflung treiben die Arme aus dem Schlosse. Sie hat Niemand, dem sie sich vertrauen, bei dem sie ihre Zuflucht suchen kann. Ihre Schönheit, ihre Bevorzugung durch die Herrschaft, vielleicht ihr eigener Hochmuth haben ihr den Neid und die Abneigung der anderen Mägde, der Frauen und Dirnen im Dorfe zugezogen. Schadenfroh sahen sie auf ihr Unglück. Der Gräfin ihre Schuld zu bekennen, wagt sie nicht. Zuletzt entschließt sie sich nach der Stadt zu gehen und dort bei einer alten armen Frau in der Vorstadt ihre Stunde zu erwarten. Etwas Geld hat sie sich erspart und hofft so über das Schwerste wegzukommen. Allein unterwegs ergreifen sie die Schmerzen, kaum daß sie sich in eine verlassene Hütte am Wege zu schleppen vermag. Dort gebiert sie ein Kind. Erst am andern Morgen ruft ihr Wimmern

vorübergehende Arbeiter herbei. Sie finden das Kind todt, Hilde in ärgster Verstörung. Wie ein Lauffeuer fliegt das Gerücht umher: die hochmüthige Hilde Gollnow ist zu Fall gekommen, sie hat ihr Kind getödtet . . erstickt oder erwürgt . .

Lange, traurige Wochen folgten, die Untersuchungshaft, die Verhöre, der Gerichtstag. Die Geschworenen sprachen sie frei. Ihr Wesen, ihre Mienen, ihre Augen zeugten noch besser als ihre Betheuerungen für ihre Unschuld. Es war nicht ausgeschlossen, daß die Heftigkeit ihres Schmerzes und ihrer Liebkosungen das schwache Lebenslicht des eben geborenen Kindes ausgelöscht, aber sie selbst hatte in völliger Besinnungslosigkeit gehandelt. Der entscheidende, jeden Zweifel verbannende Beweis ihrer Unschuld war für mich die Handlungsweise meiner Tante. „Du wirst nicht wissen, wo Du nach diesem Tage bleiben sollst," hatte sie Hilden nach ihrer Freisprechung gesagt, „komm' zu mir." So war sie unmittelbar aus dem Gerichtssaal in unser Haus gegangen. Zum Erstaunen der ganzen, zum Aergerniß der halben Stadt. Aber die Tante gehörte nicht zu Denen, die sich um die Meinung der

Menschen kümmern, und dem Pfarrer Wahrmund, der ihr die Bedenklichkeiten ihrer Gutthat vorstellen wollte, hatte sie kurz das Wort abgeschnitten: „Ich thue nur, was Ihre selige Frau gethan haben würde.“ Und der feste Wille des Guten und Rechten hatte die Oberhand allen Verleumdungen und Verdächtigungen gegenüber behalten. Die Leute gewöhnten sich allmälig nicht nur an die Gegenwart Hildens in Ulrikens Hause, sondern vergaßen auch die traurige Geschichte beinahe . . .

Die hatte sie mir nun, stoßweise, mit manchen Unklarheiten und Verschweigungen, mit Geschluchze und Thränen gebeichtet — nicht so kahl und so glatt, wie ich sie hier niedergeschrieben, sondern in schmerzbewegter, leidenschaftlicher Erregung . . So gut mir die Rede von den Lippen ging, suchte ich sie zu trösten und zu beruhigen.

„Es ist ja nun längst vorbei, Hilde,“ sagte ich, „Sie haben hier ein neues Leben angefangen. Niemand kann Ihnen fortan Etwas vorwerfen. Es war ein unglücklicher Zufall, daß ich an den alten Dingen rührte . .“

„Gott sei Dank,“ erwiderte sie, die letzten

Thränen mit der Schürze abwischend, „daß Sie es gethan. Es ist mir freier ums Herz, daß Sie jetzt Alles von mir wissen. Zuweilen glaubt' ich, die Selige hätte es Ihnen erzählt, und wurde dann wieder in meinem Glauben irre. Sie behandelten mich so eigen. Jetzt ist es klar zwischen uns. Aber müßt' ich nicht in jedem neuen Dienst dieselbe Angst und Unruhe ausstehen? Wenn ich an einen Ort könnte, wo mir kein Schatten nachginge — aber auch keiner!"

„Ich wüßte schon einen Ausweg, Hilde! Wenn der Mann, den Sie liebten und vermuthlich noch lieben, seine Schuld gegen Sie wieder gut machte . . Vielleicht hat es damals nur an seiner und Ihrer Mittellosigkeit gelegen . ."

„Oh!" warf sie dazwischen. „Von ihm sprechen Sie mir nicht!"

„Grade von ihm will ich sprechen. Es ist keine große Summe, die Ihnen jetzt gehört, aber Sie können doch damit vor ihn hintreten . ."

„Vor ihn? Niemals!"

„Ja, Hilde, wenn es ein reicherer oder vornehmerer Mann gewesen . . Sie brauchen ihn mir

nicht zu nennen . . dann war es doch doppelt schlecht und unwürdig von ihm, daß er Sie in Ihrer Noth verlassen und Ihnen nicht die geringste Theilnahme bewiesen hat. Konnte er Sie nicht heirathen, hätte er um so mehr für Sie und das Kind sorgen müssen."

Sie hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, um mich nicht anzusehen, jetzt erhob sie ihn plötzlich und starrte mich mit so gramvollen Augen an und rief mit einem so bitteren Ton, daß meine Alltagsweisheit davor zerstob:

„Das verstehen Sie nicht . . Sie nicht! . . Wenn er mich nun gar nicht geliebt . . Wenn nur ich ihm toll und wild nachgelaufen . . Ach, es ist nicht gut, heißes Blut zu haben!" Und hastig ergriff sie das Brett mit dem zusammengestellten Geschirr und verließ das Zimmer.

Ich hatte weder Lust noch Veranlassung, sie zurückzuhalten. Für meine Nachtruhe hatte ich schon zu viel gehört, denn ich fing an, über Hildens Vergangenheit und Zukunft nachzugrübeln. So einfach die Geschichte war — die Verschlingung der Personen und der Verhältnisse in dieser kleinen

Welt übte einen bannenden Einfluß auf mich aus. Auch das eigenartige Wesen Hildens und der Stich in dem Pfirsich mochte seinen Antheil daran haben. Je weniger ich solche Dinge und Geschicke in dieser stillen Stadt vermuthet, desto überraschter war ich davon, daß sie mir so greifbar nahe traten. Nicht zu nahe indessen, gelobte ich mir, sollten sie an mich herankommen. Ich wollte Niemandes Beichtiger oder gar Seelenarzt werden. Zuletzt — was sorgte ich mich! Brauchte ich doch nur den Staub von meinen Füßen zu schütteln . . Die Schwing zu entfalten, hatte vorhin der Alte hübsch gesagt . . Nach dem Sonnenlande, nach dem wahren Vaterlande all' Derer, welche die Kunst und die Schönheit lieben . .

III.

In den nächsten Tagen dämpften ein trüber Himmel ohne jeden Sonnenschimmer und häßliches, kaltes Regenwetter die Reisestimmung. Ringsum sah Alles so trüb und verdrießlich aus, daß ich gar keine Neigung verspürte, mein behagliches Heim mit einem Eisenbahnwagen zu vertauschen. Ueberdies hatte ich eine ausreichende Beschäftigung, die meine Aufmerksamkeit an das Nächste fesselte. So vollgepfropft waren die Zimmer, die meine Tante innegehabt, mit nützlichen und unnützen Sachen, mit schadhaftem Kram und werthvollem Geräth aus der Zopfzeit, daß hier Luft geschafft werden mußte. Möglicherweise kehrte ich von meiner Reise doch hierher zurück . . der Gedanke, ein wohnlich eingerichtetes Heim zu haben, würde mich auf meinen Fahrten mit einer gewissen Beruhigung erfüllen . . es war in der Ordnung, wenn ich mir in dem alten

Hause ein paar Gemächer nach meinem Geschmack ausstattete und von dem vorhandenen Hausrath auswählte, was mir brauchbar und gefällig erschien, das Uebrige verschenkte oder versteigerte.

Rüstig ging ich an die Arbeit und kramte, ordnete, schied aus, jeden Tag bis spät in den Abend. Genug des Moders und des Staubes wurde aufgewühlt, zu einem Scherbenberg, wie Fritzlaw ausrief, häufte sich in der einen Stube der Trödel an, dafür aber ward in den anderen Raum und Licht. Manches fand sich, was den Freunden und Freundinnen der Verstorbenen als Erinnerungszeichen willkommen sein mochte; mit nützlichen Dingen sollten, nach dem Vorschlag Ursula's, Arme bedacht werden; Einiges, meinte sie, könne für Hilde zurückgestellt werden, einmal würde sie ja doch heirathen. Der Vorschlag hatte meine Billigung, und bald war, wie die Alte versicherte, eine Ausstattung zusammen, um die sie manche Bürgerstochter beneiden würde: sie hatte nur abzuwehren, daß ich in meiner Freigebigkeit des Guten nicht zu viel that. Aber ich war noch so jung in meinem Reichthum und empfand ein eigenes Ver-

gnügen daran, Hilde zu beschenken: ein um so größeres, da sie keine Ahnung von meiner Absicht hatte und nur selten aus der Küche zum Vorschein kam . .

Endlich am Gründonnerstag, gegen Abend, als alle Glocken der Stadt die Charfreitagsfeier einläuteten, klärte sich das Wetter auf und die Luft wurde wärmer. „Morgen wollen wir aufs Land," rieth Fritzlaw, der die Ferien wie ein richtiger Schüler trotz seiner weißen Haare genoß, „Brust und Seele vom Staube zu reinigen. Verbinden Nützliches mit dem Angenehmen. Habe da schon seit vier Wochen eine Einladung nach Pritzwalk, will der Gutsherr der Erbtheilung wegen eine alte Sammlung von Bildern und Kupferstichen und anderen Alterthümlichkeiten unter den Hammer bringen lassen . . Fordert vorher ein sachverständiges Urtheil . . Habe nun einmal zehn Meilen in der Runde den Ruf eines Kenners . ." Vergebens wandte ich ein, daß ich dem Besitzer unbekannt sei und im Schlosse nichts zu suchen hätte . . „Hm," entgegnete der Alte, „wer weiß! Vielleicht sind Musikinstrumente unter dem Ge-

rümpel, irgend eine kostbare Geige, die müssen Sie als Sohn Ihres Vaters schon am Klange erkennen und abschätzen können . . Oder sind ein Liebhaber von altem Delfter Geschirr . . Einer, der hunderttausend Thaler geerbt hat, ist überall willkommen, wo es Mädchen von siebzehn Jahren gibt." Weder diese Behauptung noch sein sonstiges Zureden würden meinen Widerstand gebrochen haben, aber eine andere Betrachtung beseitigte ihn. Ich schämte mich im Grunde, sie mir einzugestehen: die Erwartung, dort auf dem Gutshofe den Mann zu entdecken, der Hilden eine so unbändige Leidenschaft eingeflößt . . .

Heiterer Sonnenschein und die muntere Laune Fritzlaw's verscheuchten am nächsten Morgen alle Bedenken, die etwa in mir aufsteigen mochten, fremden Leuten so ins Haus zu fallen. Auf leichtem Wagen fuhren wir die Fahrstraße dahin; der Alte war unerschöpflich in seinen Neckereien, als ich mich bei dem Kutscher erkundigte, ob ich im Dorfkruge übernachten könnte. „Glauben Sie, daß Ihr Köfferchen in dem Schlosse keinen Platz hat?" spottete er. Ich aber, als echter Großstädter, haßte es ebenso sehr, Logirbesuche zu empfangen, wie Logir-

gast zu sein. Zum Glück fand ich im Kruge ein Stübchen mit sauberem Bett, und so, meiner Freiheit und der Sicherheit meines Rückzuges gewiß, folgte ich Fritzlaw mit größerer Ruhe nach dem Schlosse. Es war ein schmuckloses, doch stattliches Gebäude, etwa aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts; eine Pappelallee führte vom Dorfe grade darauf zu. Eine Rampe davor, eine kleine Kuppel über dem mittleren Theil des zweistöckigen Hauses, die runden Fenster im oberen Geschoß zeichneten das eigentliche Schloß schon von Weitem von den sich daran schließenden Wirthschaftsgebäuden aus. Auf das Freundlichste wurden wir von dem Freiherrn und seiner Gattin empfangen. Fritzlaw machte, indem er mich vorstellte, seine Sache über Erwarten gut. Leider vermag ich nicht zu sagen, ob mir seine Empfehlung und mein gutes dummes Gesicht allein den wiederholten Händedruck des Freiherrn und das wohlwollende Lächeln der Dame eingebracht hätten. Denn das Gerücht hatte auch schon zu ihnen die Kunde meines Reichthums getragen, ich war auch für sie der Erbe. Daß wir über Nacht bleiben würden, verstand sich von selbst; die

Sammlung, die der Urgroßvater angelegt und der Großvater eifrig vervollständigt, erfordere doch eine gründlichere Besichtigung. Darüber, daß ich mich im Kruge einquartirt, gab es zunächst das herzlichste Gelächter, aber da ich artig bei meinem Willen beharrte, beruhigte man sich. Mir kam Alles noch einmal so gefällig vor, und noch einmal so ungezwungen verkehrte ich mit den Herrschaften, seit ich meinen Rücken gedeckt wußte. Auch mit der Siebzehnjährigen, die mir Fritzlaw prophezeit hatte . . .

In der Sammlung bildeten die Kupferstiche den werthvollsten Theil: Fritzlaw fand die schönste Gelegenheit, seine Kenntnisse leuchten zu lassen. Außer vielen Seltenheiten zeichneten sich die meisten Blätter durch ihre tadellose Erhaltung aus. Mich reizten besonders zwölf Landschaften von Claude Lorrain; sie erschienen mir wie Grüße aus dem Süden, und es war für meine Börse gut, daß an einen augenblicklichen Verkauf der Sachen nicht gedacht werden konnte, ich hätte sie sicherlich viel zu theuer bezahlt. Den Freiherrn versetzte unser Lob in die heiterste Stimmung: nicht, daß er ein Freund und Kenner

von Bildern und Kupferstichen, altem Geschirr und alter Bronce gewesen wäre, aber er entnahm aus unserer Bewunderung die tröstliche Hoffnung auf einen ansehnlichen Erlös bei der Versteigerung dieser Dinge.

Während sich Fritzlaw in das Studium des Katalogs vertiefte und hier und dort eine Angabe änderte und eine Bemerkung hinzufügte, führten mich die Damen durch das Schloß und den Park. Aber weder ihre Liebenswürdigkeit noch die mancherlei neuen Eindrücke, die ich empfing, vermochten meine Gedanken dauernd von der Suche nach dem Manne abzulenken, den Hilde geliebt und vielleicht noch liebte. Wie ich indessen auch unter den Dienern im Hause und unter den Knechten, die uns im Hofe und im Garten begegneten, nach ihm ausspähte, ich entdeckte Niemand, der meiner dunklen und unbestimmten Vorstellung entsprach. Das Gespräch auf sie zu bringen, verbot schon die Gegenwart des jungen Fräuleins, und da überdies die Freifrau mit ihrem Gatten damals nicht auf dem Gute, sondern in der Hauptstadt gelebt hatte, wären meine Nachforschungen, selbst wenn ich sie gewagt,

schwerlich von einem Erfolge gekrönt worden. Ich mußte mich also darein geben, die Entdeckung dem Zufalle zu überlassen, und diese Entsagung wurde mir leichter gemacht, da ich an der Mittagstafel einem Manne gegenüber zu sitzen kam, der bald meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Mir war er völlig fremd, allein Fritzlaw erinnerte sich seiner noch und daß er ihn einige Male in dem Hause meiner Tante gesehen. Er selbst stellte sich mir als den treuesten Bewunderer und den dankbarsten Schuldner des Fräuleins Paulsen vor. „Wäre sie ein Mann gewesen,“ sagte er, „welch' ein Freundes-paar hätten wir abgegeben; Orestes und Pylades wären wieder in uns aufgelebt!“ Und er schüttelte mir mit einem eigenthümlichen Drucke die Hand; es war, als ob er mich durch ein geheimnißvolles magnetisches Fluidum an sich ziehen wollte.

Er stand im Anfang der fünfziger Jahre, eine hochaufgeschossene, hagere, aber muskelkräftige Gestalt, ein gebräuntes, lederfarbenes, rothfleckiges Gesicht, mit grauem, militärisch geschnittenem Schnurrbart, Form und Ausdruck des Antlitzes wie der Kopf eines großen Raubvogels, eine Mischung von einem

Soldaten und einem Weltreisenden, wie ich ihrer einige in unserem Bankhause kennen gelernt hatte. Adalbert Graf Bodin war denn auch das Eine und das Andere. Als Officier in dem Regiment der Gardedragoner war er bei Mars la Tour gefährlich verwundet worden, hatte als Rittmeister 1872 seinen Abschied genommen, war im Sommer darauf zum letzten Male in Pritzwalk und in der Stadt gewesen und dann auf Reisen gegangen. „Jahrelang ein verschollener Mann," sagte der Hausherr. Seit dem vorigen Winter lebte er wieder in der Hauptstadt; einer Einladung des Freiherrn war er vor wenigen Tagen nach dem Gute gefolgt. „Die Nachricht von dem Tode Ihrer Tante," erzählte er mir, „erfuhr ich erst aus der Zeitung, einen Tag nach der Beerdigung; ich hätte sonst nicht in dem Trauergeleit gefehlt. In den nächsten Tagen wollte ich zu ihrem Grabe wallfahren und wäre in der Dämmerung wie der richtige romantische Narr an dem alten Hause vorübergegangen und hätte nach den Fenstern geblickt, um ihr gutes Gesicht dort zu suchen . . ." Mit der Fülle seiner Kenntnisse und Erfahrungen war er die Seele der kleinen

Tischgesellschaft. Doch war nichts Aufdringliches und Geschwätziges in ihm; er wußte im Gegentheil auch die Anderen zum Reden zu bringen. Sogar Fritzlaw, der anfangs sich gar nicht von seinem verdrossenen Erstaunen über die unerwartete Begegnung erholen konnte. „Herr Fritzlaw," meinte der Graf gutmüthig, „grollt mir noch immer in alter Eifersucht; er hat es mir noch nicht vergeben und vergessen, daß ich auch ein Stück von dem schwesterlichsten der Herzen besaß."

„Der Geck!" brummte der Alte, als wir Beide nach der Aufhebung der Tafel eine Weile in dem ihm angewiesenen Zimmer allein saßen. „Hält sich noch immer für unwiderstehlich. Ist ein Allerweltskerl, Magnetiseur, Geisterbeschwörer, Afrikaforscher, schneidiger Officier — kenne das von früher! Neue Form für den Adelshochmuth! Sind wir anderen Lumpe dagegen, Thierseelen."

„Lassen Sie es gut sein," lachte ich, „er thut uns nichts, sondern unterhält uns."

„Thut uns nichts? Warten Sie es ab! Wo Der den Fuß hinsetzt, gibt es ein Unglück."

Da er aber seine Behauptung ins Blaue hinein

nicht beweisen konnte oder wollte, sondern nur sein Mißtrauen gegen den Grafen vorschützte, übten sein Aerger und seine Warnungen die entgegengesetzte Wirkung auf mich aus. Statt mich von dem merkwürdigen Mann abzuschrecken, lockten sie mich stärker zu ihm hin. Wie ich ihn so vor mir sah in seiner ruhigen Ueberlegenheit, seinen Erzählungen lauschte, die niemals seine Person in den Vordergrund stellten, sondern immer auf das Sachliche gerichtet waren, seine geistreichen, originellen Bemerkungen und Ansichten mit stiller Zustimmung aufnahm, hatte ich die Empfindung, einem so bedeutenden Manne noch nie begegnet zu sein. Das war freilich kein Gradmesser für den wirklichen Werth des Grafen, denn ich war ein Neuling in der Welt und unter den Menschen, allein ich beobachtete doch auch, mit welcher Theilnahme der Freiherr und seine Gattin, denen Männer wie der Graf in der Berliner Gesellschaft nicht fremd geblieben sein konnten, seiner Unterhaltung folgten, wie erfreut sie über seine Anwesenheit waren. Da schmeichelte es doppelt meiner jungen Eitelkeit, daß er öfters das Wort vorzugsweise an mich richtete

und mich mit einer Rücksicht behandelte, als ob ihm an meiner guten Meinung Besonderes läge.

Die Stunden flogen uns nur so dahin. Zehn Uhr hatte es geschlagen, und wir saßen noch um den Abendtisch. Zuletzt war es ihm geglückt, auch noch den mürrischen Fritzlaw zu erwärmen und die Italia-Saite in ihm erklingen zu lassen. Als ich mich, um das Gespräch nicht zu stören, mit kurzem Abschied empfehlen wollte, und er so erfuhr, daß ich mich für die Nacht im Kruge einquartirt hätte, blitzte er mich mit seinen dunklen Augen, unter dichten Brauen hervor, zwischen Anerkennung und Verwunderung an, lobte lachend meinen fanatischen Unabhängigkeitssinn und erklärte, mich selbst dahin begleiten zu wollen, damit ich in der Dunkelheit den Weg nicht verfehle. Meine verlegene Bitte, sich nicht zu bemühen, rührte ihn nicht, und unsere Wirthin, die an seine Art gewöhnt sein mochte, versuchte gar nicht, ihn zurückzuhalten. Feierlich mußte ich versprechen, am nächsten Morgen den Frühstückstisch um elf Uhr nicht zu versäumen, dann wurden wir Beide mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ entlassen. Fritzlaw aber raunte mir beim

Abschiednehmen zu: „Seien Sie auf Ihrer Hut, Hand aufs Herz!“

Das häßliche Wort summte mir noch im Ohre nach, als wir über den Hof gingen und in die Pappelallee einbogen. Es war eine klare, frische Frühlingsnacht, der volle Mond am Himmel, ein eigenes Rauschen umher, als ob sich der Athem der Erde mit dem Brausen der Luft vermähle. Unter den kahl und starr aufragenden Bäumen lag der Weg blank und glatt, wie von mildem Kerzenglanz beschienen, vor uns. Sich hier zu verirren, war unmöglich. Der Graf bemerkte es zuerst und sagte: „Es war nur ein Vorwand, um hinauszukommen. Es herrschte eine solche Schwüle im Zimmer. Ich hatte das Bedürfniß nach Bewegung im Freien. Mich sucht der Schlaf immer erst lange nach Mitternacht auf. Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mich Ihnen aufgedrängt.“

Ich konnte auf seine Artigkeit nur erwidern, wie dankbar ich ihm für seine Begleitung und den Genuß seiner lehrreichen und anregenden Unterhaltung sei. Mit der Theilnahme und dem eingehenden Verständniß des gereiften Mannes, das

dem jüngeren so leicht Vertrauen abgewinnt, forschte er nach dem bisherigen Gange meines Lebens, nach meinen Ab- und Aussichten. Aus meinen Antworten mochte er merken, daß ich mich in einer Krisis der Stimmung wie des Willens befände, aber er fühlte sich nicht berufen, mit seinem Rath einzugreifen. „In Ihrem Alter hatte ich denselben Drang in die Ferne," sagte er, „allein ich konnte ihn erst viel später befriedigen. Und da ging ich halbwegs aus Unmuth fort." Er sei mit Leidenschaft Soldat gewesen, seine schwere Verwundung habe ihn zur Aufgabe des Dienstes genöthigt. Erst ein langjähriger Aufenthalt im Süden habe seine Gesundheit wiederhergestellt. „Ich hätte nie daran gedacht," fuhr er fort, „hierher zurückzukehren. Diese Stätten sind das Grab meiner Jugend. Ich war eng befreundet mit den beiden Pritzwalk's, der Freiherr ist nur um wenige Jahre jünger als ich, und seine Eltern betrachteten mich wie ihren Sohn. Vielleicht hofften sie, daß ich eine der Töchter heirathen würde. Ein großes Majorat im Mecklenburgischen mußte mir nach dem Tode des Besitzers, meines Vetters, zufallen. Das Geschick hat es anders

gefügt. Erst als die Mädchen verheirathet waren und ich für einen aufgegebenen Mann galt, starb der Majoratsherr .. In den Achtzigern! Denken Sie nur, achtzig Jahre die Bürde des Lebens zu schleppen, in dem unergründlichen Einerlei eines Gutshofes, in der Quälerei der Gicht! Mich schaudert! Für ihn und mich und noch einen Anderen wäre es besser gewesen, wenn .. Aber das ist die Weisheit der Schulknaben .. Und nun bin ich doch wieder hierher gekommen. Zu lauter Gräbern, wirklichen und idealischen. Es ist nicht gut, ich merk' es schon, ich hätte dem Drängen des Freundes nicht nachgeben sollen .. Die Dinge verketten sich ohne menschliches Zuthun aus eigener Kraft der Anziehung und des Gegensatzes .. oder unter der Leitung einer unsichtbaren Gewalt .. Ist es der Erdmagnetismus, der auch in ihnen wirkt? Irgend ein feiner, von uns noch nicht erkannter ätherischer Strom? Oder eine moralische Macht? Vorsehung, Wahrheit? Ach! was wissen wir, Herr Paulsen, was wissen wir!" Und er drückte mir wieder in seiner eigenthümlichen Weise die Hand.

Darüber waren wir bis zu den ersten Häusern des Dorfes gelangt. Aus den Fenstern des Kruges schimmerte noch Licht und lautes Stimmengewirr ward in der Stille vernehmlich. In der Schenkstube saßen einige verspätete Gäste.

„Die Freiheit," scherzte der Graf, „hat immer etwas Unbequemes; der Lärm wird Sie am Einschlafen hindern, während Sie im Schlosse die Ruhe der Seligen genossen hätten."

„Ohne Kosten kann man nicht glücklich sein," entgegnete ich, „daran bin ich als Kaufmann gewöhnt."

„Mir geht es wie Ihnen, ich fühle mich nur behaglich, wenn ich eigenen Boden unter den Füßen habe. So neckt mich denn auch Pritzwalk beständig wegen des Raubes, den seine Gastfreundschaft an meiner Freiheit begeht, und hat mir gerathen, das hölzerne Häuschen zu kaufen, das hier im Dorfe dem Superintendenten Wahrmund gehört . ."

„Dem Superintendenten? Es ist das erste Mal, daß ich von diesem Besitze sprechen höre."

„Er hat es ein wenig unverantwortlich verfallen lassen . . Ich zeige es Ihnen, in zwei Minuten

sind wir dort . ." Er hatte eine Art, der man nicht gut widerstehen konnte. Ich nun gar nicht, da mich das Plötzliche und die Neuheit seiner Mittheilung überrascht hatte.

Und da waren wir auch schon, am Ausgange des Dorfes, vor einem verwilderten Garten, der durch einen halb zerbrochenen Bretterzaun und eine Dornenhecke rings umschlossen war. In der Mitte erhob sich eine Baumgruppe — wunderlich knorrige Eichen, die mit ihren schwarzen, seltsam verdrehten Aesten, in ihrer traurigen Kahlheit, bei dem Schimmer des Mondes, unheimlich und gespenstisch aussahen. Das Bauwerk, ein Mittelding zwischen Mooshütte und Blockhaus, mochte im Sommer, im Schatten der dann dichtbelaubten Bäume, im Glanz des Abendroths, ein idyllisches Bild gewähren. Jetzt, wo dem grauen, harten, zerrissenen Erdboden noch der leiseste grüne Anhauch fehlte, erschien es mit seinem von dem Schnee und den Stürmen des Winters arg mitgenommenen Schindeldach, seinen dunklen, kleinen, von fahlem Moos eingerahmten Fenstern, seiner eingesunkenen Thür als eine wüste, längst von ihren Bewohnern verlassene Behausung.

Hätte sie nicht in einem friedlichen pommerschen Kirchdorfe gestanden, würde man einen Unterschlupf für Diebe oder Schmuggler darin vermuthet haben. Damit uns nichts von dem Genuß des Abenteuerlichen und Grauslichen vorenthalten bliebe, fing es jetzt in dem Hause oder in den Bäumen unter den Stößen des Windes zu knarren und zu stöhnen an . .

„Einladend ist es gerade nicht," meinte der Graf, während wir Beide über Zaun und Hecke in die Oede schauten, „und Pritzwalk konnte meine einsiedlerische Laune nicht besser verspotten, als mir diesen traurigen Ort zur Herberge vorzuschlagen . . Aber wenn ein Gedankennagel einmal eingeschlagen ist, bohrt er sich immer tiefer . . Mir ist der Einfall nicht aus dem Kopfe gewichen . . Der Garten ist groß genug, auch für ein geräumigeres Haus . . Ganz verstummt, Herr Paulsen?"

„Ich schwärme nicht für Einsiedeleien, Herr Graf, und dieser wüste Fleck Erde nun gar . . Ich entsinne mich nicht, daß der Superintendent oder sein Fräulein Tochter je ein Wort darüber verloren haben. Freilich, was hätten sie auch hier suchen sollen?"

„Pritzwalk sagte mir, daß der Besitz aus der Erbschaft der Frau Predigerin stamme. Deren Vater hätte den Eichbusch von der Dorfgemeinde gekauft und sich das Häuschen gebaut, um ungestört darin seinen Studien und Betrachtungen nachzuhängen, in der Pfarre hätte die Frau ein allzu geräuschvolles Regiment geführt.“

„Dann würde es dem Fräulein Marie gehören . . und die . .“

„Sie kennen die junge Dame?“ fragte er.

Warum mußte ich in diesem Augenblick an Fritzlaw's Warnung denken? Die Frage war so natürlich und der Ton, in dem sie gethan wurde, so weltmännisch leicht.

„Wie man ein junges Mädchen kennt, mit dem man sich oft in der gemeinsamen Sorge für eine liebe Kranke zusammengefunden hat . . Fräulein Wahrmund ist eine treue und aufopfernde Pflegerin meiner Tante gewesen.“

„Das wollten Sie mir ursprünglich nicht sagen, sondern —“

Warum sollte ich hinter dem Berge halten? „Daß Fräulein Marie angenehm überrascht sein

dürfte," antwortete ich, „wenn plötzlich ein Käufer vor sie hintreten würde. Ich mußte selbstverständlich ein und ein anderes Mal von den Wintervergnügungen in der Hauptstadt erzählen, und ich merkte, wie gern sie dieselben einmal mitgemacht."

„Ist der Superintendent nicht ein Mann, der seiner Tochter einen so bescheidenen Wunsch leicht erfüllen könnte?"

„Das wohl. Aber vielleicht haben es die Umstände nicht erlaubt."

„Wenn dem so wäre, wenn der Verkauf nicht von vornherein abgelehnt würde . . Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweisen, Herr Paulsen? Klopfen Sie einmal behutsam — oh! das brauch' ich einem Kaufmann nicht zu sagen! — bei dem Vater und der Tochter an. Sie sind in Pritzwalk gewesen, Sie haben das Häuschen, die Eichengruppe gesehen . ."

Sollte das die Kralle des Versuchers sein? Wie würde der mißtrauische Fritzlaw triumphirt haben! „Wäre die Angelegenheit nicht besser in Ihren eigenen Händen aufgehoben, Herr Graf?"

„Ich habe keine Anknüpfung mit dem Pastor.

Finden Sie bei ihm eine gewisse Geneigtheit zum Verkaufe, kann ich freier mit meinem Antrage vortreten. Also eingeschlagen, Herr Paulsen? Ihnen kostet es ein Wort, das Sie zu nichts verpflichtet."

Mit einer solchen Offenheit und Höflichkeit hielt er mir seine Rechte hin, daß ich, auch wenn er mir gleichgültiger gewesen, schon aus Artigkeit hätte einschlagen müssen. Auch verpflichtete ich mich in der That, wie es mir damals schien, nur zu einer Anfrage, die weder für ihn noch für mich Verbindlichkeiten herbeizuführen drohte .. Ach, von welchen geringfügigen Zufällen und Anstößen hängt unser Schicksal ab! Oft ist es ein Sandkorn, das den Gang unseres Lebens bestimmt ...

Einen Klügeren als mich hätte vielleicht die leidenschaftliche Hast stutzig gemacht, die der Graf in einer so nichtigen Angelegenheit zeigte. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen, ich danke! Und nun lassen Sie uns unsern Handel mit einem Glase Grog beschließen. Mich fröstelt, und der Nachtwind wird es auch Ihnen angethan haben. Vordem braute die Wirthin im Kruge ein vorzügliches Getränk — hoffentlich hat sich die Tradition nicht verloren.

Es ist nützlicher, daß sich gute Recepte zu Speise und Trank, als metaphysische Grillen erhalten."

Im Wirthshause hatte man mich schon erwartet, auch der Graf war den Leuten bekannt. Das laute Gespräch, das die vier späten Gäste bei ihrem Skatspiel geführt, verstummte bei unserem Eintritt. Zweien von ihnen mochte die Erscheinung des Grafen in der Gaststube besonders verdrießlich sein: wie ich nachher erfuhr, waren es junge Leute im Dienste des Freiherrn, die in der Verwaltung und in der Brennerei beschäftigt waren. Obgleich der Graf sie nicht bemerkte und sich still mit mir in einer anderen Ecke des Gemaches niedersetzte, wechselten sie noch ein paar Worte halblaut mit ihren Genossen, schoben die Karten zusammen und gingen hinaus. Die Anderen blieben sitzen, schweigsam, bei ihren Biergläsern, der Eine, ein Bauer in mittleren Jahren, aus kurzer Pfeife dampfend, der Zweite, im städtischen Rock, eine Cigarre im Munde, kehrte mir den Rücken zu: das Kartenspiel schien ihnen gleichfalls langweilig geworden zu sein. Der Graf hatte von alledem kaum eine Wahrnehmung. Wie mit verschleierten Augen saß er auf

der Bank, den grauen, leichten Filzhut hoch in die Stirn zurückgeschoben, den Kopf an die Wand gelehnt, die Beine vorgestreckt, die Hände auf dem Tisch . . er schien seine Umgebung vergessen zu haben und für alle Sinneseindrücke unempfindlich zu sein. Als das dampfende Getränk vor ihm stand und er davon gekostet, kehrte er wie aus einem Traum allmälig zu der Wirklichkeit zurück. Wir stießen miteinander an, „auf gute Verrichtung“, sagte er mit einem halben Lächeln. Aber ein Gespräch wollte nicht mehr in den rechten Fluß kommen, und nachdem er einige Züge gethan, erhob er sich: „Ich bin müde und mir fallen die Augen zu.“ Er litt nicht, daß ich ihn hinaus begleitete, sondern drückte mich auf die Bank nieder, wickelte sich dichter in seinen grauen Mantel und ging. Hinter meinem Glase, den Kopf auf den Arm gestützt, blickte ich noch eine Weile unverwandt auf die Thür, aus der er entschwunden. Wäre ich abergläubischer gewesen, würde mich eine gewisse Furcht vor dem übermächtigen Einfluß, den der Graf über mich zu gewinnen schien, angewandelt haben, so blieb mir, als das dumpfe Staunen ge=

wichen, nur eine lebhafte Erregung über die merkwürdige Bekanntschaft, die ich an ihm gemacht, zurück; er erschloß mir eine Welt, die ich bisher einzig dem Namen nach und aus Romanen gekannt, und unwillkürlich knüpfte die gesteigerte Phantasie seltsame Hoffnungen an diese Begegnung.

Unangenehm wurde ich aus diesen Träumen durch den Fremden aufgeschreckt, der bisher stumm oder im leisen Gespräch, nach dem unterbrochenen Skatspiel, mit dem Bauer zusammengesessen hatte. Plötzlich stand er vor mir, an der anderen Seite des Tisches; der Bauer hatte die Gaststube verlassen, ohne daß ich es bemerkt.

„Es ist formlos, sich so vorzustellen, Herr Paulsen," redete er mich an, „aber Sie werden es entschuldigen, einmal weil wir in dieser vortrefflichen Herberge Nachbarn sind und dann wegen der Verwandtschaft . ."

„Bitte," erwiderte ich, ihn mit großen Augen messend . . Eine schlanke, jugendliche Gestalt, ein ausdrucksvolles, bewegliches, bartloses Gesicht, mit übernächtigen tiefliegenden Augen . .

„Sie wundern sich?" lachte er kurz und heiser.

„Und denken vielleicht, ich meinte die allgemeine Menschenbrüderschaft — nein, etwas näher gehören wir doch zu einander . ." Er hatte sich einen Schemel an den Tisch gezogen und saß mir nun gegenüber, aufrecht, hell von der Lampe beschienen . . „Die Mutter Ihrer vor Kurzem verstorbenen Tante hatte einen Bruder, dieser Bruder war mein Großvater — ich spreche ein großes Wort gelassen aus."

„Ich bin Ihnen für Ihre Auskunft sehr verbunden, allein ich bin so wenig in unserem Geschlechtsregister belesen . ."

„Daß Sie mich nicht unterbringen können? Natürlich! Es wäre auch zu arg, wenn wir alle unsere zärtlichen Verwandten mit Namen zu nennen wüßten . . Ich heiße Richard Mind . ."

Mind? Richard Mind? Jetzt hatte ich ihn, er war in dem Testamente Ulrikens mit einem Legat bedacht . . Selbstverständlich schärfte sich darüber mein Blick . . Nach seinem Aussehen zu urtheilen, mußten ihm die dreitausend Mark gelegen kommen; er trug einen fadenscheinigen Rock und glanzlos gewordene Papierwäsche . .

„Herr Richard Mind . . Gewiß, meine Tante hat sich Ihrer erinnert . .“

„In einem alten Zeitungsblatte habe ich die Todesanzeige gelesen, weit hinten in Westpreußen . .“

„Und haben sich zu uns aufgemacht —“

„Nicht so ganz, wie Sie es verstehen, Herr Paulsen, in allerlei Hoffnungen auf ein Vermächtniß. Obgleich ich nicht der Knopf auf Fortuna's Mütze bin, hab' ich doch Ehrgefühl. Und die Selige hatte mir vor Jahren unsanft die Thür gewiesen.“

„Um so sanfter streckt sie Ihnen die Hand über das Grab entgegen. In den nächsten Tagen würde Sie der Herr Testamentsvollstrecker davon in Kenntniß gesetzt haben.“

„Also auch mich bescheint einmal die Sonne! Der Wirth hat mir mitgetheilt, daß Sie der glückliche Universalerbe sind. Aber wer wie ich den Uebermuth der Aemter und die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks ertragen hat, der ist auch mit der Brodkrume zufrieden, die von dem reichen Tische fällt.“

„Ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billig-

keit das Glück," recitirte ich nun auch, mich in seine Redeweise schickend. „Sie haben sich offenbar der Kunst gewidmet, Herr Mind —"

„Und die Kunst geht nach Brod, mein Prinz! Wie Sie mich sehen, bin ich von dem Karren des Thespis herabgeschleudert worden. In Westpreußen warf der Karren um, in einem Marktflecken. Der Director verließ uns, und wir verstoben in alle Winde. Aufgescheuchte Wildgänse. Jeder nach der Richtung, wo er Futter witterte. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Ja, wenn wir nicht Speise und Trank gebrauchten — Wetter! welche Götter wären wir! Ich richtete meinen Flug hierher, weil in Stettin meine Wiege stand. Den letzten Stoß gab mir das Zeitungsblatt, wie ich Ihnen schon sagte. Für uns moderne Menschen ist die Zeitung das Schicksalsbuch der Sibylle. So hat Ihr Scharfsinn für diesen Augenblick meine Larve erkannt, allein in Wahrheit ist sie nur ein Gehäuse für ein Gehäuse . . Sie verschmähen das wässerige Bier und haben sich ein edleres Getränk bestellt. Mit Ihrer Erlaubniß folge ich Ihrem Beispiel. Wirth, einen steifen Grog!"

Daß ich mich von dem abenteuerlichen Gesellen angezogen fühlte, trotz alledem, mußte ich wohl zugeben. Der Humor, mit dem er sein Mißgeschick zu ertragen schien, nahm ebenso wie sein Gesicht, das bei aller Verkommenheit einen gewissen feineren Zug bewahrte, für ihn ein. In der Beleuchtung der Bühne mochte er mit seinem feurigen Blick, seinem dichten, leicht gelockten, blonden Haar, seiner breiten und kraftvollen Gebärde für einen schönen Mann gelten. Ich hatte auf den Bühnen der Hauptstadt so manchen unbedeutenden Schauspieler in Heldenrollen sich abquälen gesehen, daß ich mich eigentlich verwunderte, ihn, den seine Erscheinung schon empfehlen mußte, ohne Beschäftigung, in so fragwürdiger Gestalt in einem Dorfkruge zu finden. Das trieb mich an, mehr von seinen Schicksalen zu erfahren.

„Und was steckt denn hinter all' den Gehäusen?" fragte ich auf seine letzte Aeußerung hin.

„Wüßt' ich es nur selbst!" entgegnete er mit einem Tone, der überlegene Ironie ausdrücken sollte, „ein Thier, das Hunger hat, oder ein Genie ersten Ranges. Die Unruhe steckt mir von dem Vater,

der höhere Schwung von der Mutter im Blut. Die Ursache zu beiden war der Mangel am Gelde. Im Wohlstande, in gesicherten Verhältnissen wären meine Eltern Honoratioren geworden wie der Großvater und die Großmutter, und ich, als das Geschöpf ihrer Moralität und Langenweile, steuerte gemüthlich auf eine Professur der Chemie zu. So aber war ich das Kind ihrer Leidenschaft, ihrer Sorge und Verlegenheit. Ich war erst auf der Universität, dann auf der landwirthschaftlichen Akademie . . Gelegentlich hatte ich später auch eine Beschäftigung, auf den Gütern, im Pferdehandel, bei Wettrennen . . Indessen, wie Schiller sagt, dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur. Auch ich sank, wenn ich mich kaum erhoben, wieder von dem Mittelpunkt der Erde angezogen, zurück . ."

„Jetzt hatten Sie es mit der Schauspielkunst versucht?"

„Ja, ich hatte immer Talent zum Komödienspiel. Vielleicht auch Beruf. Wenn ich früher zur Bühne gegangen wäre, würde ich es weit gebracht haben. Man braucht nur den Weibern zu gefallen

und zu imponiren, das ist das ganze Geheimniß. Und es lernt sich leicht. Ich habe mich zu meinem Unglück zu spät entschlossen. Aber was ist eine verfehlte Unternehmung mehr in meinem Leben!"

„Wenigstens drückt sie Ihren Muth nicht nieder."

„O, ich habe auch meine melancholischen Stunden wie Hamlet. Nur daß ein Prinz, für den der Tisch immer gedeckt ist, sich ihnen eher hingeben und sie behaglicher ausgenießen kann als Einer, der seine besten Gedanken darauf verwenden muß, Nahrung und Obdach aufzuspüren. Mit dem Witz, den der Arme dazu in einer Woche verbraucht, könnte die Welt einen Monat lang vortrefflich regiert werden."

„Wenn wir Alle in Schlaraffenland lebten, wie bald würde aller Witz verschlemmt und vertrunken sein!"

„Etwas Wahres finde ich in diesen Worten," sagte er mit dem Wesen König Philipp's und that darauf einen tiefen Zug. „Aber es ist die Philosophie der Bienen, die ohne Arbeit und Ordnung nicht zu leben verstehen. Ich bin eine geborene

Drohne; meine Natur ist die Freiheit und der Raub . . Da ist mir das Herz wieder mit der Zunge durchgegangen; ich rede zu Ihnen, als wenn wir schon einen Scheffel Salz mit einander verzehrt hätten."

„Bei mir hat es keine Gefahr, denn wir hängen nicht von einander ab, und Keiner erwartet von dem Anderen etwas Besonderes."

„Sie nichts von mir — das ist selbstverständlich; ich nichts von Ihnen — hm!"

„Könnt' ich Ihnen helfen? Ich wüßte nicht, worin."

„Ich auch nicht, seit Sie mir das schmeichlerische Bild eines Legats vorgegaukelt haben."

„Wenn Sie sich an den Herrn Justizrath Möller wenden wollen —"

„Ich danke Ihnen, Herr Paulsen, und werde nicht verfehlen . . Sie wohnen in dem Hause des alten Fräuleins . . Sie gestatten, daß ich in den nächsten Tagen, im hochzeitlichen Gewande, Ihnen den gehorsamen Besuch eines armen Verwandten mache . ."

„Sie sollen mir willkommen sein —" ich dachte

mir, daß es mit ihm und dem alten Fritzlaw einen lustigen Abend bei einer Bowle geben müsse.

So schieden wir. Während er noch sitzen blieb, führte mich der Wirth in mein Stübchen hinauf. „Er wohnt über Ihnen in der Dachkammer, Herr Paulsen,“ sagte er, wie um sich zu entschuldigen. „Nehmen Sie es nicht krumm, ich konnte ihn nicht gut abweisen. Er kam am Abend an, todtmüde und halb verhungert. Er hat früher in seinen guten Tagen etwas bei mir daraufgehen lassen, man hat eben auch ein Herz . . Daß er sich gleich an Sie machen mußte! Ihr Name war mir so über die Zunge geschlüpft. Er ist ein verschmitzter Bursche und hat eine Witterung wie der beste Jagdhund.“

„Lassen Sie ihn jagen, das hat bei mir keine Noth. Sie kennen ihn genauer?“

„Werde ich Richard Mind nicht kennen! So lange ist es noch nicht her, daß er den Gutshof verlassen. Wenig über drei Jahre.“

„Hat er denn auf dem Gutshofe gedient?“

„Als Unterinspector. Damals sah er stattlich aus und klimperte mit dem Gelde in den Taschen. Der alte Freiherr mochte ihn leiden, weil er ein

Pferdekenner war und allerlei Schnurren zu erfinden wußte. Bei dem Erntefest ließ er die Burschen und Mägde sich bunt ausstaffiren und Verse aufsagen, er Allen voran. Er ist immer in Bewegung und prustet und pustet wie eine Dampfmaschine. Aber der Pferdefuß kam bald darauf zum Vorschein. Er hatte Schulden über Schulden und auch mit den Büchern, die er führte, soll es nicht in Ordnung gewesen sein. Ich will nichts gesagt haben, ich bin kein Ehrabschneider. Ueber Nacht war er weg, Keiner wußte wohin. Der Freiherr mochte ein Auge zugedrückt haben; er lebte noch auf seine alten Tage und ließ leben. Bei dem jetzigen Herrn wäre der Mosjöh Mind schlimmer gefahren . ."

Er ist's, sagte ich mir nach diesen Eröffnungen des Wirths, kein Zweifel, er ist der Liebhaber und Verführer Hildens. Warte, nun hab' ich Dich! drohte ich mit dem Finger nach der Decke herauf. Ich hörte ihn über mir mit schleichenden Schritten seine Schlafstatt aufsuchen. Alles stimmte zusammen. Zur selben Zeit waren Beide auf dem Hofe gewesen. Er war ganz die Persönlichkeit, um ein Mädchen wie Hilde zu bethören. Vielleicht hatte es für ihn

dazu nicht einmal des Eheversprechens bedurft. Auch ihr hartnäckiges Schweigen wurde mir nun erklärlich. Nachdem er so schmählich das Gut verlassen hatte, mochte sie sich doppelt geschämt haben. Wenn er in der That den Herrn betrogen, welchen Schatten mußte ihr Bekenntniß, mit einem solchen Menschen ein Liebesverhältniß gehabt zu haben, auf sie werfen. Daß er auf den Schauplatz seiner früheren Abenteuer zurückgekehrt war — Noth und Hoffnung hatten ihn getrieben und Ehrgefühl und Gewissen ihn nicht gehindert. Schwerlich vermuthete er Hilde noch in der Stadt; sie wird längst das Weite gesucht haben, hatte er sich wohl getröstet.

Ja, nun hatte ich ihn, nun wußte ich die Wahrheit, aber glücklicher oder ruhiger war ich nicht darum. Meine Einbildung hatte um Hildens Liebesabenteuer einen romantischen Dunst gewoben, den die Wirklichkeit unbarmherzig verscheuchte. Die Arme sank in meiner Achtung, seit ich die Windigkeit und Leichtfertigkeit ihres Liebhabers durchschaute und die baare Alltäglichkeit des Verhältnisses offen vor mir lag. Was ging mich im Grunde die alte Geschichte an, die nicht mehr zu ändern war? Und

doch beschäftigte sie meine Gedanken eine geraume Weile. Was war meine Pflicht? Sollte ich als Richter und Rächer auftreten, Beide wieder zusammenbringen, versöhnen, verheirathen, ausstatten? Oder die Dinge laufen lassen, wie sie wollten, und meine Finger nicht zwischen Baum und Borke stecken?

Zum Glück beendete der Schlaf den thörichten Streit und hielt mich über die Gewohnheit lange in seinen Banden. Mit dem Morgenkaffee brachte mir die Magd einen schönen Gruß des Herrn Inspectors Mind. Schon vor zwei Stunden war er aufgebrochen, ahnungslos, welche Ueberraschung seiner in der Stadt wartete. In das Herrenhaus zu gehen, war es noch zu früh, und ich beschloß, mir bei Tageslicht das seltsame Grundstück anzuschauen, für dessen Verkauf ich die Wahrmund's stimmen sollte. Als ich die Treppe hinunterstieg, traf ich auf den Wirth.

„Was liegt denn am Ende des Dorfes für ein verwahrlostes Häuschen unter den Eichen?“ fragte ich ihn. „Ich kam gestern Abend daran vorüber; es sah im Mondschein so wunderlich aus.“

„Glaub's wohl, es verschimpfirt das ganze Dorf. Wir nennen's die Vogelscheuche. Der Herr Superintendent Wahrmund sollte es wieder herstellen oder abreißen lassen. Und vor Jahren nahm es sich doch so schmuck aus. Die Frau Superintendentin kam jedes Jahr heraus und blieb über Nacht. Sie sorgte für den Garten und die Einrichtung ihres Vogelbauers, so nannte sie das Häuschen. Nach ihrem Tode ist es mehr und mehr verfallen. Wollen Sie es sich ansehen, Herr Paulsen? Ich habe den Schlüssel."

„Sie —"

„Ja, Einer muß doch ab und zu nach der Ordnung schauen, hat der Superintendent gesagt und mir den Schlüssel übergeben. Nach der grauslichen Geschichte vor drei Jahren hat weder er noch das Fräulein den Fuß über die Schwelle gesetzt."

„Welcher Geschichte?"

„Ja, haben Sie die Geschichte der Hilde Gollnow nicht gehört? In der Vogelscheuche hat sie ihr Kind geboren, da haben wir sie im hitzigen Fieber und das Kind todt gefunden. Wie sie hineingekommen? Vor Gericht hat sie gesagt, sie hätte

gewußt, wie man den Riegel am Zaun fortschieben könne und verschlossen sei die Hausthür nicht gewesen. Das mag ja wahr sein, als junges Ding ist sie oft mit der Pastorin und noch nachher mit dem Fräulein dahin gekommen.“

„Davon haben sie mir in der Stadt Dies und Jenes erzählt. Also hier ist es geschehen!“

„Ja, hier! Und da begreift es sich, daß der Herr Superintendent sich nicht mehr um das Häuschen kümmert. Die alten Weiber sagen, zuweilen höre man das Kind noch darin wimmern.“

„Zu einem Kinde gehören doch Zwei, wer war denn der Vater? Hatte man Niemand im Verdacht?“

„Gar Manchen, hinter der schönen und schnippischen Hilde waren sie Alle her, Alte und Junge, aber man hat's ihr nicht zugetraut; sie schien zu Jedem zu sagen: blas mir den Staub weg —“

„Nun, wenn ich an den Nachbar über mir denke —“

„An den Mosjöh Mind? Nein,“ grinste der Wirth lachend über das ganze Gesicht, „da wären

Sie hineingefallen, Herr Paulsen. Der trug damals den Kopf viel zu hoch, um eine Magd zu bemerken, und machte ganz Anderen verliebte Augen. Aber ich hole Ihnen den Schlüssel.“

So leicht ließ ich mich indessen nicht von meiner Ansicht abbringen und war Willens, auf meiner Fährte zu bleiben. Die Vogelscheuche selber konnte mir freilich das Geheimniß nicht enthüllen. Der Name, den das unglückselige Mädchen hier in ihrer Verzweiflung vergeblich gerufen hatte, ihr Hülfe und Rettung zu bringen, wurde von keinem Echo wiederholt. Wie der Garten verwildert, war das Innere verfallen. Es bestand aus einem größeren und einem kleineren Raum, das Ganze ein Holzbau, der nach außen bunt bemalt und mit Moos ausgelegt gewesen. Innen waren die Wände mit großblumigem Kattun bekleidet. Allein das Zeug war verschlissen, die Farben waren ausgeblaßt, die dürftige Ausstattung, ein Schrank und ein wackliger Tisch, ein paar Strohstühle, die leere Bettstatt in der Kammer mit dem Strohsack, ein irdener Krug . . Alles grausam der Zerstörung durch Zeit und Wetter preisgegeben. Auf den morschen Dielen stand das

Wasser in kleinen Lachen, das in den vergangenen regnerischen Tagen durch das schadhafte Dach heruntergeflossen . .

Der Schauplatz paßte zu dem kläglichen Geschick, das sich hier abgespielt. Arme Hilde! sagte ich halblaut für mich hin. Wie grausam mußte sie schon in dieser Verlassenheit, in Elend und Schmerz ihre Verschuldung gebüßt haben! Und es war erst der Anfang ihrer Heimsuchung gewesen. Wieder gewann das Mitleid für sie, das mir im Hinblick auf jenen Vagabunden schon zu entschwinden gedroht, in meinem Herzen die Oberhand.

Was die Grille des Grafen betraf, den wüsten Erdenfleck zu erwerben, so glaubte ich nach der Besichtigung der Oertlichkeit und den Mittheilungen des Wirths, daß sie sich ohne Schwierigkeit würde erfüllen lassen. Wie der Augenschein zeigte, war das Besitzthum den Wahrmund's nicht nur gleichgültig, sondern verhaßt geworden. Je eher, je lieber würden sie sich desselben entäußern wollen, sobald ein Käufer erschien. Diese Aussicht stimmte mich froh und verscheuchte bald den traurigen Eindruck, den der Anblick der Vogelscheuche in mir hervor-

gerufen. Doch beschloß ich vorsichtig, dem Grafen nichts von meinen Erkundigungen und Hoffnungen mitzutheilen und nicht durch voreiliges Triumphiren die Tücke des Zufalles zu reizen.

So schritt ich sorglos nach dem Schlosse, einem schönen Tage entgegen.

IV.

Es war mir schwer gefallen, die liebenswürdige Aufforderung der Freifrau, auch die Osterfeiertage mit ihnen zu verleben, ablehnen zu müssen. Aber mich band ein früheres Versprechen. Der Superintendent pflegte am ersten Feiertage ein Mittagsessen zu geben und hatte mich einer Einladung für würdig gehalten. So fuhr ich denn in abendlicher Dunkelheit am Sonnabend in einem freiherrlichen Wagen nach der Stadt zurück, allein, da Fritzlaw sich noch nicht von der Sammlung trennen mochte. Mit dem Grafen hatte er sich, trotz seiner Furcht vor dem Hypnotismus, leidlich zurechtgefunden. Meine Leute erwarteten mich schon mit Sorge; Johann stand vor der Thür, als ich endlich gegen elf Uhr vorfuhr. An dem gleichmüthig ruhigen Gesicht Hildens merkte ich, daß sie von der Anwesenheit Richard Mind's noch nichts wußte.

Die Gesellschaft bei dem Superintendenten ließ mich mit ihrer steifen Förmlichkeit nur zu sehr die zwanglose Fröhlichkeit und Heiterkeit auf dem Gutshofe vermissen. Wohl waren die Herren und Damen alle gebildete und angesehene Leute, aber sie schienen mir jedes ihrer Worte behutsam auf die Goldwage zu legen. Von den phantastischen Einfällen und Launen, von der Freiheit des Herzens und der Zunge, in denen sich der Graf und der alte Fritzlaw ergingen, konnte hier nicht die Rede sein. Alles mußte nach der Weise des Hausherrn und seiner Tochter auf Wahrheit und Klarheit gestimmt sein. In ihrem schwarzen Seidenkleide, mit dem Rubinenschmuck der Tante um den feinen Hals, machte Fräulein Marie die äußerlich anmuthige, aber innerlich kalte Wirthin. Sie übersah Niemand, sie vernachlässigte keinen ihrer Gäste, sie war in ihrer Haltung und ihrem Betragen so tadellos, wie der Tisch reich und tadellos gedeckt war, wie sich die Bedienung kein Ungeschick zu Schulden kommen ließ; ja noch mehr, von allen anwesenden Frauen und Mädchen war sie weitaus die schönste, klügste und bescheidenste. Mir indessen schien es, als müsse

Jeder, wie ich, ihr anmerken, wie gleichgültig das Fest und die Unterhaltung ihr wären, wie Niemand ihre Aufmerksamkeit erregte. Meine Fahrt zu den Pritzwalk's bildete bald den Untergrund des Gesprächs. Der Freiherr, seine Gattin und seine Tochter weilten noch nicht lange genug auf dem Gute, um schon engere Beziehungen zu den Herrschaften in der Stadt angeknüpft zu haben, sondern waren noch neue Leute, von deren Wesen und Leben man gern erfuhr. Auch die Kupferstich- und Porcellansammlung, von der Wahrmund einige Kenntniß hatte, mußte herhalten. So wurde ich, ohne mein Zuthun, eine Art Mittelpunkt der Gesellschaft, und da ich nur Gutes und Freundliches mitzutheilen hatte und noch unter dem frischen Eindruck des Geschauten und Erlebten stand, vermochte ich die Neugierde und die Fragelust zu Aller Vergnügen zu befriedigen. Fräulein Marie, die mir gegenübersaß, richtete gelegentlich einen wärmeren Blick aus ihren glänzenden, kalten Augen auf mich, als wisse sie mir Dank, daß ich die sonst so förmliche und stockende Unterhaltung belebte.

Glücklich war die Tafel aufgehoben; der Kaffee

wurde herumgereicht, ein Spieltisch zu einem würdigen Whist hergerichtet; die Damen bereiteten sich vor, im geschlossenen Kreise über die Dienstboten zu klagen und die lieben, nicht anwesenden Freundinnen durchzuhecheln . . Nicht aus Absicht oder einer dunklen Regung hatte ich des Grafen bisher nicht erwähnt, seine Persönlichkeit stimmte so gar nicht zu dieser ehrbaren Gesellschaft, daß ich keine Veranlassung gehabt, auch nur seinen Namen zu nennen. Jetzt hatte mich der Superintendent bei Seite genommen, und fragte, nach einem Lobe, das er meinen Schilderungen gespendet: „Waren außer Ihnen noch Gäste auf dem Schlosse?“ „Ein Weltreisender,“ antwortete ich gelassen, „ein Graf Bodin, der durch seine Erzählungen . .“ Wahrmund hatte sich entfärbt, und die Tasse zitterte in seiner Hand: „Bodin? Adalbert Bodin?“ Ich mußte wohl seine Ergriffenheit gewahren und erwiderte: „Vergebung, aber meine Mittheilung . .“ „Sie kömmt mir so unerwartet, Herr Paulsen,“ entgegnete er und wurde allmälig wieder Herr über sich selbst, „wenn man viele Jahre lang nichts von einem Menschen gehört und ihn wie einen Ver=

schollenen betrachtet hat . . In seinen jüngeren Jahren bin ich dem Grafen öfters auf dem Gute und in der Stadt begegnet . ." „Er hat seine Beziehungen zu Ihnen kaum berührt . ." „Es lohnte sich auch nicht, sie waren der flüchtigsten Art; ein junger Officier und ein Prediger gehen eben aneinander vorüber." Wobei nicht ausgeschlossen ist, dachte ich, daß sie einmal hart zusammenstoßen können. Denn obgleich er seine gemessene Haltung wieder gewonnen hatte, fühlte ich doch, daß meine Nachricht einen Sturm in seinen Gedanken aufgewühlt, und es schien mir ein Versuch, mich oder sich selbst darüber zu täuschen, als er zu dem Bürgermeister sagte: „Graf Adalbert Bodin ist wieder in Pritzwalk, Herr Paulsen erzählt es mir. Der tolle Bodin!" Bei dem älteren Theil der Gäste erregte die Kunde allgemeine Verwunderung: keine angenehme; Herren und Damen schienen keine freundlichen Erinnerungen von dem Grafen zu haben, den Jüngeren war er unbekannt; so wurde nach einer Weile über ihn zur Tagesordnung gegangen, in der Hoffnung, welcher der Bürgermeister Ausdruck gab, daß der Graf nun wohl der Thorheiten

und der Jugendstreiche müde und ein gesetzter Mann geworden wäre. Ich entnahm aus dem Allen, daß die Absicht Bodin's, die Vogelscheuche zu erwerben, vermuthlich auf unübersteigliche Hindernisse stoßen würde, und ersparte ihm in meinem Inneren den Vorwurf der Hinterlist nicht. Warum hatte er mir nicht reinen Wein über sein Verhältniß zu dem Pfarrer eingeschenkt? Sicherlich war ich in meinem Recht, wenn ich mich nicht voreilig in eine so dornige Angelegenheit stürzte. Marie hatte, als ihr Vater den Namen des Grafen so laut und mit einer gewissen Betonung ausgesprochen, nachdenklich vor sich hingeblickt, wie in der Bemühung, den eben vernommenen Klang mit früher gehörten und halb vergessenen zu verbinden. Dann trat sie auf einen Augenblick an mich heran. „Sie müssen an dem Grafen eine interessante Bekanntschaft gemacht haben . .“ „Gewiß, Fräulein . .“ „Und wollen Sie mir gelegentlich mehr von ihm erzählen?“ „Gerne, trotzdem er, wie ich höre, hier in keinem guten Rufe steht. Ihnen ist er freilich völlig unbekannt“ — „Doch nicht, Ihre Tante

hat öfters von ihm gesprochen. Als ich noch ein Kind war" — und fort war sie.

Dabei war nichts Verwunderliches. Aus seiner Freundschaft für Ulrike hatte Bodin kein Geheimniß gemacht und schwerlich Ulrike aus der ihrigen zu ihm. Sie mochte ihn damals gegen seine Widersacher vertheidigt haben, und sein Name war in dem Gedächtniß Mariens haften geblieben. Dennoch bestärkte mich die hingeworfene Aeußerung des Fräuleins noch mehr in meiner Abneigung, mich ernster in diese Dinge einzulassen . . .

Aber ich hatte vergessen, in welchem engen Kreise sich hier Alles bewegte, und daß Menschen und Verhältnisse wie an derselben Schnur aufgereiht waren. Im Hause setzte mir Hilde die Lampe auf den Tisch; Johann war von seinem Spaziergange noch nicht zurückgekehrt. „Er wird nicht erwartet haben, daß Sie so früh aus der Gesellschaft kämen, Herr Paulsen," sagte sie mit einem spitzbübischen Blick, als erriethe sie, daß mich die Langeweile vertrieben. Seit sie mir ihre Geschichte erzählt, war ein Alp von ihr genommen, und ihre ursprüng=

liche Natur, eine Mischung von Frohsinn, Keckheit und Trotz hatte das Uebergewicht gewonnen.

„Ich spiele keine Karten," erwiderte ich kurz, „und bin gegangen."

„Der Herr Superintendent wird es nicht gern gehört haben, daß Sie zwei Tage in Pritzwalk gewesen sind," fuhr sie hartnäckig fort und ließ die Vorhänge der Fenster nieder.

„Hat er es Ihnen vielleicht vertraut?"

„Nein! Allein das liegt in der Luft."

Ich sah sie scharf an, so daß sie ihrerseits in Verwirrung gerieth und sich schnell und leise entfernen wollte.

„Was liegt in der Luft?" fragte ich. Ihre Weise, mich auszuforschen, hatte mich gereizt. „Wohl habe ich in Pritzwalk erfahren, warum Herr Wahrmund nicht mehr hinausgekommen ist, nach seinem Häuschen zu sehen, allein Sie wissen recht gut, daß dies nichts mit mir zu schaffen hat."

Sie war dunkelroth geworden und zusammengefahren . . „Sie, Herr Paulsen, Sie wissen . ."

„Ich war an dem Unglücksort. Zufällig.

Darauf also wollten Sie nicht hindeuten, sondern auf etwas Anderes."

„Natürlich, auf etwas Anderes," antwortete sie zwischen Trotz und Spott. „Und nur Sie scheinen es nicht gemerkt zu haben."

„So sagen Sie es doch!"

„Ich werde mir keinen Dank damit holen. Aber wenn Sie es hören wollen, Herr Paulsen, und es ist ja nichts Böses. Der Herr Superintendent soll Sie schon für seinen zukünftigen Schwiegersohn halten . ."

„Wer hat Ihnen die Grille in den Kopf gesetzt?" brauste ich auf. „Ich verbiete Ihnen, solche Thorheit zu äußern."

„Das thue ich auch nicht. Allein die Ohren kann ich mir nicht zuhalten, und die halbe Stadt spricht davon, an dem Brunnen und auf dem Markte."

„Dann faselt die halbe Stadt; Sie sollten ihre Dummheit nicht nachschwatzen. Weder der Superintendent noch seine Tochter denken daran."

„Ich bin schon still. Verzeihen Sie mir. Sie sahen so verdrießlich und mißvergnügt aus, als

Sie in das Haus traten, daß ich glaubte, Sie hätten sich geärgert —"

„Und da wollten Sie erfahren, was es gegeben? Ich danke Ihnen, die Sorge war unnöthig. Die Brautleute haben sich nicht gezankt, da sie weder verlobt noch verliebt sind. So, sind Sie jetzt beruhigt?"

„Ich habe es gut gemeint, und Sie lassen es mich büßen. Ich werde künftig nicht wieder so fahrig und vorlaut sein." Das thörichte Gerede hatte mir über Gebühr die Galle erregt. Ich hätte sie nicht so hart anfahren sollen. Selbst wenn die Neugier aus ihr gesprochen, war sie verzeihlich. Aber warum sprach „die halbe Stadt" von dieser Verlobung? Ich mochte hin- und hersinnen, wie ich wollte, ich fand nicht den geringsten stichhaltigen Grund für dies Gerücht und Niemand, der ein Interesse an seiner Verbreitung hätte haben können. Schwebte es in der Luft, weil Marie und ich jung waren und wir uns häufiger gesehen hatten, als es die Schicklichkeitsbegriffe der Stadt erlaubten? Oder wurde Fritzlaw's Vermuthung, Mariens Mutter und meine Tante hätten unsere Verheirathung be-

absichtigt, auch von Anderen getheilt? O, über diese Kleinstädter, über die Schwatzsucht und die Verleumdung der Menschen! Hatte sie es doch glücklich dahin gebracht, daß ich mich mit ihrem Phantasiegebilde zu beschäftigen anfing. Niemals hatte ich mich bisher auf den Wunsch einer wärmeren Annäherung an Marie ertappt; von unserer ersten Wiederbegegnung an war sie für mich vielmehr die Tochter ihres Vaters, zu dem mich keine Sympathie hinzog, als die Tochter ihrer Mutter gewesen, für deren Schönheit ich knabenhaft geschwärmt. Daß sie das einzige junge Mädchen aus der Stadt geblieben, mit dem ich öfters verkehrt, hatte der Zufall gefügt. Sie so wenig, ich war davon überzeugt, dachte an eine Heirath wie ich. Alle diese Wochen hindurch hatten wir Beide uns unbefangen gegenübergestanden, und ich empfand es peinlich, daß es mit dieser kühlen Höflichkeit vorbei sein sollte. So wie früher sie zu betrachten, würde mir fortan nicht möglich sein. Bei meiner angeborenen Schüchternheit mußte der Gedanke, daß man mich auf Freiersfüßen wähnte, mich unablässig in meiner Bewegung, bei jedem Worte hindern.

Und noch unerträglicher, wenn auch ihr das Gerücht zu Ohren gekommen! Aus reiner Geschwätzigkeit hatten die Klatschsüchtigen und die Geschichtenträger einmal wieder ein harmloses Verhältniß getrübt. Die Erbschaft und wieder die Erbschaft verstrickte mich tief und tiefer in die Maschen eines Netzes . . Wessen Hand hatte es ausgeworfen, wer hielt es? Ein schadenfroher Dämon oder ein willen- und absichtsloser Zufall?

— — „Und nur Gewaltthat kann es reißend lösen!" rief ich mir mit Wallenstein zu und setzte mich vor den Schreibschrank der Tante. Ich mußte so schnell, als es sich thun ließ, meine Geschäfte in Bezug auf die Ordnung des Nachlasses beendigen und mein Heil in der Flucht suchen. Mochten sie dann über den Abwesenden nach Herzenslust reden, schmähen und geifern.

Es war ein Meisterstück ehemaliger Schreinerkunst, aus der Großväterzeit, mit künstlich eingelegten Hölzern, blanken messingnen Schlössern, Griffen und Verzierungen, mit einer Fülle von kleineren und größeren, sichtbaren und verborgenen Kästen und Schubfächern, dieser „Secretär", wie

ihn Ulrike mit einer gewissen Feierlichkeit nannte. Für sie war er Archiv, Geldschrank, Schreibtisch und Reliquienschrein zugleich gewesen. Aus einer geheimen Furcht vor dem Moderduft, der nach des Pfarrers Meinung mir daraus entgegenströmen würde, hatte ich die Untersuchung und Entleerung des Schrankes von einem Tage auf den anderen verschoben. Jetzt wollte ich in dieser Nacht mit der Arbeit fertig werden. Allen Geistern der Vergangenheit zum Trotz!

Aber zunächst kamen keine Geheimnisse und keine Offenbarungen zum Vorschein, sondern ein Haufen alter bezahlter Rechnungen, Steuerzettel und Vereinskarten, die Ulrike sorgsam aufbewahrt; dann die Familienbriefe, die meines Vaters, von seiner ersten Künstlerfahrt her, wohl zusammengeheftet, die meinen, mit dem unbeholfenen Glückwunsch des neunjährigen Knaben zum Geburtstag der „besten Tante" beginnend, ein paar Schreiben der Stiefmutter . . Ein Album mit den verschiedensten Photographien ihrer Eltern, der übrigen Verwandten, zwei oder drei Concertprogramme, in denen mein Vater als Wunderkind mit vollem Namen aufgeführt

war, eine Anzahl Haarlocken, die Taschenuhr ihres Vaters, und mehr solchen heiligen Trödels . . Dinge, denen sie eine Art Cultus gewidmet . . Eins und das Andere verschloß ich wieder, weitaus das Meiste verdammte ich zum Feuertode. Darunter auch ein Schreiben meines neu entdeckten Vetters Richard Mind, aus der Zeit, wo er in Pritzwalk als „Gutsverwalter" gelebt, so hatte er sich unterzeichnet . . er sprach von einem kühnen Unternehmen, das der Ausführung nahe sei, von dem Herzen eines edlen Mädchens, das er gewonnen zu haben glaube, wenn die Tante ihm noch einmal die nöthigen Mittel „zum standesgemäßen Auftreten, frei und ritterlich als Gentleman", bewilligen wolle . .

Gerade diesen Brief hatte ich in den Papierkorb geworfen, als Johann eintrat. Ob ich etwas zur Nacht wünsche? Eben sei er heimgekommen und bäte um Entschuldigung, daß er sich verspätet. Dabei war ihm anzusehen, daß ihn nicht bloß der Diensteifer zu mir geführt, eine Neuigkeit brannte ihm auf der Seele . . „Was haben Sie, Johann?" fragte ich darum. „Spukt es bei Ihnen auch wie bei der Hilde?"

„Nein, die kann es nicht wissen, und es geht sie auch nichts an. Aber er ist wieder da, leibhaftig . . der Vagabund, wie ihn unser seliges Fräulein nannte . .“

„Richard Mind? Das ist mit natürlichen Dingen zugegangen, den hab' ich am Charfreitag in Pritzwalk getroffen und zu unserem Justizrath geschickt . . Seines Erbes wegen . . Da erspart er uns eine schöne Schreiberei . .“

Ueber das erstaunte Gesicht des ehrlichen Alten! Es bedurfte der Weile und einer bedächtigeren Erzählung, bis er den Zusammenhang der Dinge begriffen. Er war Mind in einer Bierwirthschaft begegnet, wo er einen Kreis von Zuhörern mit seinen Schnurren und Abenteuern unterhalten. „Ganz wie früher,“ setzte Johann hinzu, „er lügt wie gedruckt; man merkt's wohl, aber man kann nicht los; es ist ein Teufelskerl.“

„Ist er denn bei Lebzeiten der Tante hier im Hause gewesen?“

„Ein paar Mal rechne ich mir schon heraus. In der Stadt war er öfters, der Geschäfte wegen; der alte Freiherr vertraute ihm viel. Ich verspürte

immer eine gelinde Furcht, wenn er zu uns kam. Bei uns war es so still, und er hatte ein so lautes Wesen und vollführte stets ein wildes Gelärme. Das letzte Mal, ich erinnere mich noch, wollte ich ihn gar nicht hereinlassen; es war schon spät, sieben Uhr Abends, im November; im Schneetreiben war er vom Gute hereingeritten. Er machte ein so verzweifeltes und grimmiges Gesicht, daß man sich des Aergsten von ihm versehen konnte. Wie ein Dieb und ein Räuber. Mich stieß er bei Seite und stürmte zu der Seligen. Ich hinterher, um ihr im Nothfall beizustehen. Allein das Fräulein war eine resolute Dame, die sich nicht einschüchtern ließ. Trotz all' seiner rasenden Redensarten. Gott sei Dank, daß ich sie alle wieder vergessen habe! Nicht einen Groschen konnte er ihr abpressen. Eine kleine Vase, die auf ihrem Tische stand, zertrümmerte er, um sie in Schrecken zu setzen . . Da rief ich Herrn Fritzlaw, er aber polterte uns schon die Treppe hinunter entgegen und schwur uns Mord und Tod . . Ich glaube, von uns ist er noch zu dem Herrn Superintendenten gelaufen; der hat ihm indessen auch die Thüre gewiesen, und in der Nacht noch soll er fort=

geritten sein. Keiner hat dann mehr von ihm etwas gehört. Hui, auf und davon! Und nun steht er wieder vor mir, wie ein Auferstandener, funkelnagelneu gekleidet, daß es nur so eine Art hat."

„Von unserem sauer ersparten Gelde, Alter!" lachte ich. „Nächstens wird er sich bei uns zu Gaste laden; wenigstens hat er mir seinen Besuch versprochen."

„Weisen Sie ihn ab, Herr Paulsen, er führt so gottlose Worte im Munde und hängt den Menschen so lästerliche Dinge an. Damals brachte er allerlei schändliche Behauptungen gegen den Superintendenten vor und wollte geheime Dinge wissen . . Mir stehen noch die Haare zu Berge! Bei dem seligen Fräulein verschlug das nichts, die kannte die Sachen besser als er und sah bis in den tiefsten Brunnen. Ihnen aber könnten die frechen Reden das Herz mißmuthig machen und Mißtrauen darin säen . ."

„Wider Herrn Wahrmund? Was habe ich Großes mit dem Manne zu theilen? Oder halten Sie mich auch schon für seinen angehenden Schwiegersohn wie die halbe Stadt?"

„So weit wird es ja wohl noch nicht sein, aber es könnte doch werden. Und darum schenken Sie dem Vagabunden kein Gehör; es ist Alles erstunken und erlogen."

„Beruhigen Sie sich, Johann; gehen Sie nicht um die Wahrheit wie um einen heißen Brei herum, sondern sagen Sie mir lieber, was Richard Mind gegen den Pfarrer hat?"

„Ja, wer das zu sagen vermöchte! Er ist viel zu pfiffig, sich festnageln zu lassen. Heute deutet er hierhin, morgen dahin. Vielleicht ist gar nichts dahinter, denn der Pfarrer hat ihn hart zurückgestoßen. Aber hängen bleibt doch Etwas. Wie ein Oelfleck, der immer größer wird. Und das Alles, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, das Fräulein Marie zu heirathen."

„Was? Richard Mind Fräulein Wahrmund!" Ich war von meinem Stuhl aufgesprungen zwischen Lachen und Aerger. Der verkommene, verlotterte Gesell und die strenge Schönheit! War sie das edle Mädchen, von dem er der Tante geschrieben? Das streifte schon an den Hanswurst, wenn es nicht eine Ausgeburt der Kleinstadt war, und was deren

erhitzte Phantasie leisten konnte, hatte ich an mir selbst erfahren. „Glauben Sie denn im Ernst solche Tollheiten? Sie war ja damals noch ein Kind“ — „Siebzehn Jahre, Herr Paulsen!“ entgegnete er bedächtig. „Und sie sah wie ein Engel aus, als sie damals bei dem schönen Erntefest in Pritzwalk, der Freiherr wurde gerade siebzig Jahre alt, die Roggensee darstellte. Und das Stücklein hatte der Mind gemacht. Geschickt ist er in allen leichtfertigen Künsten, und ein hübscher Mensch war er obendrein, und der Freiherr hatte seinen Narren an ihm gefressen. Das muß ihm der Neid lassen.“

Meine Tante hatte dem Feste beigewohnt und er sie begleitet, so konnte er mir noch Einiges davon erzählen. Bei dem Aufzuge der Gutsleute waren verschiedene Paare aufgetreten und hatten Verse zu Ehren der Herrschaft, zum Segen der Wirthschaft declamirt. Marien war dabei die Hauptrolle zugefallen, Hilde hatte nicht mitgespielt. Des Abends hatte ein lebendes Bild und der übliche Tanz den Erntekranz beschlossen. Befriedigt verließ mich der Alte, der seinem Herzen Luft gemacht, während ich mit einem Stiche im Gemüth die unterbrochene

Arbeit wieder aufnahm. Es wurmte mich, daß mir die Klatschsucht die Nachfolge eines Richard Mind in der Bewerbung um die Pfarrerstochter zuschrieb. Offenbar war Marie Etwas wie die Helena dieser Stadt, deren Schicksal auch die trägste Einbildung in Bewegung setzte. Merkwürdig, daß ich dagegen von dem Verhältniß Hildens zu Mind nicht eine leise Fährte entdeckte. Immer, wo ich sie suchte, traf ich auf die Andere . . .

Ein Kasten des Schreibschrankes nach dem anderen war geleert. Nach den Familienbriefen war ich auf die Bittgesuche und Schuldscheine gestoßen; eine langjährige Correspondenz mit einer Jugendfreundin, die nach Cöln geheirathet, schloß sich daran, ein Dutzend Briefe Fritzlaw's, drei oder vier Zeitungsblätter, welche die Proceßverhandlung gegen Hilde ausführlich wiedergaben und von der Tante mit Randbemerkungen versehen waren . . Ein Zeichen, daß auch ihr das Unaufgeklärte in der traurigen Sache durch den Sinn gegangen . . Auffällig war es mir, daß außer wenigen Zetteln Gerda's sich kein Brief dieser theuersten Freundin Ulrikens vorfand, und doch hatte sie mehrfach ihrer

Kränklichkeit wegen das eine und das andere Bad gebraucht. Waren während dieser Trennungen keine Briefe zwischen ihnen gewechselt worden, oder hatte Ulrike die Schreiben nicht aufgehoben? Ich bin überzeugt, daß ich über das Fehlen dieser Briefe nicht weiter nachgedacht hätte ohne die Reden Hildens und Johann's über den Pfarrer. Unter diesem Eindruck jedoch durchwühlte ich den Schrank mit einem Eifer und einer Ungeduld, als gälte es einem Schatz; nun waren auch alle geheimen Fächer geöffnet — umsonst, kein Brief Gerda's war mehr vorhanden. Die Annahme, daß Ulrike dieselben vernichtet, gewann an Wahrscheinlichkeit, und dahinter erhob sich das Fragezeichen: Warum? Darüber hätte ich lange ohne Erfolg grübeln können, hätte nicht ein anderer Fund meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Zum Vortheil für meine Nachtruhe. Im innersten Fache lag ein wohlverschnürtes und mit dem Siegel der Tante versehenes Paket, mit der Aufschrift von ihrer Hand: „Eigenthum des Herrn Grafen Adalbert Bodin. Jetzt auf Reisen.“ Und darunter, später geschrieben, mit zitterigen Buchstaben: „Wenn der

Besitzer, von dem ich seit sechs Jahren ohne jede Nachricht bin, nicht mehr am Leben sein sollte, uneröffnet zu verbrennen.“ Nun, das war nicht nöthig, in den nächsten Tagen sollte der Graf wieder in den Besitz seines Eigenthums — vermuthlich der Briefe, die er an Ulrike geschrieben, oder der Papiere, die er ihr anvertraut — sein. Ich war erfreut, da ich ihm in der Angelegenheit wegen des Ankaufes der Vogelscheuche nicht nützlich sein konnte, mich auf andere Weise, durch eine Gabe, auf die er schwerlich gerechnet hatte, seiner Freundschaft zu empfehlen. Und auch das hob meine Stimmung und erleichterte mir das Herz, daß dieser wegen seiner Geheimnisse beinahe wie die Büchse Pandorens von mir gefürchtete Schrank seines Inhalts entleert war und offen und unschuldig vor mir stand. Mit den aufgezogenen und aufgeschlossenen Schubkästen, die inwendig mit buntem Glanzpapier tapeziert waren, gefiel mir das alte Möbel noch einmal so gut. Wenn ich vergnügt in seine Leere schaute, war es mir, als hätte ich einen großen Schritt nach meinem Ziele gethan. Du hinderst mich nicht

mehr, nach Italien zu reisen, damit schied ich für diese Nacht von ihm.

Am nächsten Morgen wurde das Autodafé feierlich in Gegenwart Johann's vollzogen. Ein kleines Feuer ward im Ofen angezündet und ein Päckchen nach dem anderen sorgsam verbrannt. Bald war Alles ein Häufchen Asche. Dann reinigte Hilde den Schrank, und ich verschloß ihn. Es war verdrießlich, daß Fritzlaw nicht im Hause war; ich hätte ihm so gern meine Freude über die glückliche Vollendung einer Arbeit mitgetheilt, die mir eine unbestimmte und doch quälende Sorge bereitet. So mußte ich der Stillvergnügte bleiben und Nachmittags auf einem Spaziergange mit meinen eigenen Grillen mich belustigen. Seifenblasen steigen lassen, mit seinen Gedanken Fangball spielen, ist der ergötzlichste Zeitvertreib für den Einsamen und Beschaulichen.

Ehe ich zur Stadt hinaus war, begegnete ich dem Justizrath. Richtig hatte sich in der Frühe des Sonnabends Richard Mind bei ihm eingestellt, seine Papiere vorgezeigt, von unserem Zusammentreffen im Pritzwalker Kruge erzählt und schließlich

um einen Vorschuß gebeten — „den ich ihm in Ansehung seiner Erbärmlichkeit und unserer früheren Bekanntschaft nicht verweigert habe,“ setzte der Rath hinzu und lachte herzlich, als ich ihm geschildert, wie rasch sich Mind aus der häßlichen Raupe damit in einen glänzenden Schmetterling verwandelt habe: „Der richtige Nichtsnutz und Flunkerer; er würde den trefflichsten Wanderlehrer der Socialdemokratie abgeben; nur Geduld, Sie sehen ihn noch im Reichstag.“

Trotz des zweiten Feiertags war es vor dem Thore nach Wussow zu nicht sehr belebt. Das Wetter war nicht günstig, je zuweilen ein kalter Aprilschauer und darauf ein bleiches Sonnenlicht. In der Schenke saßen ein Dutzend Kleinbürger und Arbeiter aus der Vorstadt; ungegrüßt und ungestört konnte ich mein Glas Bier trinken und die Bilder der jüngsten Tage an mir vorüberziehen lassen. Das innerliche Behagen und die Ruhe der Seele mochten sich auch in meinem Gesichte widerspiegeln; zutraulich kamen die Kinder, die im Garten spielten, zu mir heran und boten mir die Hand; ich kaufte ihnen von den buntbemalten Ostereiern, welche die

Wirthin in ihrem Korbe auf dem Schenktisch ausgelegt hatte, und half ihnen, sie zu verstecken. Als ich das Haus verließ, färbte die Abendsonne den Himmel goldig und röthlich, ein Frühlingsschauer ging über die Erde hin, über die graubraunen Furchen der Felder, die knospenansetzenden Büsche, bis hinauf zu den Kronen der Pappeln — oder strömte er nur aus meinem Herzen? Nicht weit ab von dem Hause traf ich auf den Pfarrer. In seinem langen, schwarzen, bis an die weiße Cravatte zugeknöpften Gehrock, einen schweren Stock mit breitem goldenen Knopf fest auf den Boden setzend, schritt er nachdenklich daher, in sich gekehrt, ohne Acht auf die Welt umher. Dennoch erwiderte er meinen Gruß nicht wie Einer, der sich ungern aus seinen Betrachtungen gerissen sieht, sondern wie Einer, der sich der Begegnung freut.

„Ueber die Brücke hinaus pflege ich meinen Spaziergang nicht auszudehnen,“ sagte er, „und so, wenn Sie Ihren jugendlichen Schritt ein wenig nach meinem langsameren einrichten wollen, Herr Paulsen, bleiben wir zusammen.“

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Im

Gegentheil — sollte das Gespräch das leidige Stadtgerücht streifen, so war eine Auseinandersetzung mit dem Vater leichter als mit der Tochter.

Es machte sich zwanglos, daß er sich entschuldigte, bei der Last, die ihm gerade die Osterzeit mit Einsegnungen, Predigten und Abendmahlsfeiern auferlege, meinen Besuch noch nicht erwidert zu haben, und nachher fragte: „Und wie weit sind Sie in der Ordnung des Nachlasses Ihrer seligen Tante vorgerückt?“

Mit Genugthuung berichtete ich ihm, wie leicht die Arbeit mir von Händen gegangen, wie sich zum Glück seine Besorgniß nicht erfüllt und die Voraussicht Ulrikens Alles zerstört habe, was mir oder Anderen Ungelegenheit oder eine peinliche Empfindung zu bereiten im Stande gewesen wäre. „Leider ist sie in ihrem Zerstörungseifer rücksichtsloser verfahren, als es vielleicht für Sie und Ihr Fräulein Tochter wünschenswerth sein mochte: nicht ein Brief, nicht das kleinste Erinnerungszeichen von der Frau Predigerin hat sich zu meinem Erstaunen vorgefunden.“

„Nichts, gar nichts?“ Er stand still, durch-

forschte mit einem raschen Aufschlag seiner mächtigen graublauen Augen mein Gesicht, holte tief Athem . . „Allerdings seltsam, bei der Freundschaft, die Beide verband! Aber die Selige erkannte wohl, daß die Geheimnisse der Freundschaft nicht für die Ohren der Unbetheiligten bestimmt sind und daß manches Wort, dessen wahrer Sinn von der Freundschaft leicht gefaßt wird, fremden Ohren dunkel oder gar mißtönig klingt.“ Ihm bereitete ersichtlich die Vernichtung der Briefe seiner Frau keinen Kummer, und nach einer Pause sagte er noch einmal: „Nichts, gar nichts! Es war vielleicht das Beste, die Vergangenheit auszulöschen.“

„Liegen in dem Leben einer Mutter nicht so viele bildende und erziehende Elemente für die Tochter?“ wandte ich ein.

Er unterbrach mich. „Gerade diesen Einfluß fürchtete ich. Unter welchem Vorwande hätte man Marien den Briefwechsel ihrer Mutter vorenthalten können? Ohne mir je eine leiseste Andeutung ihres Entschlusses mitzutheilen, hat die Selige in meinem Sinne gehandelt. Es ist ein letzter, mir erwiesener Freundschaftsdienst. Wir Beide, sie und ich, standen

uns eben den Jahren, den Lebenserfahrungen und dem Temperament nach näher, als ich und meine selige Frau. Sie haben sie ja auch als eine Heilige oder eine Fee verehrt," betonte er mit einem halb frostigen, halb melancholischen Lächeln.

„Es war eine meiner wärmsten und reinsten Empfindungen . ."

„Ja, sie war etwas wie die Jugend und die Poesie. Selbst ihr Leiden that ihr keinen Abbruch. Wer sie in ihren guten Stunden sah, erlag dem Zauber. Aber in einem ehelichen Zusammenleben — Sie werden mich nicht mißverstehen, denn Sie sind nicht mehr jung genug, die Bedürftigkeit des Irdischen aus Ihrer Daseinsrechnung auszustreichen — in so vielen Jahren dauert der Zauber nicht. Der Unterschied der Jahre zwischen uns war zu groß, sie eine Siebzehnjährige, weltfremd, wie Dornröschen in der einsamen Beschaulichkeit eines Pfarrhauses, unter Blumen, am Clavier aufgewachsen, in der nachsichtigen Zucht eines Vaters, der die Dichtung der Wahrheit vorzog, und ich ein Mann an die Vierzig!"

Und ein starrer, unbeugsamer Mann des Gottes-

wortes, setzte ich bei mir hinzu; laut sagte ich — und ich durfte es, weil ich nur den Anderen nachsprach: „Und dennoch haben Sie der Stadt so lange das Beispiel einer glücklichen und zufriedenen Ehe gegeben.“

„Haben wir?“ fragte er zurück. Mit einer eigenen Schroffheit des Tones. „Ja, wir lernten entsagen, sie im elegischen, ich im christlichen Sinne, lernten uns ineinander schicken und mit Nachsicht unsere Schwächen und die unausbleibliche Enttäuschung ertragen, die allen irdischen Genüssen und Hoffnungen folgt. Allein den Aufschrei des Herzens — wer kann ihn verbieten? Wer darf ihm grollen? Ich nicht, ich bin ein sündiger Mensch! Löke ich nicht auch wider den Stachel? Von solchen Kümmernissen, von solchen Irrungen, die keiner Ehe erspart bleiben, mag mancher Brief Gerda's erzählt haben. Ueber ihrer Seele lag zeitweise, schon von ihrer Krankheit heraufbeschworen, ein Schatten, und doppelt düster malte sich ihr darunter die Welt. Jede Ehe hat ein Soll und ein Haben; mußte mich als Vater, als Gatte und Prediger nicht ein schmerzliches Gefühl bei dem

Gedanken beschleichen, daß die Schuldseite meiner Ehe allein gleichsam documentarisch aufbewahrt sei?"

„Sie konnten im Ernste doch nicht glauben, Herr Wahrmund . ."

„O, von Ihnen befürchtete ich keine Unbescheidenheit und keine Rücksichtslosigkeit" — und er drückte mir mit besonderer Freundlichkeit die Hand. „Wäre ich Ihres Vertrauens nicht sicher, würde ich Ihnen mein Herz öffnen, wie ich es thue? Allein Briefe sind Blätter im Winde; Niemand vermag dafür zu bürgen, daß sie nicht in unrechte Hände fallen. Und solche Hände wären die Mariens gewesen."

„Ihr Fräulein Tochter erscheint so ruhig und so verständig, daß fremde Leidenschaft und Klage kaum ihre Klarheit trüben dürfte."

„Was liegt auf dem Grund des Menschenherzens? Wer hat die Sonde für seine Tiefen? Vererbung ist das Wort, das noch am tiefsten reicht. Marie hat den phantastischen Sinn ihrer Mutter geerbt, die irren und wirren Gedanken über die Möglichkeit eines idealischen Glücks. In der Stille unseres Hauses, in strenger Pflichterfüllung ist der

verderbliche Trieb gebändigt worden, aber ein Zufall, ein Anstoß von außen kann ihn entfesseln. Das Beispiel der Hilde Gollnow ist ihr eine heilsame Warnung gewesen."

„Das arme Geschöpf hat seine Verschuldung hart büßen müssen."

„Und wird doch wieder der Sünde anheimfallen. Es sitzt im Blute. Die Lehre von den Verworfenen und den Auserwählten Gottes bleibt bestehen, nur daß die Naturwissenschaftler einen anderen Ausdruck dafür gefunden haben. Das schlechte und verdorbene Blut der Eltern, der Großeltern, eines ganzen Geschlechtes bricht in Eiterbeulen und Geschwüren bei den letzten Sprößlingen aus; schon vor der Geburt sind sie gezeichnet und zu einem elenden Tode bestimmt. Früher verdammte uns der Zorn Gottes, jetzt verstößt die Zuchtwahl die Einen und erhebt die Anderen."

„Aber soll der Einzelne nichts thun, den Zorn Gottes zu beugen oder das Gesetz der Vererbung einzuschränken?" entgegnete ich. „Ist es nöthig, daß der Sohn eines Säufers wieder ein Trunkenbold wird? Das Kind eines Selbstmörders seinem

Leben ein Ende macht? Gerade der Hinblick auf die Verirrungen stärkt unsere Kraft, sie zu vermeiden oder zu bekämpfen."

Mit einem beinahe mitleidigen Lächeln maß er mich von dem Kopfe bis zu den Füßen. „Ja, das ist die Hoffnung und die Weisheit der Paulsen. Der Mäßige und der Leidenschaftslose hat eine glatte Bahn durch das Leben; er ist frei von der Seekrankheit und dem Schwindel."

In solchem Gespräche waren wir auf den Platz bei der Marienkirche vor seinem Hause angelangt. Die Abenddämmerung floß in die Dunkelheit über. Ich wollte mich verabschieden, er indessen hielt mich fest. „Sie sind einsam in Ihrem Hause, und ich bin es auch," sagte er. „Meine Tochter ist zu einer Freundin geladen. Lassen Sie uns noch weiter reden, bitte, treten Sie ein."

Woher hätte ich den Muth nehmen sollen, seine Freundlichkeit abzulehnen? Dazu hatte der Gegenstand der Unterhaltung die Lust sich auszusprechen und Gründe und Behauptungen gegen einander auszutauschen zu mächtig angeregt, als daß sie so ohne jeden Nachklang hätte enden können.

„Entsinnen Sie sich noch, daß Sie hier öfters als Knabe mit meinem kleinen Mädchen gespielt?“ sagte er, als wir in seinem Arbeitszimmer saßen. „Manchmal fühlten Sie sich in Ihrer Tertianerwürde verletzt, wenn Sie dem launischen Dingelchen bei der Ordnung der Puppenstube helfen oder im Garten mit ihr den Ball werfen sollten. Doch Frau Gerda brauchte Sie nur anzusehen, und Sie flogen. Gute Zeiten damals! Mir ist es, als wäre das Haus damals sonniger gewesen und die Luft leichter.“

„Sie haben eben die Todte noch nicht vergessen.“

„Das werd' ich nie. Ueber ihren Verlust hab' ich mich als Christ gefaßt. Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen. Aber kein Glaube und keine Ergebung vermögen die Erinnerungen auszurotten. Und hier ruft sie jedes Geräth, jeder Tag zurück. Mehr als sechs Jahre sind seit ihrem Tode vergangen, und zuweilen bedarf ich meiner ganzen Willenskraft, um mich vor dem Wahne zu behüten: ich brauche nur diese Thür zu öffnen, sie am Fenster sitzen zu sehen.“

Dabei war er aufgesprungen und hatte in

unwillkürlicher Bewegung die Tapetenthür aufgerissen, durch die bei meinem neulichen Besuche Marie eingetreten war.

„Dort pflegte sie zu sitzen,“ sagte er sich besinnend und deutete im Halbdunkel nach dem Fenster. „Auf dem Tritt, in dem Korbstuhl, den Kopf an die gestickte, über die Rücklehne gebreitete Decke gestützt, das Buch oder die Handarbeit im Schoß, die Augen auf die Lindenbäume, hinauf zu den Wolken des Himmels gerichtet, oder noch weiter in die Ferne — wer weiß, wohin diese unergründlichen Augen schauten!“

Mein ganzes Mitleid hatte er gewonnen. Wie Wachs im Feuer war sein priesterlicher Stolz, seine geistige Ueberlegenheit unter der Gluth der Erinnerungen hinweggeschmolzen. Seine Haltlosigkeit mochte den Gleichgültigen und Denen, die wie Fritzlaw ihm nicht wohlwollten, wie eine Störung seines Verstandes erscheinen, für mich hatte sie etwas Rührendes und Verehrungswürdiges; der Mensch sprengte die harte Schale seines Standes.

Ob er die Trostesworte, die ich ohne Glauben an ihre Wirkung, nur um ihm meine aufmerkende

Theilnahme zu bezeugen, zu ihm sagte, für mehr als einen leeren Schall hielt, bezweifle ich: mit schweren Schritten ging er im Zimmer auf und ab, mit leisem Gemurmel, zuweilen aufseufzend . . „Finden Sie es nicht dunkel hier?“ fragte er plötzlich. „Ueberall Finsterniß, und wir tappen wie Blinde darin.“ Er zündete noch eine Lampe und die Kerzen auf einem dreiarmigen Wandleuchter an und trug die Lampe in das Nebenzimmer. „So sind wir wenigstens der Schatten ledig. Die Zweifel freilich . .“

Er hatte wieder neben mir Platz genommen und sagte bedachtsam, mit einiger Anstrengung, als zöge er die Zügel seiner Gedanken fester an: „In Ihrem glücklichen Alter begreift man die Liebe einzig als seligen Rausch, als paradiesischen Traum oder süßeste Schwermuth, und es ist die Frage, ob der Schmerz unerwiderter Liebe dem Herzen nicht noch feiner schmeichelt als die Zärtlichkeit der Geliebten. Schade, daß der Traum wie der Schmerz so bald verfliegen! Wie schnell erhitzt sich die sehnsüchtige Schwärmerei zur Leidenschaft, wie rasch

verwandelt sich die Nymphe in die Furie! Haben Sie je geliebt?"

„So ernsthaft, wie Sie es meinen," bemerkte ich mit einem halben Lächeln, „noch nicht, und da ich ein Paulsen bin, bleibt mir auch wohl die Tragik der Liebe erspart."

„Heirathen Sie bei Zeiten, wenn Sie es thun. Man wird dann gemeinsam alt; gemeinsam schrumpfen die Gesichter, die Hoffnungen und die Gefühle zusammen. Jung und Alt paßt in der Ehe nicht zu einander; sie soll aus zwei Wesen eins machen und entfernt sie weiter von einander, als jede andere Einrichtung. Lebte ich nicht glücklich und einig mit der, deren Schatten jetzt um uns schwebt —"

„Ihre Trauer beweist es ja!"

„Nicht wahr? Und doch" — er zog den Schleier zurück, der das Bild seiner Frau über dem Sopha verhüllte, und hob die Lampe empor, um es hell zu beleuchten — „steht in diesem Gesicht nicht ein schmerzlicher Zug; gibt es dem Betrachter nicht ein Räthsel auf?"

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Wahr-

mund, wie sehr ich mich auch bemühe, auf Ihre schmerzlichen Empfindungen einzugehen, mir verbergen diese sanften Augen, dieser halb geöffnete Mund, die freie Stirn kein Räthsel. Ein schönes Herz, aus dem eine gütige Seele spricht . . Was Sie darin erkennen wollen, ist wahrscheinlich der leise Hauch des körperlichen Leidens . ."

„So bin ich ein Narr," sagte er und setzte die Lampe wieder auf den Tisch. „Ich leide unter der Vorstellung, daß sie mir etwas zu sagen hatte — Schwerwiegendes, Entscheidendes für uns Beide; daß sie den Muth nicht dazu fand, daß ich das Siegel ihres Mundes nicht zu lösen vermochte; daß sie mit diesem Geheimniß — nein, mit diesem Etwas, für das ich keinen Namen habe, hinüber geschlummert ist."

Was sollte ich ihm antworten? Ich hatte keinen Einblick in seine Ehe gehabt. Erst aus Fritzlaw's Aeußerungen hatte ich ersehen, daß die Kleinstädter sich in ihrer Weise damit beschäftigt. Jetzt war die Frau seit Jahren todt. Hatte sie in Wirklichkeit kein glückliches Leben mit ihm geführt und nur mit heldenmüthiger Geduld und

Entsagung den Schein der Zufriedenheit und Eintracht nach außen hin bewahrt, so verdiente sie dafür, wenn der Mann zur späten Einsicht gekommen, seinen Dank; nichts konnte weniger nach dem Sinne der Dulderin sein, als eine spitzfindige Untersuchung ihres Martyriums. Bescheiden hob ich darum diesen Widerspruch hervor, daß sie durch ihr Schweigen jedem seiner Selbstvorwürfe habe vorbeugen, nicht sie hervorrufen wollen.

„Selbstvorwürfe?“ fuhr er auf. „Freilich, Niemand ist ohne Schuld hienieden. Sie wird gerechten Grund gehabt haben, über mich zu klagen. Aber war sie fehlerlos? Hatte sie nie eine Abbitte zu leisten, eine Schuld einzugestehen?“

Etwas Unheimliches witterte um ihn, und meine Lage ihm gegenüber wurde bedenklicher. „Wer möchte die Todten um ihre Geheimnisse befragen?“ entgegnete ich; „sie werden von der Offenbarung nicht mehr betroffen, der Frager allein büßt seine Voreiligkeit.“

„Die Wahrheit sucht man um der Wahrheit willen. Auf Kosten seines Glückes, seiner Zufriedenheit, seiner Ideale trachtet und ringt man

nach ihr. In tiefer Nacht sieht man einen Schimmer aufleuchten und geht ihm entgegen. Vergebens wehrt die Vernunft ab, das Grauen krallt sich um das Herz, die Ahnung des Verderbens überläuft uns — umsonst, der magische Schimmer der Wahrheit ist stärker als die Lust am Leben und die Furcht vor dem Tode. In ruhigen Stunden sagt man sich, alles Irdische ist ein Traum und eine Spiegelung, und die kalte Verständigkeit setzt hinzu, es gibt keine Süßigkeit, der nicht eine Bitterniß, keine Wahrheit, der nicht eine Falschheit beigemischt wäre — wenn aber der Geist über mich kömmt" — er war aufgestanden, reckte sich zu seiner ganzen Höhe empor und hob die Arme, wie Einer, der sich zu einem Kampfe vorbereitet — „würde ich mit Gott ringen, um die Wahrheit von ihm zu erfahren!"

Wenn es Wahnsinn war, ohne Größe war er nicht. Das Unbestimmte und Wesenlose, das für mich sein leidenschaftliches, selbstquälerisches Forschen hatte, erhöhte den Reiz des Schaurigen; die abenteuerlichsten Gebilde tauchten aus der erregten Phantasie auf.

„Wie der Jüngling von Sais den Schleier von dem Götterbilde entfernte —“

„Ja wohl!“ lachte er bitter, mit geballter Faust nach dem Bildnisse seiner Gattin drohend, „von dem Götzenbilde! Es wird mich einen hohen Preis kosten, aber dann wird Licht um mich sein, das Licht der Wahrheit.“

Geräuschlos hatte sich die Thür geöffnet, auf der Schwelle stand, Marie. Sie hatte noch den Hut auf dem Kopfe und den Mantel um die Schultern. „Guten Abend, Vater,“ sagte sie, die bebende Stimme zur Festigkeit zwingend. „Vergebung, wenn ich gestört,“ und sie näherte sich ihm, die Hand zur Begrüßung ihm entgegenstreckend, „ich wußte nicht, daß Du Besuch hattest.“

Ohne ihre Hand zu berühren, verschränkte er die Arme über der Brust. „Herr Paulsen ist so freundlich gewesen, mir Gesellschaft zu leisten. Warum kehrst Du so früh zurück?“

„Ich wollte Dich nicht beim Abendessen allein lassen, und bei den Uhden's vermissen sie mich nicht, sie tanzen.“ Dabei hatte sie mit bewunderungswürdiger Gelassenheit, obgleich sie die Erregung

des Vaters, den herabgezogenen Flor von dem Bilde ihrer Mutter, das Licht im Nebenzimmer — Alles wie im Fluge übersah, zusammenreimte und deutete — ich merkte es aus dem hastigen, bangen Blick, den sie mit mir tauschte — Mantel und Hut abgelegt. „So, nun soll es nicht lange dauern, und der Tisch ist gedeckt für einen so willkommenen Gast."

Es war mein Verhängniß, daß ich blieb. Anderthalb Stunden darauf, als ich nach Hause ging, schalt ich mich selbst meiner Thorheit wegen aus. Ein Vorwand wäre so leicht zu finden gewesen, und auch der unwahrscheinlichste hätte dem Prediger genügen müssen. In jenem Augenblicke indessen fiel es mir gar nicht ein, daß ich die Einladung hätte zurückweisen können: ich war durch Alles, was ich gesehen und gehört, gleichsam meines Willens beraubt und wie in einen Zauberkreis gebannt. Nicht einmal der Gedanke, daß es grausam wäre, das arme Mädchen mit dem leidenschaftlich aufgeregten Vater allein zu lassen, oder die Befürchtung, daß seine Heftigkeit sich steigern möchte, hafteten in mir; ich hatte einzig das Gefühl, daß ich hierher gehörte, wie irgend ein Geräthstück, das

nur mit Gewalt von seiner Stelle zu rücken wäre. Erst allmälig erkannte ich auch, daß meine Gegenwart wohlthätig und beruhigend wirkte. Die Spannung wich aus Wahrmund's Zügen; die Fluth seiner Gedanken ebbte, und Marie bemächtigte sich des Gesprächs. Sie nöthigte mich, von der Hauptstadt, von meinen Reiseplänen zu erzählen, erkundigte sich nach Fritzlaw's kunsthistorischen Studien, ermunterte den Vater, sich doch auch zu dem Entschlusse einer größeren Reise wieder aufzuraffen, und erinnerte ihn daran, wie dringend ihm der Arzt eine solche Aenderung des Aufenthalts und der Lebensweise angerathen habe. So verging der Abend, der so gewitterschwül auf uns gelastet, ohne Blitz und Donner: langweilige Leute, würde Jeder, der uns Drei belauscht, geurtheilt haben. Der Pfarrer begleitete mich bis zur Treppe, artig aber förmlich, als wäre er sich all' seiner seltsamen Reden und Bekenntnisse längst nicht mehr bewußt. War es Zufall, oder hatte es Marie klüglich so eingerichtet, daß keine Dienerin zur Hand war — sie ging mit mir, die Lampe in der Hand, die breite Stiege hinunter. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen," sagte

sie halblaut, „Sie haben mir und dem Vater durch Ihr Bleiben einen wahren Freundschaftsdienst erwiesen. Sie haben den Hauch des Geistes gespürt, der bei uns gespenstisch umgeht. Ich habe ein festes Vertrauen zu Ihnen — Sie werden schweigen und uns treu bleiben.“ Sie hatte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf den Mund gelegt, um mich zur Vorsicht zu mahnen, denn es raschelte oben auf dem Treppenabsatz. In ihrer Stimme schluchzte ein unterdrückter Schmerzenslaut, ihre Augen waren thränenumflort — nie hatte ich sie so gesehen. „Gute Nacht, Fräulein Wahrmund,“ sagte ich laut. Flüchtig berührten sich unsere Hände.

V.

In der heitersten Stimmung war Fritzlaw zurückgekehrt. Die Aufnahme, die er in der freiherrlichen Familie gefunden, hatte seinem Stolze geschmeichelt. Ueberdies wollte er in einer bisher noch nicht gründlich untersuchten Mappe ein Dutzend herrlicher Handzeichnungen entdeckt haben, die er Rembrandt zuschrieb. Auch mit dem Grafen Bodin schien er auf einen bessern Fuß gekommen zu sein. „Hat sich die Hörner abgelaufen," meinte er, „weiß jetzt das Talent zu schätzen, spielt noch zuweilen den Nachfolger Cagliostro's, hat aber keinen rechten Zuspruch mehr, wie vor fünfzehn Jahren. Einigten uns Beide, daß die Welt sich arg verschlechtert habe seit unserer Jugend." Von dem Freiherrn wie von dem Grafen brachte er mir freundliche Grüße; wie mit einer Stimme hätten Alle mein Lob gesungen; die Freifrau sei von meiner Be-

scheidenheit und meinem guten Aussehen entzückt . . „Gar nicht adelsstolz, im Gegentheil, bürgerlicher Schwiegersohn mit hunderttausend Thalern, in zwei, drei Jahren Bankdirector, wäre sehr erwünscht . . Bodin's Einfall, der von Ihrem kaufmännischen Genie die höchste Meinung hat . .“

Ach! wie bald würde sie in ihr Gegentheil umschlagen, wenn er erfuhr, daß mein Genie nicht einmal die Verhandlung über den Ankauf der Vogelscheuche anzubahnen verstanden. Einen so beängstigenden Eindruck hatte der Abend in dem Wahrmund'schen Hause in mir zurückgelassen, daß ich meine Klugheit pries, mit keinem Worte diese Sache berührt zu haben. Es war mir schon verdrießlich, daß ich Fritzlaw, der sich erkundigte, wie ich mir in seiner Abwesenheit die Zeit vertrieben, von meinem Besuch bei dem Pastor an beiden Feiertagen erzählen mußte. „Opferlamm!“ sagte er achselzuckend. Ich hütete mich wohl, ihm zu gestehen, in welchem Grade ich es gewesen, und er fragte zum Glück nicht weiter darnach. Durch keine Andeutung hätte ich ihm die Reden verrathen mögen, die mir Wahrmund zu hören gegeben, den peinlichen

Auftritt zwischen ihm und seiner Tochter, dessen Zeuge ich geworden. Und ebenso unmöglich wäre es mir gewesen, ihm einen Einblick in meinen Gemüthszustand zu gewähren. Ich schämte mich der Unentschlossenheit meines Willens und der Verworrenheit meiner Empfindungen. Keine Stunde verließ mich das Bild Mariens. Wiederholt ertappte ich mich bei der Betrachtung der verschiedenen Photographien, welche die Tante von ihr besessen; keine von allen wollte mit dem Bilde stimmen, das sich mir ins Herz geprägt. Immer sah ich sie vor mir, die Augen in Thränen, den Finger auf den Lippen, eine schutzsuchende, rührende Schöne. Welche Pein mußte ihr der Zustand ihres Vaters bereiten! Sie hatte die Ausbrüche seiner Leidenschaft und die dunklen Drohungen seines Zornes zu ertragen. Ihrem Scharfblicke konnte die Zerrüttung seiner Nerven, der immer heftiger werdende Kampf zwischen seiner Vernunft und trüben Wahnvorstellungen nicht entgehen. Diese Erkenntniß und die Verantwortlichkeit, welche damit ihrer Seele aufgebürdet ward, hatten ihr Heiterkeit und Jugendlichkeit geraubt. In den glücklichen Jahren, wo

andere Mädchen sich ihrer Schönheit auf Bällen und Festen freuen, hatte sie Etwas wie das Amt eines Irrenarztes zu üben. Bis zum äußersten Punkte war es die Pflicht der Tochter, das Geheimniß des Vaters zu bewahren und die Anfälle seiner Krankheit vor neugierigen und frechen Augen zu verbergen.

. . Armes Mädchen, wie bedauerte ich sie! Wie klagte ich die Grausamkeit des Schicksals an, das seinen Reif auf diese Blüthe geschüttelt, und zermarterte zugleich mein Gehirn, nach Mitteln suchend, ihr zu helfen, sie aus ihrer unleidlichen Lage zu retten! Aber was konnte ich thun? Hatte sie mich nicht zum Schweigen verpflichtet? Und wenn ich mich einem Arzte gegenüber nicht für gebunden erachtete, würde er meinen Mittheilungen großen Werth beigelegt haben? Fritzlaw war hinsichtlich der „Tollheit" des Superintendenten meiner Ansicht und kümmerte sich nicht weiter darum. Wie er würde Jeder zum Abwarten rathen. In diesen Betrachtungen war die Erinnerung an ihre Abschiedsworte ein Trost für mich. Sie schien in meiner Anwesenheit eine Art Schutz und Stütze

zu sehen. Darin wenigstens sollte sie sich nicht täuschen. Es war Einer da, bereit in das Wasser zu springen, wenn es über ihr zusammenzuschlagen drohte.

Ich hatte von meinem letzten Besuche bei Wahrmund's weder Johann noch Hilden ein Wort gesagt. Schon aus der Besorgniß nicht, dem Stadtgeschwätz neue Nahrung zu geben. Jetzt von meiner Verlobung mit Marien zischeln zu hören, hätte ich nicht ertragen. Die Eigenthümlichkeit unseres Verhältnisses schloß, wie ich mir einredete, jede alltägliche Bezeichnung aus. Ein tragisches Geheimniß verband uns, eine Art mystischer Seelenverwandtschaft. Durch den Verdacht einer gewöhnlichen Liebschaft durfte sie nicht entweiht werden. Aber vielleicht verrieth mich gerade die Absichtlichkeit meiner Zurückhaltung in Bezug auf Alles, was die Wahrmund's streifte, und mein träumerisches Wesen. Die listige Hilde spähte mich auf Schritt und Tritt aus. Nicht so, daß ich es ihr hätte verweisen können. Sie vermied jedes Alleinsein mit mir. Dennoch spürte ich sie überall. Geräuschlos huschte sie umher, stets mit einer Arbeit beschäftigt,

auf den Treppen, in den Gemächern. Wenn ich das Haus verließ, hatte sie eine Hantirung in dem gedielten Flur vorzunehmen; kehrte ich heim, sah ich sie schon von Weitem auf der Schwelle vor der Thür stehen. Eifriger als sonst redete sie mit Johann. „Warte nur," hörte ich sie einmal zu ihm sagen, „kommt der Mai, fliegen wir Alle davon." Ab und zu sang sie ein Liedchen mit einer wohlklingenden Sopranstimme. In meiner Melancholie ärgerten mich die Blicke, die sie auf mich richtete, die heitere Stimme, mit der sie mir den Morgengruß bot. Als ob sie mich herausfordern und zu einer Erklärung meines Trübsinns zwingen wollte! Oft war ich nahe daran, sie über solche Einbildungen, die doch einzig in mir steckten, zur Rede zu stellen, und sie ihrerseits mit dem Namen Richard Mind zu erschrecken . . .

In diesen acht Tagen, seit ich in dem Pritzwalker Kruge mit ihm zusammengetroffen, hatte ich ihn nicht wieder gesehen; er hatte sein Versprechen, mich zu besuchen, nicht eingelöst. Dies bestärkte mich in meiner Ansicht, daß er sich Hilden gegenüber schuldig fühle und mein Haus nicht betrete, weil

er eine Wiederbegegnung mit ihr fürchte. Indessen mußte er sich in der Stadt oder in ihrer Umgebung aufhalten: der Justizrath hatte ihn zu dieser Frist beschieden, um ihm sein Legat auszuzahlen. Ich sah der Stunde mit einer gewissen Ungeduld entgegen. Wie übertreibend auch das Gerücht die Beziehungen ausgemalt haben mochte, in denen er zu dem Wahrmund'schen Hause gestanden: Alles, was mir Johann erzählt, konnte nicht erfunden, nicht eine bloße Ausgeburt seiner Furcht und Abneigung gegen den frechen Gesellen gewesen sein; Genaueres von dem Gespenst in dem Hause des Pastors wußte Mind ohne Zweifel. Und ich wollte ihn nicht loslassen, bis er mir reinen Wein eingeschenkt. Der Gedanke trieb mir das Blut in die Stirn, daß er es gewagt habe, seine Blicke zu Marien zu erheben, so große Gemeinheit zu solcher Reinheit! Nichts als die Kenntniß eines traurigen Geheimnisses hatte ihn dazu ermuthigen können. Diese Waffe mußte ihm entrungen oder unschädlich gemacht werden.

Daß meine Abreise darüber wieder ins Stocken gerathen war, schob ich auf den Umschlag des Wetters, wenn Fritzlaw mahnte, die Koffer zu packen.

Wind, Kälte und Regen wollten nicht aufhören, und der trüb verhangene Himmel lockte nicht in die Ferne. Aus Norditalien wurden Po-Ueberschwemmungen gemeldet. Mehr Vorwände, als nöthig waren, um meine Zögerung auch in den Augen eines Vorwärtstreibenden zu entschuldigen. Und so eilig, mich zu entfernen, hatte es der Alte nicht. Wie früher die Gegenwart Ulrikens war ihm jetzt die meine zu einer süßen Gewohnheit geworden. In diesen Osterferien wußte er überdies gar nichts mit seiner freien Zeit anzufangen. Da war ich ihm doppelt willkommen, als Zuhörer seiner Geschichten und als Mitarbeiter bei der Herstellung eines neuen Katalogs der Pritzwalk'schen Sammlung. So wenig ich von diesen Dingen verstand, reichte meine Wissenschaft doch aus, Bücher nachzuschlagen und Notizen zu vergleichen. Wir pflegten gewöhnlich die ersten Stunden des Abends, nach dem Anzünden der Lampen, an diesem „großartigen" Werke zu arbeiten; bei Fritzlaw ging die Selbstbewunderung immer in die Selbstverspottung über. So trat ich auch heute, von meinem Spaziergange heimkehrend, ohne erst in meine Wohnung

hinaufzusteigen, bei ihm ein. Es fiel mir nicht auf, daß er auf mein Klopfen nicht sein gewohntes „Salve!“ gerufen. Das Vorderzimmer mit den Fenstern nach der Straße war leer, in dem Hinterzimmer gab es ein Geräusch, dann steckte er vorsichtig den Kopf durch die halbgeöffnete Thür: „Wer überfällt denn die Leute so? Ach, Sie sind's, Herr Paulsen! Zug des Schicksals!“ Und während er mich einlud, einzutreten, verschloß er die Thür nach dem Flur. „Vor Ueberfällen!“ sagte er.

Fräulein Wahrmund war bei ihm. Zeit, die Befangenen und Verlegenen zu spielen, hatten wir nicht zu verlieren. Lange durfte sie von ihrem Hause nicht fern bleiben; sie hatte die Abwesenheit ihres Vaters benutzt, Fritzlaw aufzusuchen. Aber die Sitzung des Vereins für innere Mission und christliches Leben, in der Wahrmund den Vorsitz führte, konnte früher, als sie vermuthet, geschlossen werden und er bei seiner Rückkehr ihre Entfernung bemerken. Alles an ihr zitterte noch vor Schrecken und Erregung nach. Seit zwei Tagen hatte sie ihren Vater kaum zu Gesicht bekommen; er hatte seine Mahlzeiten allein eingenommen, weil er mit

einer schwierigen Arbeit beschäftigt sei, in der er nicht gestört werden wolle. Aus Sorge und Angst hatte sie sich nicht getraut, das Haus zu verlassen oder dem Arzte zu schreiben, weil jedes Unerwartete den Zustand ihres Vaters verschlimmern würde. Heute Nachmittag sei er plötzlich bei ihr eingetreten, scheinbar ruhig, in den Augen ein irres, unstätes Gefunkel. Mit den seltsamsten Fragen habe er sie eingeschüchtert, mit grausamen Drohungen, da sie ihm keine befriedigenden Antworten habe geben können, mit Schmähungen gegen ihre Mutter sie erschreckt. Dunkle Worte von einer furchtbaren That, die eintreten müßte, wenn Einer käme, dessen Namen er jedoch in seinem heftigsten Zorn nicht genannt, hätten sie mit Entsetzen erfüllt. So sei sie in ihrer Noth und Rathlosigkeit zu Fritzlaw geflüchtet; es läge ihr eben noch im Blute, in dem Hause Ulrikens Trost und Hülfe zu suchen, wie sie es so manches Jahr gethan.

Wie schmerzlich drängte sich uns in dieser bangen Stunde der Verlust der Guten und Klugen auf! Denn wir Männer konnten das Fräulein nicht über Nacht bei uns beherbergen, sie vor

einem Wuthanfall des Vaters zu schützen, und hatten kein Recht, sie ihm zu entziehen. Anderen außer uns sich anzuvertrauen lehnte Marie mit Festigkeit ab. „Es soll von mir nicht heißen," sagte sie in ihrer bestimmten, kühlen Weise, „daß ich das Unglück meines Vaters unter die Leute gebracht. Ich bin sein Kind und muß leiden, was er leidet. Schon fang' ich mich an zu schämen, daß ich im Eindruck des ersten Schreckens von meinem Posten gewichen bin." Unsere Gegenwart ermuthigte sie und gab ihr allmälig Sicherheit und Gefaßtheit wieder.

„Aber den Arzt werden Sie doch benachrichtigen, Fräulein Marie," bat ich. „Sie brauchen dabei ja nicht einmal des letzten Auftritts zu erwähnen."

„Ich will es thun, Herr Paulsen, und ihm schreiben, daß mich der Zustand meines Vaters beunruhigt . ."

„Das genügt. Er wird morgen kommen und klug genug sein, sich von Ihrem Briefe nichts merken zu lassen."

„Morgen . . vielleicht ist dann das Gewitter vorüber. Es ergreift den Vater wie mit über=

menschlicher Gewalt. Was ist es? Ich vergrüble mich seit Jahren darüber. Ohne Ihre Tante — wer weiß, ob ich sein seltsames Wesen so lange schweigend ertragen hätte! Ihr Zuspruch beruhigte mich immer wieder. Dein Vater, sprach sie zu mir, hat niemals denken und empfinden wollen, wie wir anderen kleinen Menschen; er hat seiner großen Liebe zu Deiner Mutter die Kraft zugetraut, den Tod von ihr fern zu halten; und da sich der Tod mächtiger erwies, als sein Gebet, wollte er den Beweis seiner geistigen Kraft durch seine Thränenlosigkeit führen; aber weder Gottes noch der Liebe läßt sich spotten und trotzen; sie haben ihn nachträglich mit dem Fluch der Eifersucht und der Selbstvorwürfe gestraft."

„Ein Othello im Priesterrock!" brummte Fritzlaw. „Hat mir längst geschwant!"

„Oh, Sie können mir nicht nachfühlen, welche Seelenqualen ich erduldet," fuhr sie fort. „Eine Tochter ist wehrlos, wenn der eigne Vater das Andenken der verstorbenen Mutter angreift; wenn sie sieht, wie unbeschreiblich er selber unter den Vorwürfen leidet, die er der Todten macht. Hätten

sich diese Kämpfe fortgesetzt, wären wir Beide längst daran zu Grunde gegangen. Aber auf Monate und Jahre suchte ihn der Argwohn nicht heim, oder er besaß die Stärke, ihn niederzuzwingen. Der erste Anfall traf ihn unmittelbar nach dem Tode der Mutter, in der Nacht nach ihrem Begräbnisse. Hilde Gollnow mußte mich aus seinen Händen reißen; sie blieb dabei, er hätte mich erwürgen wollen; ich war bei seinem Anblick in Ohnmacht gefallen. Ihre Tante kam und besänftigte den unglücklichen Mann. Lange fraß dann der unselige Wahn nur heimlich an seinem Herzen. Vor drei Jahren ergriff er ihn wieder, grad so plötzlich, aus irgend einem Nichts heraus, wie bei dem ersten Mal. Diesmal war der Ausbruch nicht so heftig, aber er ging auch nicht so schnell vorüber. Mißtrauen und Verdacht wühlten und gruben sich immer tiefer in seine Seele, während er äußerlich in Worten und Gebärden eine ruhige Selbstbeherrschung behauptete. Erst seit dem Tode Ihrer Tante ist sein Zustand wieder so gefährlich und so trostlos geworden."
Den Kopf auf den Arm gestützt, blickte sie mich mit ihren schwermüthigen Augen, denen die bläulichen

Ringe darum einen wundersam vergeistigten Ausdruck verliehen, an und sagte: „Verschwenden Sie Ihre mitleidigen und freundlichen Blicke nicht, Herr Paulsen. Mir kann allein der Tod helfen. Das ist die beste und sicherste Lösung aller Räthsel dieser Welt.“

„Welche Gedanken!“ rief ich erschüttert aus und ergriff ihre Hand. „Soll ein Wahn auch Ihr Leben vergiften? Sie müssen in andere Verhältnisse, zu anderen Menschen. Eine zeitweilige Trennung ist für Sie und Ihren Vater dasselbe Mittel zur Heilung. Gerade Ihr Zusammenleben, Ihr Anblick, der ihn beständig an Ihre Mutter erinnert, reizen und erneuern täglich seinen Argwohn und seine Melancholie. Der Arzt kann sich dieser Erkenntniß nicht verschließen, er selber wird es Ihrem Vater vorschlagen und ihn dazu bestimmen.“ Was ich im Grunde dachte, wagte ich ihr nicht einzugestehen: die Ueberführung des Pfarrers in eine Nervenheilanstalt.

„Das sind Träume,“ entgegnete sie in gefaßter Entsagung. „Niemals wird mein Vater seine Einwilligung dazu geben. Es ist seine Ueberzeugung,

daß ich ohne seine Aufsicht frei in der freien Welt verderben müsse. Einzig seine Hand hält mich noch von dem Abgrunde zurück, in den Verhängniß und Vererbung, der Zufall und meine eigene Leidenschaft mich reißen würden. Er ahnt eben, daß ich mir selbst überlassen andere Wege im Leben wandeln würde, als die von ihm vorgezeichneten. Und wenn ich auch nicht darauf strauchelte — für ihn führen alle diese Wege zur Sünde. Sein Kind aber darf der Eitelkeit und der Sinnlichkeit nicht anheimfallen, eher würde er es zu Tode beten. Nein, dies Band kann nicht gutwillig gelöst, es kann nur gewaltsam zerrissen werden . . durch die Schuld."

„Und Sie wollen die Hände in den Schoß legen und sie nicht zu Ihrer Befreiung rühren?"

„Ausharren muß ich. Je länger ich mit Ihnen rede, desto lebhafter fühle ich es, daß ich keine andere Wahl habe. Verzeihen Sie, daß ich Sie in solche Unruhe gestürzt. Der Schreck war zu unerwartet gekommen; ich werde mich an das Aussehen und an die Reden des Kranken gewöhnen müssen. Ich trüge zu Unrecht seinen Namen, weil ich nicht seinen

Glauben und nicht sein Blut hätte, hat er mir vorgeworfen; ich will ihm durch Pflichterfüllung beweisen, daß ich im Geist und in der Wahrheit sein Kind bin."

Ihre Heldenhaftigkeit hatte etwas Hinreißendes; sie schlug jeden Widerspruch nieder. Auch darum freilich, weil weder ich noch Fritzlaw einen andern Ausweg aus der augenblicklichen Verlegenheit zu ersinnen vermochten. Ohne einen sicheren Zufluchtsort, eine Familie zu kennen, die sich ihrer gegen einen Mann wie den Superintendenten würde angenommen haben, waren wir machtlos. Erst nachdem wir diese gefunden, durften wir ihr für den schlimmsten Fall eine Entfernung aus dem väterlichen Hause vorschlagen. Es wird nicht nöthig sein, sagte ich mir mit grausamer Selbstsucht, während sie rasch einige Zeilen an den Sanitätsrath Helfreich aufsetzte; hier wird der Arzt bald Erlösung schaffen, und ich nahm mir vor, durch meine Schilderungen den ungünstigen Eindruck zu verschärfen, den der Doctor bei seinem Besuche von dem Gemüthszustande Wahrmund's empfangen würde. Während sie den Brief schloß, ward un=

gestüm die Hausglocke gezogen, und gleich darauf klopfte es scheu an der Thür nach dem Gange. Wir Drei glaubten, es wäre der Pastor, und ich hätte beinahe aufgelacht, als Johann eintrat und stammelte: „Er ist da — ganz protzig; er will Sie sprechen, der verwünschte Kerl, der Richard Mind —"

„Wenn er einmal im Hause ist, werden wir ihn nicht abweisen können, Johann. Führen Sie ihn in meine Stube hinauf, bleiben Sie bei ihm; ich käme gleich hinauf, ich hätte ein dringendes Geschäft mit Herrn Fritzlaw."

Als ich die Beiden über mir durch die dünne Balkendecke poltern hörte, rief ich nach Hilden. Sie mußte aus dem Hause geschafft werden. „Wollen Sie mir einen Dienst leisten, Hilde?"

„Jeden, Herr Paulsen."

„Drinnen" — wir standen in der Thür des vorderen Gemaches — „bei Herrn Fritzlaw ist Fräulein Wahrmund. Sie sollen sie nach ihrem Hause begleiten und ihr nachher einen Brief besorgen. An Herrn Sanitätsrath Helfreich; Sie kennen ihn ja."

Bei der Erwähnung Mariens schütterte sie leicht zusammen, spähte mich mit ihrem schrägen Blicke an und sagte: „Sie haben zu befehlen, Herr Paulsen.“

„Nicht so. Es ist ein Vertrauensdienst, der Klugheit und Schweigsamkeit fordert.“

Sie nickte. „Ich bin bereit, wenn Fräulein Wahrmund meine Begleitung annimmt.“

Indem trat Marie aus dem Zimmer, den Brief in der Hand.

„Hilde soll Sie nach Hause führen, Fräulein Wahrmund.“

„Ich könnte auch allein gehen.“

„Nein, ich bitte Sie, bei diesem Wetter, in der Dunkelheit!“ Und da Hilde nach ihrer Kammer geeilt war, sich Kopftuch und Schirm zu holen, fragte ich sie leise: „Vertrauen Sie ihr nicht? Sie wird im Nothfall mehr Entschlossenheit und Geistesgegenwart haben als Johann.“

„Ich weiß es.“

Indem kam Hilde ihr entgegen, sie hatte ein schwarzes Wollentuch dicht um den Kopf geschlungen und unter dem Kinn zusammengeknüpft. „Da

bin ich, Fräulein Wahrmund," sagte sie bescheiden mit niedergeschlagenen Augen. „Unkenntlich für Jedermann."

„Ich danke Ihnen, Hilde," erwiderte Marie und reichte ihr die Hand.

Hilde sah auf, mit einem raschen Blitz, und dieser Blick in das blasse, gramvolle Gesicht Mariens schien sie, obgleich sie sich des Gegensatzes zu ihrem eigenen gesunden und frischen Aussehen kaum bewußt wurde, mit einem Gefühl zwischen Mitleid und Ueberlegenheit zu erfüllen. Wenigstens hatte sie, als sie Marien die Thür öffnete und sich dann jählings noch einmal nach uns umschaute, die Miene einer Beschützerin.

„Die wird sich von dem verrückten Pfarrer nicht einschüchtern lassen," schmunzelte Fritzlaw. „Welcher Besuch hat denn vorhin die Ruhe des Hauses gestört?"

„Eine Ueberraschung!" sagte ich schon auf der Treppe. „Kommen Sie mir nur bald nach."

Oben war Johann noch mit dem Anzünden der verschiedenen Lampen und Lichter beschäftigt

und gab einsilbig verdrießliche Antworten auf die Fragen Mind's.

„Ich hätte zu einer schicklicheren Zeit kommen sollen," sagte er mir entgegen, „nehmen Sie es nicht für ungut, Herr Paulsen. Aber der Tag verlief mir so schnell, draußen in Wussow. Es wurde Abend, ehe ich es merkte. Und Sie morgen bei dem Justizrath, in einer Art feierlicher Sitzung, zum ersten Male wieder nach unserer Begegnung in dem berühmten Kruge zu Pritzwalk zu begrüßen, dünkte mich eines Gentleman nicht würdig. Solche Ehrenschulden, wie es ein Besuch ist, bezahle ich gern."

„Wozu die Entschuldigung? Bei Tage wie bei Nacht sind Sie mir willkommen. Da ich jedoch Ihren Besuch nicht erwartete, war ich unten bei Herrn Fritzlaw . . Sie kennen ihn doch?"

„Wer, der ihn einmal gesehen, könnte sein würdiges Künstlerhaupt vergessen!"

„Ich habe ihn gebeten, nachher die Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern. Er ist gerade bei einer wichtigen Arbeit . ."

„Bei der Sie ihm helfen? Ich habe davon

gehört. Die Pritzwalker wollen ihre Sammlung verkaufen. Der Adel sucht sich des Urväterhausraths zu entledigen. Auch eine Witterung der nahenden Revolution. Es muß Platz gemacht werden."

„Waren Sie wieder in Pritzwalk?"

„Die unterbrochene Scatpartie mußte doch zu Ende gespielt werden. Und dann — Jeder hat seinen Ehrgeiz. Ich wollte mich den Leuten in meinem Sonntagsstaat zeigen." Dabei sah er mit lächelnder Miene an sich herunter. „Schade, daß Sie keinen großen Spiegel im Zimmer haben."

„Ich bewundere Sie auch ohne Spiegelbild." Mit seinem klugen, glatt ausrasirten Gesicht, den kräftigen, wohlgeformten Händen, dem sauberen Stehkragen, dem gut sitzenden Jaquet von dunkelblauem Stoff, der Busennadel mit einem Simili-Diamanten in dem weißen, rothbetupften Halstuch, den breiten Manschetten, die von Tulaknöpfen zusammengehalten wurden, machte er in der That einen durchaus wohlgesitteten Eindruck; man mochte bald auf einen Bereiter, einen Schauspieler, bald auf einen Weinreisenden rathen — immer stand er innerhalb, nicht wie der Abenteurer am Charfreitag außerhalb

der Gesellschaft. „Ihre Verwandlungsfähigkeit ist außerordentlich. Man dürfte Sie in Pritzwalk kaum wiedererkannt haben."

„Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt." Und da uns der vorsorgliche Johann, der mit Recht annehmen mochte, daß eine trockene Sitzung mit Richard Mind zu den Unmöglichkeiten gehöre, mit Wein versorgt hatte, hob er artig das Glas: „Ihr Wohl, Herr Paulsen! Ein guter Tropfen! Möge Ihre Großmuth und Ihr Wein erst mit Ihrem Leben enden. Aber wenn mich auch die Leute noch kannten — es ist das alte Genua nicht mehr!"

„Der Freiherr soll ein strengeres Regimen auf dem Gutshofe führen, als sein Vater."

„Er muß wohl. Das schöne Vermögen, das der Vater allein besaß, ist durch vier dividirt. Die natürliche Zersetzung der alten Ordnung; die Menschen nehmen überhand. Und wo ein Gedränge ist, hört die Behaglichkeit und das Vergnügen der Wenigen auf. Ich würde die Pritzwalker nicht mehr wie zu des Alten Lebzeiten nach meiner Pfeife tanzen lassen können. Von dem famosen Erntefest, das ich eingerichtet, haben Sie doch gehört?"

Ich bejahte doppeldeutig: „Sogar in diesem Hause geht die Sage davon um.“

Der Gernegroß sonnte sich in der Erinnerung. „Ich entsinne mich, die Spenderin alles Guten, Ihre selige Tante, war auch zugegen. Gelt, ganz fortgeworfen war ihre Güte doch nicht! Hier“ — und er schlug sich an die Stirn — „stecken Ideen! Wäre es nur nicht so schwer, sie an den Mann zu bringen, gäbe es nur keine Concurrenten!“

„Auch in Pritzwalk?“ lachte ich.

„Leider, auch in Pritzwalk,“ bestätigte er. „Der Herr, mit dem Sie zusammen am Freitag den Krug betraten, hatte einen so eigenen Dunst um sich, und sein Mäskchen weissagte verborgenen Sinn . . wer von der Zunft ist, spürt so etwas gleich.“

„Der Herr Graf Bodin von der Zunft, von Ihrer Zunft?“

„Nicht wahr, es ist unrecht, daß ein so vornehmer und reicher Mann uns Armen in der Geniesucht Concurrenz macht? Aber es ist so. Er arbeitet in Magnetismus und Spiritismus, in

Weltreisen und Abenteuern, im Geheimnißvollen, grad wie wir kleinen Geister, und vergißt, daß er kein ehrliches Spiel spielt, da er uns dabei durch seinen Rang und Namen um drei Pferdelängen voraus ist."

Daß hinter den drolligen Redensarten sich eine Spitzbüberei verbarg, war mir klar; ich wußte indessen nicht, wo er hinaus wollte. „Das sind Alles thörichte Reden, Herr Mind. Wo und wann sollten sich Ihre Bahn und die des Grafen kreuzen?"

„Offen heraus, Herr Paulsen, für einen solchen Aristokraten hätte ich Sie nicht gehalten. Weil er ein Graf und ich ein Garnichts, sollten sich unsere Lebenslinien niemals schneiden? Da lassen Sie mich lieber bei meiner Vermuthung bleiben, daß es an einem entscheidenden Punkt geschehen wird. Wo ein kleines Rinnsal der Vergangenheit in den Strom der Gegenwart mündet. Schon ist es mir im Ohr, das Gemurmel dieses Rinnsals."

„Kennen Sie den Grafen? Hat er Sie gekränkt, daß Sie so eifrig diesem Gemurmel lauschen?"

„Nur dadurch, daß sein Ruhm den meinigen

in Pritzwalk ausgelöscht hat. Während sein Name in Aller Munde ist, fürchte ich, daß er den meinigen nie gehört hat.“ Dabei lachte er so natürlich und so herzlich, als handle es sich um eine seiner Flausen und Schnurren.

Gerade war darüber Fritzlaw eingetreten und näherte sich dem Tische. Bei seinem Anblick erhob sich Mind, das gefüllte Glas in der Hand: „Wie aber kann von Ruhm gesprochen werden, wo Gustav Fritzlaw ist! Vor ihm erbleichen alle Localgrößen; auch dieser Graf Bodin versinkt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle — ein Lebehoch dem Meister! O, Herr Paulsen, hätten Sie das lebende Bild bei jenem Erntefest gesehen.“

„Trotzen Sie noch der Langmuth des Himmels?“ grollte ihn der Alte an, der unter dem Eindruck der Mittheilungen Mariens für Späße nicht zugänglich war. „Welcher Wind hat Sie hierhergeführt? Meinte, Sie hätten an jenem Novemberabend sich verschworen, diese Schwelle für immer zu meiden, redeten ja Pech und Schwefel darauf herab. Und sind nun doch wieder da! Schlimm, wenn auch die

Vagabunden nicht mehr auf Ehre halten. Was verschafft uns denn das Vergnügen?"

„Wäre ich empfindlich," sagte mit unerschütter= tem Gleichmuth Mind, während ich mich bemühte, Fritzlaw zu besänftigen, „wär' ich nur ein Narr. Allein ich schmeichle mir ein Philosoph und ein Lebenskünstler zu sein. Mir thun die Nadelstiche nichts. Ich bin wieder da, würdiger Meister; finden Sie sich mit der Thatsache ab, so gut Sie können. Wegen unserer letzten Begegnung auf dieser Treppe keine Feindschaft. Weder Sie noch ich haben das Genick gebrochen, obgleich ich damals für Ihr Leben so wenig wie für das meine einen Pfifferling gegeben hätte."

„Waren Sie so hart an einander gerathen?" fragte ich, mich unwissend stellend.

„Ich hatte ein erregtes Gespräch mit meiner Wohlthäterin gehabt," entgegnete Mind in einer Mischung von cynischer Frechheit und heiterer Ruhe. „Schelten Sie mich nicht, ich war vier Jahre jünger, noch brausend in der Jugend Ungestüm, in einer seltsamen Lage . ."

„Brauchten Geld, gingen fechten," brummte

Fritzlaw halb zu ihm hinüber, halb ins Glas hinein; trotz seines Unmuths hatte er es sich nach seiner Gewohnheit in dem Armstuhl bequem gemacht.

„So mochte es gemeinen Seelen erscheinen," antwortete Mind gelassen auf die Unterbrechung, „aber am Golde hing damals nicht Alles. Was mich in Wuth brachte, ich gesteh' es mit Beschämung ein, war nicht die Verweigerung einer kleinen baaren Unterstützung, sondern die harte Zurückweisung einer Bitte. Ich war von Leidenschaft erfüllt, ich liebte."

„Herr Mind!" rief ich entrüstet und ballte die Faust.

„Es war eine ungeheuere Verblendung und Selbstüberschätzung; ich bin längst zu dieser Ueberzeugung gekommen, Herr Paulsen. Was wollen Sie? Zu den Heiligen können auch die Bettler und die Sünder die Augen erheben. Ich liebte also, und der Weg zu meiner Angebeteten . . "

„Ging über Fräulein Paulsen?" höhnte Fritzlaw. „Flunkerei! Machte der Herr da" — und er deutete zu mir gewandt, mit einer geringschätzigen Gebärde auf Mind — „dem kaum flügge gewordenen Fräulein Wahrmund lächerlicher Weise den Hof;

glauben doch nicht, daß Fräulein Paulsen Ihre Faxen ernsthaft nahm?"

„Sie nahm sie ernsthaft, das gerade verbitterte unsere Unterredung. Sie verwies mir meine Ueberhebung; sie brauchte schlimme Worte, als ich ihr verrieth, worauf ich meine Hoffnungen zu begründen gedachte, und sie um ihren Beistand bat."

Auf eine solche Aeußerung hatte ich gewartet. „Ist es unbescheiden, sich nach der Grundlage Ihrer Hoffnungen zu erkundigen?"

„Keineswegs. Ich konnte dem Herrn Superintendenten weder durch Rang noch durch Reichthum imponiren; ich gehörte nicht einmal zur Hierarchie; ich bedurfte also anderer Mittel, um seine Zustimmung zu gewinnen. Und ich glaubte eins zu besitzen. Leider war es nur der Stiel des Messers; die Klinge hatte Ihre Tante, Herr Paulsen."

„Nun?" fragte ich in äußerster Spannung. Auch Fritzlaw war bei der Erwähnung des Superintendenten aufmerksamer geworden; der Name wirkte auf ihn wie ein rothes Tuch; vor seinem Hasse gegen Wahrmund hielt seine Abneigung gegen den leichtfertigen Schelm nicht Stand; ohne Zögern

würde er zu einem Bunde gegen den Pfarrer in Mind's Hand eingeschlagen haben.

„An Ihrer Verwunderung sehe ich, daß die Verstorbene auch Ihnen die Klinge nicht gezeigt hat. Durfte ich auf eine freundlichere Berücksichtigung rechnen?" Sein Gesicht verzog sich zu einem mephistophelischen Ausdruck, und er klopfte leise an sein Glas. „Auch kluge Leute täuschen sich manchmal. Vielleicht hatte ich wie Macbeth nach einem Dolch in der Luft gegriffen."

„So sollen Sie uns nicht entkommen, Herr Mind!" Ich war nahe daran, bei seiner Unverschämtheit meine Ruhe zu verlieren und die Höflichkeit des Wirthes zu vergessen. „Es wäre nicht fein und nicht einmal gescheidt von Ihnen, uns zum Narren zu halten. So ungefähr reime ich mir zusammen, daß Sie etwas aus der Vergangenheit des Superintendenten erfahren haben."

„Einen Betrug, eine Lüge, eine Verrücktheit?" schrie Fritzlaw. „Wir können Alles brauchen!"

„Wozu? Einem Manne wie Herrn Paulsen wird der Herr Superintendent die Hand seiner Tochter nicht verweigern."

„Darum handelt es sich auch!“ unterbrach ihn Fritzlaw. „Wenn wir auf Freiers Füßen gingen, würden wir uns nicht an Sie wenden.“ Er war außer sich und Mariens Geheimniß schwebte in der größten Gefahr, offenbar zu werden. „Unser Freund wägt seine Ausdrücke nicht,“ schnitt ich ihm darum das Wort ab, „legen Sie kein Gewicht darauf; er hat eben noch einen alten Span mit dem Superintendenten zu brechen und die Schadenfreude kitzelt ihn.“

„Herr Fritzlaw ist auf einer falschen Fährte; ich weiß nicht das geringste Böse aus dem Leben des Herrn Wahrmund; weder bin ich mit einer Anklage oder Drohung wider ihn aufgetreten, noch vermöchte ich es. Die Entdeckung, die ich gemacht zu haben glaubte — feierlich nehme ich sie jetzt als Irrthum zurück — betraf nicht ihn, sondern seine verstorbene Gattin. Das Uebrige erlassen Sie mir.“

Obwohl er tiefsinnig in sein Glas schaute, als wolle er es vermeiden, sich an unserer Verstörtheit zu weiden, mußte er doch an dem lautlosen Schweigen, das die so lebhaft geführte Unterhaltung plötzlich abschnitt, unsere Verlegenheit merken. Was

uns verstummen ließ, waren natürlich weniger seine Worte, als die Uebereinstimmung seiner Behauptung mit dem Verdachte, der Wahrmund ängstigte.

„Aber Frau Gerda war todt, ehe Sie in diese Gegend kamen,“ sagte endlich Fritzlaw mit einer beinahe kläglichen Stimme, die unter anderen Umständen im Vergleich zu seiner früheren Heftigkeit Mind gewiß zu einem spöttischen Gelächter gereizt hätte. Der war ihm jedoch in der Schauspielerei und Pfiffigkeit über und erkannte wohl, daß jetzt nicht mehr zu scherzen war. „Ich wußte anfänglich auch so wenig von dieser Dame,“ sagte er, „daß nur mein Nichtwissen meinen Irrthum verursacht hat, wie nur meine unsinnige Leidenschaft ihn entschuldigen kann.“

„Und Sie hielten Ihre Vermuthung für so gewichtig, um damit dem Pfarrer seine Einwilligung abzuzwingen?“

„Ja, Herr Paulsen. Wenn sich, wie ich schon sagte, die Klinge zu dem Stiel gefunden.“

„Und dieser Stiel?“

„Sie quälen mich, Herr Paulsen. Und ich bin es nicht, der dies folternde Gespräch hervorgerufen

hat. Sie verfolgen es mit einem so leidenschaftlichen Interesse —“

„Kümmert Sie es? Beständig weichen Sie einer bestimmten Antwort aus und verschanzen sich hinter dem Gebote, nichts Uebles von Ihrem Nächsten zu reden; Sie wissen recht gut, daß Sie damit um so sichrer anschwärzen und verdächtigen. Wie theuer ist denn eine Lüge bei Ihnen?“

„Lüge oder Wahrheit, Herr Paulsen, Ihnen könnte sie sehr theuer zu stehen kommen,“ sagte er und erhob sich. „Herr Fritzlaw ist Zeuge, daß ich zu dieser Erklärung genöthigt werde. Ich hielt damals das Fräulein Marie nicht für die Tochter des Superintendenten Wahrmund.“

Er hatte leise, ohne Betonung, für die Erregung, in die wir uns hineingeredet, mit seltener Selbstbeherrschung gesprochen. Mir ging es wie ein Stich durch das Herz. Fritzlaw lehnte sich mit offenem Munde und starren Augen in seinen Sessel zurück.

„Gute Nacht, meine Herren!“ sagte Mind, diesmal mit einem unverkennbar höhnischen Klang in der Stimme.

So durften wir ihn nicht ziehen lassen. Ich ergriff seine Hand und preßte sie wie in einen Schraubstock mit der meinen. „Solche Ungeheuerlichkeit darf man nicht ohne Beweise aussprechen."

Vor Zorn stockte mir der Athem. „Kalt Blut," und er suchte seine Hand zu befreien. „Sie wollten eine Lüge haben, und nun getrauen Sie sich nicht, ihr ins Gesicht zu sehen. Wie würden Sie erst erschrecken, wenn es die Wahrheit wäre! Für mich war es eine Hypothese, deren Beweis mir nicht geglückt ist."

„Allein der Wind kann sie Ihnen nicht zugeweht haben; eine Schöpfung aus dem Nichts ist sie nicht" — unwillkürlich hatte ich seine Rechte losgelassen; ich fing an, mich meiner Heftigkeit zu schämen. Mit Gewalt war nichts aus ihm herauszubringen.

„Gewiß nicht. Nehmen Sie an, daß Sie durch Zufall in einem Raume, der seit Jahren nicht betreten worden ist, ein goldenes, verbogenes Medaillon finden, mit dem Miniaturbildniß eines jungen Mannes und einer Haarlocke. Sie erfahren, daß dieser Raum der Lieblingsaufenthalt der ver-

storbenen Mutter des Mädchens gewesen ist, das Sie lieben. Zunächst sind Sie so harmlos, daß Sie das Medaillon dem jungen Mädchen zeigen, in der Meinung, es gehöre in die Familie. Sie werden stutzig, als das Mädchen es Ihnen zurückgibt: sie weiß nicht, wessen Bild, wessen blonde Haarlocke in dem goldenen Gehäuse steckt; sie hat es nie gesehen. Das fremde Gut brennt Ihnen in der Hand; Sie wagen es, mit dem Gatten der Verstorbenen darüber zu sprechen; er verlangt das Medaillon zu sehen. Bei dem Anblick verfärbt er sich, sucht nach einer Antwort, faßt sich aber im nächsten Augenblick und weist das Medaillon zurück. Er kennt es nicht; es ist nie in den Händen seiner Frau oder seiner Tochter gewesen; er vermag nicht zu sagen, wie es an den Fundort gekommen. Nun stehen Sie wieder mit dem Dinge da, das Niemand haben will. Nur daß Sie es jetzt mit anderen Augen betrachten als früher. Sie verbergen es sorgfältig, Sie forschen hin und her in der Geschichte der Verstorbenen. Allerlei lose Fäden flattern auf, hier und dort. Sie verknüpfen dieselben zu einem Gewebe. Aber der rechte Einschlag fehlt.

Den suchen Sie bei einer älteren Dame, die allgemein als die vertrauteste Freundin der Todten gilt. Sie erkennt bei dem ersten Blick das Medaillon und begeht die Uebereilung, Ihnen eine Summe dafür anzubieten. Das ist meine Geschichte. Ein bischen Romantik ist alleweil dabei. Gerade wie in der Wirklichkeit und in allen Verwicklungen des Zufalls. Damals erschien mir der Schluß, den ich aus Dichtung und Wahrheit zog, auf Felsen gegründet."

„Damals? Jetzt nicht mehr?"

„Entschuldigen Sie," sagte er, kehrte an den Tisch zurück und schenkte sich ein Glas voll. „Mir klebt die Zunge am Gaumen von der langen Rede. Es war wie ein Verhör vor dem Untersuchungsrichter. Denke, Herr Paulsen, Sie können mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden sein. Jetzt ist meine Stellung zu der Frage wesentlich verändert. Ich habe jeden Anspruch auf Fräulein Wahrmund aufgegeben und . . . ."

„Und jenes Medaillon?"

„Es ist in Elbing in den Laden eines Trödlers gewandert. Für armselige zehn Mark. Ich war

ein Dummkopf, daß ich es nicht an Ihre Tante verkauft. Doch Sie erkennen daraus, wie frei ich den alten Hirngespinnsten gegenüberstehe. Aller Ballast über Bord, das ist meine Losung, wenn mein Kahn zu sinken droht. Zuerst der sogenannte gemüthliche, weil er der schwerste ist."

„Sie haben das Medaillonbild gewiß lange genug betrachtet, daß Ihnen das Urbild auffallen muß, begegnen Sie ihm einmal?"

„Schwerlich. Das Porträt stellte das Brustbild eines jungen Mannes dar. Wie können ihn zwanzig Jahre seitdem verändert haben! Und ich wiederhole noch einmal, daß dies Alles vergangene Geschichten für mich sind. Schwamm darüber. Außer Ihnen, meine Herren, würde ich Niemand Rede gestanden haben in Dingen, die einzig mich angehen. Ich bin kein Lügner und kein Verleumder; daß ich ein verunglücktes Genie bin, dafür kann ich nicht; ich hab' einmal die Combinationsgabe."

„Die letzte Frage, ehe wir für heute scheiden, Herr Mind. Wo fanden Sie das Medaillon?"

„Hinter einem Schrank, den wir fortrückten, unserer Probe wegen. Zu dem gloriosen Erntefeste;

Herr Fritzlaw muß sich noch daran erinnern. Es steckte eingeklemmt zwischen den schadhaften Dielen der Stube. In dem Häuschen, das dem Fräulein Wahrmund im Dorfe gehört."

„In der Vogelscheuche?" rief ich, ihn steif ansehend.

Mein Blick war ihm unangenehm, und er wandte sein Gesicht zur Seite. „Haben sie ihm jetzt den häßlichen Namen gegeben? Damals hieß es freundlicher, das Vogelbauer. Also gute Nacht, meine Herren!"

„Auf Wiedersehen morgen, Herr Mind, bei dem Justizrath. Und nichts für ungut, was auch gesprochen wurde."

„Ich muß für mich dieselbe Nachsicht erbitten," sagte er, sich mit gutem Anstand verneigend. „Besonders bei Herrn Fritzlaw, dessen Ideal ich angetastet. Aber welche Schönheit hält unter der Lupe aus!"

Ich begleitete ihn bis zur Thür und sah, daß er sich in einen grauen Mantel wickelte und einen grauen Filzhut aufstülpte. Von dem Hausflur her dämmerte ein Lichtschein herauf. Johann mochte

unten schon ungeduldig warten, daß der ungebetene Gast das Haus verließe.

„Ein gefährlicher Bursche," sagte ich zu Fritzlaw, der wie starr und regungslos in seinem Stuhle saß und sich an dem Ausgange der Unterredung nur noch mit Gebärden, mit Stirnrunzeln und dem Ausstoßen heiserer Töne betheiligt hatte. „Es ist klar, daß seine Reden den schlimmsten Einfluß auf Wahrmund's schon angekränkelte Einbildung ausgeübt haben. Wie leicht bläst die Bosheit einen verglimmenden Funken zur Flamme an!"

„Als ob mich ein Schlag gelähmt!" seufzte er, sich den großen Kopf mit beiden Händen haltend. „Was für eine Welt, wenn sie heucheln konnte! Ein solch' holdes Geschöpf eine Lügnerin!" Er schüttelte sich und trank sein Glas mit einem Zuge leer. „Muß mir die Galle hinunterspülen."

„Wollen Sie denn seinen Vermuthungen Glauben schenken, wie Wahrmund? Ein gefundenes Medaillon . . zugegeben, daß es einen Freund, einen Jugendgeliebten der Frau darstellte, daß es ein Liebespfand war . . daraus baut doch nur eine verdorbene Phantasie gleich eine Treulosigkeit auf."

Der Alte war meinen Einwürfen gegenüber unzugänglich. „Armer Wahrmund!“ rief er. „Armer Narr!“ Und dies Mitleid mit einem Manne, der ihm stets Abneigung eingeflößt, zeigte mir besser als jede andere Aeußerung seinen Schmerz und die Wandlung seiner Gesinnung. „Darüber lohnt es sich, den Verstand zu verlieren! Siebzehn Jahre lang belogen zu werden, von einem Wesen, das geraden Wegs vom Himmel herabgestiegen zu sein schien — oh, über die Teufelei der Ehe! Bist ein kluger Kerl gewesen, Fritzlaw, daß Du ein Hagestolz geblieben! Die christliche Malerei kann Dich nicht so schmählich betrügen — nein, das kann sie nicht! Folgen Sie meinem Beispiel, Verehrtester, heirathen Sie nicht! Denken Sie an diesen Abend, so oft das Herz mit Ihnen durchgehen will. Es ist viel Elend auf Erden, Trug und Enttäuschung, aber mit einem guten Trunke kommt ein ehrlicher Kerl über das Meiste hinweg — darüber nicht! Falschheit und Untreue schienen von ihr so weit entfernt zu sein, wie wir es von den Wesen auf dem Sirius sind — und doch!“ Bei alledem hatte der lange Erguß ihn aus seiner Starrheit und Dumpfheit gerissen.

Er war aufgestanden und machte einen Gang durch das Zimmer. „Zuletzt behält der Erzlump Recht. Schwamm d'rüber! Wenigstens für heute! Morgen wird's wieder Regen geben. Ich gehe in meine Klause. Ich habe viele Hexen und Teufelinnen unter meinen Photographien, werde sie mir alle ansehen und sie auslachen: ihr habt keine Krallen mehr, ihr nicht!"

Als er die Thür öffnete, trat Hilde herein. Es flammte in ihrem Gesicht, sie athmete hastig, Wind und Regen hatten ihr das blonde Haar zerzaust.

„Nun?" fragte ich ihr entgegen. „Ist Alles gut abgelaufen?"

„Ich habe den Brief dem Herrn Sanitätsrath Helfreich selbst übergeben und das Fräulein in das Pfarrhaus begleitet. Es ist uns Niemand begegnet, der sie oder mich erkannt. Der Herr Superintendent war noch in seiner Versammlung."

„Wünschen wir ihm und ihr eine geruhsame Nacht," sagte Fritzlaw und ging hinaus.

Hilde hatte sich an dem Tische zu schaffen gemacht, seine Entfernung abzuwarten.

„Ich danke Ihnen, Hilde. Setzen Sie sich, Sie sehen so athemlos aus.“

„Nicht von dem Gange, Herr Paulsen. Ich habe vorhin im Flur mit Richard Mind gesprochen.“

„Oh! Hat Johann nicht erzählt, wer bei mir war? Warum hat er Sie hinausgehen lassen?“

„Ich bin freiwillig gegangen; ich wollte ihn auch einmal wiedersehen.“

„Weil Sie ihn noch immer gern haben?“

Sie lachte bitter. „Weil heute Alles so wunderlich zusammenkam, wie damals! Weil es mir wieder über den Kopf zusammenschlug, und weil ich einmal damit enden wollte, für immer!“

„Ich hatte es gut gemeint, als ich Sie mit dem Fräulein Wahrmund fortschickte; ich wollte Ihnen die Begegnung ersparen.“

„Sie sind ebenso gütig wie klug, Herr Paulsen. Sie haben die Augen Ihrer seligen Tante; die sah durch uns Alle wie durch Glas. Als mir Johann erzählte, daß Richard Mind hier sei, und daß er Sie angesprochen, da sagte es mir mein Gewissen, daß Sie jetzt wüßten, was ich Ihnen verschwiegen, daß er mein Liebhaber gewesen. Am liebsten wäre

ich gleich davongelaufen, um Ihnen nicht mehr in das Gesicht sehen zu müssen. Aber mein Herz litt es nicht. Ich hab' es wie eine unsichtbare Kette um den Fuß, die mich festhält. Vielleicht ist es die Furcht vor der Welt und der Gedanke, wie wohl es mir in diesem Hause geworden. So hab' ich ausgeharrt und bin jetzt zufrieden."

„Haben Sie sich mit ihm versöhnt?"

„Mit ihm? Was denken Sie, Herr Paulsen! Nie wieder soll er meinen Weg kreuzen. Er ist wie gestorben für mich, so will ich es auch für ihn sein. Er setzte zuerst seine übermüthige Miene auf, als er mich so unvermuthet traf. Da hatte er sich jedoch bitter verrechnet. Ich bin die tolle Hilde nicht mehr, die sich ihm an den Hals geworfen. Er merkte es auch gleich, und es war ihm eine Erleichterung. Nun sind wir geschiedene Leute und kennen uns nicht mehr. Wie ein breites Wasser ist zwischen uns."

„Das haben Sie brav und klug gemacht. Bei diesem leichtfertigen Manne ist weder Segen noch Beständigkeit."

„Ich muß es eben tragen. Aber nichts wäre

doch so schlimm, als seine Frau zu sein. Ja, wenn ich ihn noch liebte! Aber das ist fort, wie in alle Winde geblasen. Nicht einmal ein Aschenhäufchen ist von der Gluth noch da. Woher lodert so etwas lichterloh auf und ist dann spurlos dahin? Als ich Fräulein Wahrmund nach ihrem Hause brachte, ging mir das wirr und wild durch den Kopf. Wie war es nur möglich, daß ich willenlos an seinem Halse hing, daß er mich heute mißhandeln und morgen liebkosen konnte? Und wenn er jetzt auf den Knieen vor mir läge, würde ich ihn mit den Füßen fortstoßen. Oder war es gar nicht die rechte Liebe gewesen, sondern bloß Eitelkeit und Eifersucht?"

„Eifersucht?"

„Ja, weil er plötzlich dem Fräulein Wahrmund nachstellte und mich über die Schultern ansah. Sie sollte die Fee in dem Stück spielen, die er zuerst mir versprochen. Sonst konnt' ich keinen Schritt thun, ohne daß er heimlich hinter mir her war. Im Garten, auf den Treppen, in den Corridoren. Mehr als einmal habe ich seine Zudringlichkeit abwehren müssen. Und nun war es,

als ob ich für ihn nicht auf der Welt sei. Darüber bin ich außer mir gerathen. O, ich bin schlecht und jähzornig, Herr Paulsen, ich hätte damals dem Fräulein Marie das Aergste zufügen können. Ich haßte sie längst, da ich ihretwegen von ihrem Vater, als ich noch im Pfarrhause war, Zurücksetzungen und Demüthigungen erfahren hatte. Sie war meiner Ungebärdigkeit immer als Muster der Sittsamkeit vorgeführt worden. Alle zogen sie mir vor, und jetzt auch noch der Mann, der sich früher so verliebt in mich gestellt! Das hat mich dumm und blind gemacht. Ich denke immer, ohne das Fräulein Wahrmund wäre ich nicht in die Schande gefallen."

„Das ist ein gottloser Gedanke, Hilde, denn Fräulein Wahrmund konnte nichts für die Verkehrtheiten und den Leichtsinn des Herrn Mind und wußte ebenso wenig von Ihrer Liebe zu ihm."

„Freilich, ich hab' es mir auch vorhin auf unserem gemeinsamen Gange wieder vorgesagt und ihr im Stillen all' das Böse, was ich ihr angewünscht, abgebeten. Sie ist ja in ihrer Weise mit ihrem Vater übel genug daran. Aber wenn sie

nicht nach Pritzwalk gekommen und zwischen mir und Mind wie ein Stern, der vom Himmel schießt, gefahren wäre — ich hätte mich nicht von meiner Leidenschaft hinreißen lassen, eine leichtfertige Thörin, die der Tugend trotzen und spotten wollte. Gott bessere es! Warum hat er mir ein so heißes Herz und so jähes Blut gegeben! Und ihr ein so kaltes und gemächlich fließendes. Ob sie wohl heirathen wird? Ach! verzeihen Sie, Herr Paulsen. Es fuhr mir über die Lippen. Mir wirbelt's im Kopfe, zu viel ist an diesem Abend auf mich eingestürmt. Wie ein furchtbarer Regenschauer, unter dem man sich schütteln muß."

Ging es mir denn anders? Es war gut, daß sie keine Antwort von mir erwartete, sondern hurtig und geräuschlos aus dem Zimmer verschwand.

VI.

Als ich am nächsten Morgen bei dem Justizrath der Auszahlung des Legats an Richard Mind beigewohnt, machte ich mich bangenden Herzens auf den Weg nach dem Pfarrhause. Ich war darauf gefaßt, daß mein Besuch mit verdächtigem Erstaunen von Wahrmund aufgenommen werden würde, aber ich hielt es nicht aus, ohne Nachricht von der Freundin zu sein. Nach dem, was geschehen, fühlte ich es wie eine Verpflichtung, für ihre Sicherheit einzustehen, von der mich kleinliche Rücksichten nicht zurückschrecken durften.

Es kam jedoch anders, als ich erwartet hatte. Jede Wolke schien von Wahrmund's Stirn verscheucht. Wie einer, der über Lesen und Schreiben des Schlummers vergessen, sah er übernächtig aus; sonst war an ihm weder Verstörung noch Ueberspanntheit zu gewahren. Ich traf den Arzt bei

ihm. Der wollte noch nach Mitternacht — er sei zu seinem Kranken berufen worden und am Pfarrhause vorüber gegangen — Licht in Wahrmund's Studirzimmer gesehen haben, er müsse ernstlich dem Ueberfleiß des Herrn Superintendenten Fesseln anlegen; es sei Zeit für ihn, eine Weile auszuspannen, seine Nerven auszuruhen. Unregelmäßigkeiten in der Herzthätigkeit, Blutandrang nach dem Kopfe hatte der Arzt festgestellt; auch das Aussehen Wahrmund's gefiel ihm nicht, allein aus seinem Wesen, aus den Fragen, die er that, merkte ich doch, daß er den Zustand des Superintendenten nicht eigentlich für einen bedenklichen hielt. Seinerseits ergab sich Wahrmund mit einer gewissen Stille, Behaglichkeit und Liebenswürdigkeit in die Anordnungen des Doctors, und als dieser ein Alleinsein mit ihm zu wünschen schien, sagte er zu mir: „Gehen Sie doch zu meiner Tochter hinüber, lieber Herr Paulsen; sie wird in Sorge um mich sein, da unser trefflicher Sanitätsrath sich so lange um mich bemüht, und beruhigen Sie das Kind."

Durchschaute er uns Beide, ahnte er, wer den Arzt zu ihm beschieden, und verhöhnte uns? Dar=

über bestand für mich und Marie kein Zweifel. Seine Schlauheit und die Gewalt, die er durch lange Uebung über sich erworben, hatten die Hoffnung, die ich auf den Besuch des Arztes gebaut, zum Theil vernichtet. Immerhin war dessen Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt worden, er würde öfters vorsprechen, es konnte nicht befremden, wenn Marie zu ihm schickte. „Mit Herzklopfen hab' ich gestern Abend seine Heimkehr erharrt," erzählte sie mir, „ich hatte mich eingeschlossen, um nicht wieder einem plötzlichen Schreck zu erliegen. Aber er hat mich nicht mehr gestört, und ich hatte Muße, Alles ruhig zu überdenken und mich zu prüfen. Wie ich einmal bin, kann ich besser dulden als handeln, besser eine Kette schleppen, als sie zerbrechen. Seit dem Tode meiner Mutter hab' ich gleichsam im Halbdunkel gelebt; jedes kräftigere Licht hat der Vater von mir zurückgehalten. Wie hätt' ich in diesem Hause den Muth der That lernen sollen? Um das romantische Gift, das mir die Mutter vererbt haben sollte, aus meinem Herzen zu entfernen, hat er mir die ganze Nichtigkeit und Dürftigkeit des menschlichen Daseins gezeigt und, was die

Mutter ihrer Tochter verschwiegen hätte, mir ohne Scheu enthüllt. Du sollst die Wahrheit der Dinge erfahren und nicht durch Unwissenheit und Schwärmerei sündigen, war die Losung seiner Erziehung. So liegt die Welt reizlos vor mir da; in jeden Trank ist für mich ein Tropfen Wermuth geschüttet. Wozu ist ein Mädchen gut, das weder Illusionen noch Wallungen hat? Zur barmherzigen Schwester."

„Und so sollt' es immer bleiben," brach ich ungeduldig aus, „so wollten Sie sich selbst aus Eigensinn und Opfermuth zu einem freudlosen Leben in der Enge, in der Krankenstube verurtheilen? Sie sind Ihres Vaters Kind, aber doch nicht seine Leibeigene."

„Mein Leib ist ihm viel weniger zu eigen, als mein Wille und meine Seele. Zuweilen, wie gestern, versucht sie sich dem Banne zu entziehen, um gleich wieder darin zu versinken. Zum Fliegen gehört nicht bloß der Wille, sondern auch die Schwinge. Und was sollt' ich außerhalb dieses Hauses? Ein Leben in der Freiheit führen? Mit der tiefen Gleichgültigkeit im Herzen und dem Widerwillen vor dem Natürlichen? Würde ich nicht schon aus dem

Thätigkeitsdrange meines Wesens heraus wieder eine ähnliche Heimstätte aufsuchen? Ich könnte die Leibeigenschaft des Vaterhauses nur mit der Sklaverei unter Fremden vertauschen. Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihr Mitgefühl! Allein mein Schicksal ändern Sie nicht, ich bin ein Dämmerungsgeschöpf."

Durch Vorstellungen war hier nichts zu helfen; die Umstände ebenso sehr wie ihre Stimmung und die Folgen ihrer Erziehung zwangen sie zur Ergebung und ließen sie in der Freiwilligkeit derselben eine Art Linderung sehen. Für den Augenblick wurde überdies jedes weitere Gespräch unmöglich gemacht. Warnend erhob sie die Hand. Mit ihrem durch die Beobachtung des Vaters, seiner Bewegungen, seines Ganges geschärften Gehörsinne hatte sie seinen leisen Schritt auf der Treppe, die aus seinen Zimmern zu den ihrigen führte, vernommen. Mit dem Hute in der Hand, wie bereit, mich zu verabschieden, stand ich vor ihr, als Wahrmund hereintrat.

„Wie gut, daß ich Sie noch treffe, mein lieber Herr Paulsen," sagte er und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn. „Solch' eine Sitzung

mit dem Arzte, wo der äußere Adam auf allerlei Schäden hin beklopft, behorcht und bespiegelt wird, greift stärkere Nerven an als die meinigen. Und doch, was nützt die Gesundheit des Leibes, wenn die Seele Schaden nimmt? Schönheit, Jugend, Kraft sind wie die Blume des Grases zum Welken bestimmt. Nur die Liebe Gottes und die Kraft im Glauben wachsen und blühen beständig. Ein ernsthafter, sorgsamer und gescheidter Mann unser wackerer Helfreich, er führt mit Recht seinen Namen. Mit meiner Muße wird es leider nun vorbei sein; er wird mich öfters besuchen und verschreibt mir zunächst Müßiggang und Zerstreuung. Bist Du's zufrieden, Marie? Rietheſt mir ja neulich auch eine große Reise an. Vielleicht kann es dazu kommen. Ich bin ein wenig schwerfällig über den Büchern geworden, und mein Blut hat sich durch Nachdenklichkeit und Grübelei verdickt. Was meinten Sie, Herr Paulsen, wenn wir mit Ihnen eine Frühlingsfahrt nach Italien machten?"

„Ich vermöchte mir keine wertheren und besseren Reisegefährten zu wünschen."

„Wären nur die Leute nicht!" Und zum ersten

Male, seit ich ihn kannte erschien etwas wie ein Lächeln auf seinem vollen, gelblichen Gesicht — ein unangenehmes, beinahe cynisches Lächeln. „Vater, Tochter und ein junger wohlhabender Mann! Führe uns nicht in Versuchung, bitten wir; wenn aber auch die Versuchung ausbleibt, wie könnte das Gerede ausbleiben? Sie erröthen, mein junger Freund? Wir sind noch nicht so weit, sind noch nicht reisefertig. Wir wollen mit kleinen Schritten anfangen. Ich habe einen Wagen bestellt — sieh mich nur starr an, mein Kind! Gleich nach dem Essen fahren wir hinaus nach Pritzwalk und sehen uns das Vogelbauer an. Ein Platz ist für Sie frei, Herr Paulsen."

„Nein, nein!" wehrte Marie ab. „Du hast vergessen, daß wir das Häuschen seit drei Jahren nicht betreten haben. In den Staub und die Verfallenheit können wir keinen Gast mitbringen."

„Dann ein anderes Mal, Herr Paulsen. So sind die Frauen, um sie herum soll Alles reinlich sein. Wie es in ihrem Innern steht, danach fragen sie nicht."

„Der Krugwirth hat mir, als ich jüngst im

Dorfe war, das Häuschen gezeigt; es ist in der That arg verwahrlost, drinnen und draußen, so daß Sie schwerlich Freude daran haben werden, Herr Superintendent," sagte ich.

„Um so besser," erwiderte er und strich leise mit der rechten Hand über die linke, „um so mehr Arbeit werde ich haben. Und solche Thätigkeit, Gärtner- und Schreinerarbeit verordnet mir der Doctor. Die Arme sollen dem Kopfe und dem Herzen ein Paroli bieten. Wenn die Rosen blühen, wird das Vogelbauer wieder so schmuck und zierlich aussehen, wie zu den Zeiten Deiner Mutter, nicht, Marie?"

„An mir soll es nicht fehlen, Vater! Du weißt, wie gern ich dort weilte und wie leid es mir gethan, daß ich den Ort meiden mußte."

„Laß uns hoffen, daß der Fluch von der Stätte genommen ist, der darauf lag" — und ein Blitz schoß aus seinen stahlblauen Augen.

„Gott ist überall, wo der Friede ist," entgegnete Marie und ertrug seinen stechenden Blick.

Ich empfahl mich trotz alledem mit erleichtertem Herzen. Aus welchen Gründen er immer die

Fahrt nach Pritzwalk beschlossen hatte, denn seiner Versicherung, damit nur den Anordnungen des Arztes zu folgen, glaubte ich nicht — sie konnte gegen seine Absicht seine Gedanken wenigstens für eine Weile zerstreuen. Mit den Mitteln Helfreich's war sicherlich seinen Wahnvorstellungen nicht beizukommen, aber vielleicht verhinderten ländliche Beschäftigungen und der Verkehr mit Arbeitern und Handwerkern, die Maßregeln, die zur Einrichtung und Wiederherstellung des Häuschens zu treffen waren, einen neuen Ausbruch seiner Verstörung. Ganz ohne Selbstsucht meinerseits waren die Hoffnungen und Wünsche nicht, die ich ihm und Marien auf seine Spazierfahrt mitgab; ich wurde dadurch auf die einfachste, keinen Widerspruch duldende Weise von meinem leichtsinnigen Versprechen entbunden. Wenn ich dem Grafen mittheilte, daß Wahrmund sich plötzlich seines Besitzes erinnert habe und ihn wieder wohnlich zu machen gedenke, fiel unser Plan ins Leere. Ich pries meine Klugheit, die mich bisher Schweigen hatte darüber bewahren lassen, jede Anspielung hätte Oel in das Feuer des Wahnes gegossen. Daß der Graf in

die dunkle Geschichte mit verflochten, daß jenes Medaillon sein Bildniß enthalten, war mir gestern Abend bei Mind's Geständnissen zur Gewißheit geworden — wollte nur der Himmel ein Einsehen haben und ihn nicht mit dem Pfarrer im Angesicht der Vogelscheuche zusammenführen.

In diesen Gedanken war ich um die alte Marienkirche unter den Linden, deren Blattknospen sich bei dem warmen Strahl der mittäglichen Sonne hier und dort an den Zweigen öffneten, einige Male hin- und hergeschritten, als ich auf Mind traf. Sein grauer Mantel, den er nur leicht umgenommen, flatterte im Winde; der graue Künstlerhut saß ihm rembrandtisch-verwegen auf den gebrannten Locken. Es war nicht ausgeschlossen, daß er in seiner neuen Herrlichkeit mit dem Bewußtsein, neunundzwanzig Hundertmarkscheine in seiner Brusttasche zu tragen, eine Fensterpromenade vor dem Pfarrhause machte. Unmöglich war es ja nicht, daß seine einstmalige Fee am Fenster sich zeigte. Als er mich jedoch erkannte, verflogen diese Einbildungen. „Ich gestatte mir das Vergnügen der reichen Leute," sagte er mich begrüßend, „ich

schlürfe den Sonnenschein ein und denke an nichts. Seit Wochen der erste Tag, wo ich mich mit keinem Anschlage auf die Eroberung eines Mittagessens zu quälen habe. Und ein Mittagessen gewinnt sich oft viel schwerer als eine Schlacht oder ein Weib."

„Ich würde Sie bitten, das meinige mit mir zu theilen."

„Es wäre mir eine Ehre, aber ich habe nur noch eine Viertelstunde Zeit; der Wirth aus Pritzwalk ist in der Stadt, ich fahre mit ihm hinaus. Nichts Großes, nichts im Stile des gestrigen Abends," setzte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „ein Pferdehandel. Doch auch darin kann sich das Genie erweisen."

„Zeit genug, um ein Glas Wein zu trinken," sagte ich, und er nickte.

Gerade der Kirche gegenüber war eine kleine Weinstube; Fritzlaw nannte sie seine Erholung. Wie wir über den Platz gingen, war Einer dicht hinter uns. Ich wandte mich um und sah in ein trotziges, finsteres Gesicht. Es war Hildens Bruder. Bei meinem Anblick fuhr er zurück und suchte sich längs der Kirchenmauer vorbeizudrücken. „Was

will der Bursch?“ fragte ich Mind. „Ich hatte gestern in der Frühe in Wussow einen Streit mit ihm,“ entgegnete der, „beinahe bis zu Thätlichkeiten. Sollte er mir nachgegangen sein? Welch' seltene Aufmerksamkeit!“ „Hüten Sie sich,“ warnte ich, „mir gefällt seine Miene nicht.“

Während die Gläser gebracht wurden, bat ich ihn, unmittelbar nach seiner Ankunft in Pritzwalk den Grafen Bodin aufzusuchen und ihm eine Karte zu überreichen. „Sie müssen auf Ihren Plan verzichten, Herr Graf, der Superintendent besucht heute die Vogelscheuche; halten Sie sich, bitte, im Schloß“ — hatte ich in fliegender Eile darauf geschrieben und sie in ein Couvert gesteckt. Mind hatte sich wohl gehütet, Neugier oder Zudringlichkeit zu verrathen. „Es soll pünktlich besorgt werden, nicht Sie sind mir, ich bin Ihnen dankbar verpflichtet. Sie verschaffen mir die Gelegenheit, mich dem seltenen Manne zu nahen und ihm — sagen wir — eine kleine Gefälligkeit zu leisten. Welch' ein Saatkorn für die Zukunft!“

Hatte ich eine Dummheit begangen — ungeschehen konnte ich sie nicht mehr machen. Wenigstens

hoffte ich die nächste Gefahr, eine Berührung zwischen dem Grafen und Wahrmund, dadurch abgewendet zu haben. Vor der Weinschenke trennten sich unsere Wege. Ich sah Mind eine Weile nach, ob er seinen Weg unbehelligt fortsetzen würde. Ich hatte die Vermuthung, Franz Gollnow müsse ihm in einem Hinterhalte auflauern. Allein er ließ sich nicht blicken. Doch theilte ich bei meiner Rückkehr in das Haus Hilden mit, daß ihr Bruder in der Stadt sei und einen bösen Handel mit Mind gehabt habe. Sie nahm es leicht; „er kann nicht wissen, was zwischen mir und Mind vorgefallen," sagte sie, „er ist jähzornig, aber seine Wuth verfliegt wie Strohfeuer. Wenn er nicht gleich zuschlägt, hintennach thut er es nicht." Um mir indeß zu Willen zu sein, besuchte sie des Nachmittags die Verwandten, bei denen sich Franz hätte aufhalten können. Sie fand ihn nicht, er hatte sich bei den Leuten nicht gezeigt. Dafür brachte sie aus dem Pfarrhause die Nachricht, daß Wahrmund mit seiner Tochter um ein Uhr nach Pritzwalk hinausgefahren sei. „Ringsum haben sie die Köpfe aus den Fenstern gesteckt," erzählte sie, „trotz des scharfen Windes.

Vor den Hausthüren standen die Mägde. Und das Ende?“ setzte sie bitter hinzu. „Nun wird es wieder über mich hergehen und mein Unglück in Aller Munde sein. Der Superintendent ist nach Pritzwalk gefahren. In das Haus, wo die Hilde Gollnow . . . Und dann zucken sie die Achseln und weisen mit Fingern auf mich. Ich muß mich verkriechen, Herr Paulsen, sonst werd' ich ein Aergerniß für die ganze Stadt,“ und sie drückte die Hand auf's Herz, „duck unter!“

„Die Leute werden bald von anderen Dingen zu reden haben,“ tröstete ich sie, „morgen schon weht vielleicht ein anderer Wind.“ Ich hatte es achtlos hingesprochen, wie seltsam sollte es sich erfüllen!

Gegen sieben Uhr Abends fuhr ein leichter Jagdwagen über den Markt und hielt vor dem Gasthause zum Könige von Preußen, meinem Hause schräg gegenüber, da wo der Markt in die Königsstraße mündet. Wenige Minuten später, nachdem der Reisende einige Worte mit dem Wirthe gewechselt, der Wagen in die Einfahrt eingelenkt hatte, kam er über den Markt: ein hochgewachsener Mann in grauem Mantel, den grauen Filzhut halb im Nacken.

Es war der Graf. Auf der Mitte des Platzes bei dem alterthümlichen Brunnen blieb er stehen, überflog mit einem langen Blick die Fenster meines Hauses, hob zögernd den Fuß, setzte ihn wieder nieder und schritt dann entschlossen auf meine Thüre zu.

„Ihre Karte verschuldet, daß ich noch so spät und unangemeldet bei Ihnen eintrete," sagte er in seiner verbindlichen Weise. „Zugedacht war Ihnen der Besuch längst . . . Gleich nach dem Empfang Ihrer Zeilen ließ ich anspannen, der Freiherr hat gute Pferde; in anderthalb Stunden haben sie mich hierher gebracht. Und um Sie zunächst zu beruhigen, ich bin dem Herrn Pfarrer nicht begegnet, habe mich auch seit der Charfreitagnacht nicht mehr in der Nähe der Vogelscheuche blicken lassen." Er äußerte das Alles mit einer heiteren Sicherheit und weltmännischen Ueberlegenheit, als tauche die Vorstellung einer Gefahr oder einer peinlichen Verlegenheit gar nicht in ihm auf; als handle es sich im Gegentheil für ihn nur darum, mich einer Sorge, einer übertriebenen obenein, zu entheben.

Von Gemach zu Gemach ging er mit mir; er setzte sich an das altmodische Klavier und spielte ein paar Tacte darauf; er betrachtete die Bilder und die Kupferstiche an den Wänden mit der Theilnahme eines Liebhabers; an eine Fülle von Einzelheiten aus seinem Verkehr mit Ulriken entsann er sich; er fragte, wohin die schöne Ausgabe von Milton's „Verlorenem Paradiese" gekommen, und nickte zustimmend mit dem Kopfe, als ich antwortete, daß die Tante sie dem Superintendenten und seiner Tochter vermacht habe. „Sie wundern sich," sagte er dazwischen, „daß ich hier so bekannt bin, daß mir alle diese Dinge so unvergeßlich in der Erinnerung geblieben sind? In dem traurigsten Sommer meines Lebens bin ich, ach! wie oft in diesen Räumen gewesen. Von der Sorglichkeit Ulrikens gehütet und gepflegt, von ihrem Muth und Gottvertrauen getröstet. Ich war ein aufgegebener Mann, von einer schlecht geheilten Wunde, die immer wieder aufbrach, geplagt, mit einem Siechthum, das nach der Meinung der Aerzte sich zu einer Lungenschwindsucht unaufhaltsam ausbilden mußte — ein Officier mit Leib und Seele, der für

immer auf seinen Beruf verzichten sollte, ein armer Edelmann mit vornehmem Namen, der auf eine kleine Pension und die Unterstützung eines reichen, aber geizigen und launischen Verwandten angewiesen war, den Tod in der Brust, die Verzweiflung im Herzen — und das Alles mit sechsunddreißig Jahren! Ohne Ulrike — wo wäre ich längst? Auf einem anderen Stern. Nicht mehr auf dieser Erde, wo das einzige Glück, wenn wir es recht betrachten, die Erinnerung ist. Ich wohnte damals bei den alten Pritzwalk's, in einem stillen, eintönigen Landaufenthalt. Anfang October sollte ich nach dem Süden abgehen. Niemand sprach es aus, aber Alle dachten es, und ihre mitleidigen Blicke sagten es mir — auf keine Wiederkehr. Und nun bin ich wiedergekommen, sonnenverbrannt, zu Leder verschrumpft, aber heil und gesund, und finde Alle die nicht mehr, die ich liebte, finde meine Tröstеinsamkeit nicht mehr. Wohl nahmen wir bei meiner Abreise einen Abschied für das Leben von einander, doch wie viel hätte ich ihr heute noch zu sagen, wenn sie mir gegenübersäße, wie viel!"

„Blieben Sie nicht in einem regen brieflichen

Verkehr?" Und ich holte das an ihn gerichtete Paket hervor. „Meine Tante hat offenbar großen Werth auf Ihre Briefe gelegt und sie sorgfältig gesammelt. Vielleicht erfreut es Sie, sich selbst im Augenblicksbilde und einen Theil Ihrer Weltwanderung hier wiederzufinden."

Wie sehr er sich auch in der Gewalt hatte und seine Augen unter ihren dichten Wimpern halb verschleiert zu halten verstand, so erhaschte ich doch einen Ausdruck des Erstaunens, des Erschreckens und dann einen hellen Schimmer in seinem Gesicht, der mir von der Bedeutung der Gabe für ihn den sichersten Beweis gab.

„Meine Briefe," sagte er mit bebender Stimme, „an sie!" Er starrte auf das Päckchen in seiner Hand, allein sein Blick haftete nur scheinbar daran; er war wie in eine ferne Vergangenheit hinabgetaucht. Mechanisch strich er über das starke Leinwandcouvert, befühlte die rothe Schnur, die es umschloß, die Siegel, die darauf gedrückt waren, als ob er sich überzeugen wolle, daß sie unverletzt seien. „Von ihr!" stammelte er. „Das letzte Angedenken von ihr! Unerwartet, unerhofft, wie ein

Wiedersehen von jenseits des Grabes!" In der Erregung, die sich seiner bemächtigt, halb Leidenschaft, halb Rührung, machte er eine Bewegung, die Schnur zu lösen, rückte sich dann mit einer Anstrengung gleichsam geistig und leiblich wieder zusammen und schob das Paket in die Tasche. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen!" und er hielt mich an beiden Händen fest. „Ich danke der Todten. Als wir schieden, sagte sie mir das Heilwort unseres Dichters: alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit. Sie durfte es sagen, sie besaß diese reine und schöne Menschlichkeit. Es ist ein Schatz, den Sie mir gegeben haben, kostbarer, als wenn Sie die Vogelscheuche für mich erstanden hätten. Und nun erzählen Sie mir, was ist dem Pfarrer eingefallen, gerade jetzt an ein Hüttchen zu denken, das er Jahre lang verfallen und verfaulen ließ; was ist geschehen, daß Sie meine Begegnung mit ihm nicht gerne sehen?" Dabei trommelte er leise mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte, wie Einer, der ein wenig ungeduldig, sonst aber gelassenen Sinnes einer Nachricht entgegenlauscht.

Ihm die ganze Wahrheit und nun gar alle

Enthüllungen, die mir die letzten Tage gebracht, und die Vermuthungen, die sich daran knüpften, auf einen Schlag und ohne Vorbereitung mitzutheilen, hatte ich keinen Grund; ich beschränkte mich also darauf, ihm zu schildern, welch' eigenthümlichen Eindruck die Nennung seines Namens auf den Superintendenten und dessen Gäste ausgeübt. Er würde es verzeihlich finden, daß ich unter diesen Umständen den Auftrag, wegen des Verkaufes der Vogelscheuche zu unterhandeln, hinausgeschoben hätte; die Fahrt des Pfarrers nach Pritzwalk sei wahrscheinlich der Aufforderung des Arztes entsprungen, der mit seinem Aussehen nicht zufrieden gewesen und ihm Bewegung im Freien und körperliche Thätigkeit im Garten und Haus verordnet habe.

Je weiter ich in meinen Auseinandersetzungen vorrückte, desto mehr verschattete sich das Gesicht des Grafen. Die gehobene, zwischen Rührung und Glücksgefühl hin und her schwebende Stimmung, die seine Mienen und sein Wesen seit dem Empfang der Briefe verklärt, wich einem nachdenklichen, beinahe düsteren Ernst. Er schien nach einem verborgenen Sinne in meinen Worten zu suchen. „Merkwürdig,"

sagte er. „Was kann Wahrmund, was können die Herrschaften hier gegen mich haben? Daß ich es als junger Officier mit Spielen und Trinken, mit Liebeleien und Abenteuern bunt und toll getrieben? Aber das war vor dem siebziger Kriege! Zwanzig Jahre und länger her! Haben sie ein so gutes Gedächtniß? Oder hat es mir der strenggläubige Prediger übel genommen, daß ich ihn öfters von den Spiritisten und ihren Medien und Geisterbeschwörungen unterhalten? Worauf verfällt ein Kranker nicht, um sich die Langeweile und die Gedanken an den Tod zu vertreiben! Ich war in dem rheinischen Lazareth, wohin man mich nach meiner Verwundung gebracht, mit einem überzeugten Spiritisten zusammengekommen. Die Sache wurde eine Weile zum Sport für mich. Hat mir das einen so traurigen Ruf verschafft? Wahrmund war damals selber auf der Suche nach dem Uebersinnlichen, nach dem Faden, der das Diesseits mit dem Jenseits verknüpft, und während er das Treiben der Spiritisten gottlos und heidnisch schalt, trachtete er selber danach, durch Glauben und Gebet den Beweis der Kraft zu führen, den Beweis, daß Gott

in ihm sei. In seinen Worten und Thaten. Vor Allem in seiner unumschränkten Herrschaft über die Gemüther Aller. Der eifersüchtige Jehovah steckte freilich in ihm, mit seinem ganzen Stolz und seiner Großmannssucht; daß es nur ein Götze und kein Gott war, merkte er natürlich nicht."

„So ist er noch," bestätigte ich, „zur schweren Bedrängniß seiner Tochter."

„Wie leid thut sie mir!" Er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen. „Ich habe sie hier spielen gesehen, zu den Füßen ihrer Mutter. Flüchtig, wie ein Mann ein vierjähriges Kind betrachtet, so daß ich mich ihrer jetzt nicht mehr entsinne. Ist sie ein schönes Mädchen geworden?"

Ich zeigte ihm die Photographien, welche Ulrike besessen; eine stellte Marie in dem phantastischen Aufputz als Roggensee dar. Das Gesicht hatte hier einen besonders heiteren und schwärmerischen Ausdruck. Der Graf betrachtete es lange, als vermöchte er sich nicht davon loszureißen. „Eine dunkle Erinnerung kommt mir herauf," sagte er stockend, „wie sehr gleicht sie ihrer Mutter! Vor meinem Geiste schwebt so, in diesen Umrissen, mit diesem

Lächeln, dieser Verzückung der Schatten der Pfarrerin vorüber."

„Aber dies ist nicht das wahre Gesicht des Fräuleins," bemerkte ich, „wenigstens nicht mehr. So jung sie ist, hat ihr das Leben und vielleicht die Erziehung des Vaters den Schimmer von der Welt und ihrem eigenen Herzen gestreift."

Er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen, als scheue er sich, das Bild, das ich vor ihn hinschob, anzublicken. „Die Arme! Sie hat ihre Mutter zu früh verloren," entgegnete er abgebrochen. „Der Pfarrer hatte immer etwas von der Natur des Feuers. Er fuhr über Menschen und Dinge hin, wie der Brand durch das Stoppelfeld rast." Nun hatte er doch nach der Photographie gegriffen. Für mich gab sie das kluge und kühle, das in sich gefaßte und gleichmäßige Wesen Mariens auf das Glücklichste wieder. Sie saß leicht zurückgelehnt in einem Holzsessel, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, nicht mit den schwärmerisch verlorenen Augen der Roggenfee, sondern mit klaren, stillen Augen geradeaus schauend, die keinen Zweifel ließen, daß sie den Gegenstand, auf den sie gerichtet

waren, fest und sicher und ruhig erfaßten. Von einem verführerischen Reiz war keine Spur in dem Bilde; eher mochte in diesen schönen, kalten Zügen sich eine gewisse Herzlosigkeit und Verstandesüberhebung offenbaren. Vor Allem für denjenigen, der wie der Graf Marie nicht kannte und die Verhältnisse, deren Schatten auf ihr lag. Darum sagte er: „Mir ist das andere Bild lieber. Dies Gesicht sieht nicht nach Glück, aber auch nicht nach Unglück aus. Hat das Fräulein meinen Namen gehört, als Sie mit ihrem Vater von mir sprachen?“

„Ja. Er fiel ihr auf; aus der Kindheit war er ihr im Gedächtniß geblieben. Ihrer Persönlichkeit gedachte sie nicht mehr, und mir bot sich die Gelegenheit nicht, sie länger von Ihnen zu unterhalten.“

„Ich möchte sie wohl sehen — mit ihr reden. Halten Sie es für ausgeschlossen, daß ich einen Besuch im Pfarrhause mache? Eine einfache Anstandsvisite — halbwegs bin ich dazu verpflichtet. Der Superintendent könnte es als eine Zurücksetzung betrachten, wenn ich, einmal in Pritzwalk und nun gar in der Stadt, nicht bei ihm vorspräche. Wir

sind damals im Frieden von einander geschieden. Auf einem Feste. Müßte man nicht annehmen, daß mich irgend ein Grund von seinem Hause entfernt hielte? Entweder seine Feindschaft gegen mich oder meine Scheu vor ihm?"

Halb war es ein Selbstgespräch, halb richtete es sich an mich. Was konnte ich Anderes thun, als ihm von diesem Schritte abzurathen, selbst auf die Gefahr hin, meine bisherige Zurückhaltung aufgeben zu müssen? „Bei dem überreizten Zustande des Superintendenten befürchte ich, daß jede Ueberraschung . ."

„Oh, ich würde mich anmelden . . ich würde ihm Zeit lassen, sich auf meinen Besuch vorzubereiten."

„Können Sie ihn auch auf alle Wendungen des Gesprächs vorbereiten? Sind Sie Ihrer selbst so sicher, Herr Graf, um in jedem Falle für Ihre Ruhe und Geistesgegenwart einzustehen?"

„Sie verbergen mir etwas sehr Schmerzliches oder Furchtbares. Das ist nicht schön, Herr Paulsen. Achten Sie mich nicht der Wahrheit für werth?"

„Ich bin in großer Verlegenheit, in dieser Sache mehr zu sagen. Denn Alles bewegt sich hier auf schwankem Grunde; es sind Irrlichter über einem Sumpf. Nur das Eine ist gewiß: der Superintendent ist krank. Der Arzt erklärt seinen Zustand für eine Folge langdauernder Ueberarbeitung; nach meiner Ansicht ist es eine Gemüthskrankheit."

„Und was glaubt die Tochter?"

„Dasselbe."

„Aber um so dringender ist es meine Pflicht," brach er aus und sprang vom Stuhle auf . . Mit langen schweren Schritten ging er vom Fenster zu dem Tische hin und her . . „Ich wollte sagen, daß vielleicht mein Zuspruch . . So Manches haben wir doch gemeinsam erlebt . ." Er hatte die unter der Lampe liegende Photographie Mariens wieder ergriffen . . „So allein mit einem gemüthskranken Vater, ein so junges Mädchen . . Es ist entsetzlich, sich eine solche Lage auszumalen . . Ich wäre ein Elender, wollte ich es dulden . ." Nun wieder eine lange Pause und der Gang hin und her . .

„Gemüthskrank! An welcher Einbildung leidet er denn?"

Das verhängnißvolle Wort mußte gesprochen werden. „Wir sind auf Sumpfboden, Herr Graf," sagte ich. „Der Unselige meint, seine Ehe sei eine traurige Lüge gewesen, und spürt mit der Wollust der Selbstzerfleischung einer Untreue seiner Gattin nach. Sein Wahrheitsdrang achtet das Grab nicht."

Es schütterte durch die hagere Gestalt Bodin's. Mit einer raschen Wendung kehrte er sich von mir ab dem Fenster zu und preßte die Stirn gegen die Scheiben. Eine Weile regte und rührte sich nichts im Gemache, mir war es, als hielten wir Beide den Athem an, aus Angst, er könne unsere Gedanken verrathen . . .

Als er mir dann wieder sein Gesicht zuwandte, war es starr und fahl. Aber der Ausdruck seiner Mienen trotzig und unbeugsam. Die Arme kreuzte er auf der Brust. „Hat der Mann Beweise? Nein. Weder vom Himmel noch aus der Hölle kann er sie haben. Er ist ein Narr."

„Von mir dürfen Sie keine Aufklärung erwarten,

worauf sich Wahrmund's Einbildung gründet. Wie eine vergiftete Nadel hat sie sich in sein Gehirn gebohrt und dringt immer tiefer ein."

„Was liegt an ihm? Er hat sein Schicksal verschuldet. Aus Hochmuth und Gottesdünkel. Als ob sich die Gottheit grade ihn zu ihrem Gefäß auserlesen! Seine Tochter .. das ist's, was mir auf dem Herzen brennt. Man muß sie ihm entziehen .. gewaltsam, wenn er die Gewalt herausfordert .. Oh, Herr Paulsen, warum haben Sie mir in Pritzwalk nicht davon gesprochen? .. Gerda's Kind .." Und er drückte die Hände gegen die Schläfen. „Halt' fest, halt' fest!"

„Als ich in Pritzwalk war, hatte ich weder Kenntniß noch Ahnung von diesen Dingen. Wahrmund wird nicht beständig von seinen Wahnvorstellungen heimgesucht. Wochen und Monate vergehen, ohne daß sie seine Stimmungen beeinflussen. Ein Unvorhergesehenes, Unberechenbares stößt ihn dann in die Finsterniß. Erst die Mittheilungen seiner Tochter haben mich gestern Abend in das Geheimniß eingeweiht."

„Sie hat Vertrauen zu Ihnen," unterbrach er

mich, „und Sie werden es nicht täuschen. Das ist der Weg zu ihrer Rettung. Sie werden mir eine Unterredung mit ihr vermitteln . . Es soll nichts Aeußerstes beschlossen werden, ich verspreche es Ihnen . . Ihr Vater wird sie nicht immer hinter Schloß und Riegel halten . .“

„Gestatten Sie mir einen Einwurf, Herr Graf. Wagen, unternehmen Sie nichts in dieser Angelegenheit. Ich darf es Ihnen nicht länger verhehlen, daß Ihre Anwesenheit wahrscheinlich der Feuerfunke im Pulverfaß gewesen ist. Ihr Eingreifen in die Dinge würde eine Katastrophe herbeiführen. Wenn es sich nur um eine Auseinandersetzung zwischen Männern handelte, möchte es hingehen. Wir liegen alle im Banne unserer Thaten und müssen ihre Folgen tragen wie die Galeerensklaven die Kette. Aber hier würde auch das Gemüth eines Mädchens angetastet und die liebevolle Erinnerung, die sie ihrer Mutter widmet, unheilbar verletzt werden. Mit welchem Rechte wollen Sie zu Marien sprechen? Sie sind ihr fremd. Schon Ihr bloßes Verlangen nach einer geheimen Unterredung müßte sie auf das Tiefste erschrecken. Denn nicht ohne begründeten

Anspruch dürfte ein Fremder sich zwischen Vater und Tochter drängen."

„Vernünfteleien!" sauste er mich an. „Wer fragt nach solchem Schnickschnack, wenn das Haus in Flammen steht?"

„Jeder, dem die Ehre einer Frau am Herzen liegt. Welche Beschuldigungen Wahrmund gegen seine Gattin ausgestoßen hat, weiß ich nicht im Einzelnen, aber dies hat Marie doch herausempfunden, daß er . . . ."

„Still!" schrie der Graf, und seine langen schlanken Hände legten sich wie zwei eiserne Klammern auf meine Schultern. „Kein Wort mehr, soll ich meiner Sinne Meister bleiben! Und sie, die Unselige —"

„Wie könnte sie an die Schuld ihrer Mutter glauben! Sich deren lichtes Bild durch den Irrsinn des Vaters trüben lassen! Nur daß nicht Andere ebenfalls die Vergangenheit heraufbeschwören und ihr in bester Absicht verrathen, daß der Boden unter ihren Füßen von Mißtrauen und Verdacht unterhöhlt ist."

„Und was denken Sie selbst von dem Allen?"

„Ich bin in diese Verhältnisse, unter diese Menschen wie hineingeschneit," antwortete ich ausweichend. „Von ihrer Vergangenheit habe ich gar keine Kenntniß. So führt der Zufall einen Wanderer an einen Ort, wo vor seiner Ankunft ein verheerendes Unwetter niedergegangen. Was man ihm erzählt, sind verworrene, übertriebene, wunderliche Schilderungen. Und was käme zuletzt auch auf meine Meinung an? Ich habe in dieser ganzen Sache nur ein Interesse: Fräulein Marie vor Schaden an Leib und Seele zu bewahren."

„Sie lieben sie? Verzeihen Sie meine Frage, sie ist unberechtigt. Aus welchem Grunde Sie handeln — ich bin überzeugt, Sie werden stets uneigennützig und großmüthig handeln. Aber auch ich will das Glück, das Beste des Mädchens . . mein Vermögen, mein Leben . ."

„Das Opfer, das von Ihnen gefordert wird, ist ebenso groß und schwer: Ihre Entfernung, Herr Graf."

„Nimmermehr! In dieser Lage sollte ich sie hülflos verlassen? Sie vielleicht den Gewaltthätig-

keiten eines Irrsinnigen aussetzen? Die Erfüllung dieser Bedingung geht über meine Kräfte."

„So muß ich Ihnen denn noch das Letzte sagen. Vor längerer Zeit ist in der Vogelscheuche ein Medaillon gefunden und dem Pfarrer und seiner Tochter gezeigt worden. Beide haben es zurückgewiesen, da es ihnen nicht gehöre. Wenn auch Sie das Medaillon nicht kennen sollten, mögen Sie bleiben."

„Genug!" rief der Graf und sank kraftlos in den Sessel: „Ich gehe schon, ich gehe! Warum bin ich wieder hierher gekommen! Ich durfte es nicht, ich mußte verschollen bleiben und meinen Schwur nicht bloß den Lebenden, sondern auch den Todten halten. Nun bin ich da — und einer ist auf Erden zuviel." Mit keinem Worte wagte ich den Kampf in seinem Innern zu unterbrechen. Zu trösten und zu beruhigen war hier nichts. Es mußte ausgelitten werden. „Ich danke Ihnen für Alles, Herr Paulsen," sagte er dann, sich langsam fassend, in dem Wiedererwachen seiner Energie, „diese Stunde verbindet uns zu Freunden für den Rest des Lebens. Aber vergessen Sie es nicht, Sie sind mir verantwortlich für

Mariens Schicksal. Fragte ich einzig mein Herz — ich trotzte allen Dämonen . . Gibt es einen Nachtzug nach Berlin?" Mit einem Ruck stand er auf beiden Füßen, fest und stählern . . Der Zug war verpaßt, er hatte schon vor einer Viertelstunde den Bahnhof verlassen . . „Auch gut, ich kann dafür von Pritzwalk schriftlich Abschied nehmen. Morgen in der Frühe schüttle ich den Staub von meinen Sohlen. Betrachten Sie das Ganze wie einen wüsten Traum . . Wollen Sie mir diese Photographie schenken?" Er hatte das Bild Mariens als Roggensee von dem Tische genommen. „Ich werde es Niemand zeigen, Niemand . . Es ist so wenig gegenüber der Wirklichkeit, und doch für mich ein Großes, der Abglanz eines Sternes, der mir nicht leuchten darf . ."

Ich wollte ihn aus dem Hause und über den Markt nach dem Gasthofe geleiten, er indessen lehnte es entschieden ab. „Ich finde meinen Weg," sagte er, „und bin in einer Stimmung, wo ich allein sein muß. Meinen bösen Geist überwinde ich nur in der Einsamkeit." Damit ging er. Auf der Treppe begegnete er Hilden. Sie öffnete ihm die

Hausthür und sprach einige Secunden mit ihm auf der Schwelle. Du hättest ihn doch begleiten sollen, mahnte darüber die Stimme in mir, und im raschen Entschlusse eilte ich ihm nach. Hilde stand noch vor der Thür. „Ist der Herr nach dem Gasthofe hinübergegangen?“ — „Nein, Herr Paulsen, dort geht er am Brunnen vorbei; er fragte nach Herrn Fritzlaw; der ist aber heute in seiner Erholung; es ist Freitag. Vermuthlich will der fremde Herr auch dahin.“ — „Wohl, dann treff' ich ihn dort.“

Nicht nach Fritzlaw's Erholung richtete der Graf seine Schritte, sondern nach dem Pfarrhause. Ich pries die Eingebung, die mich getrieben, ihm zu folgen; so konnte ich irgend eine Unbesonnenheit seinerseits verhindern. In gemessener Entfernung blieb ich hinter ihm. Die lange Gestalt in dem grauen faltigen Mantel, den der Wind aufbauschte, war bei dem Schein der Laternen leicht zu erkennen. Es war eine stürmische Aprilnacht, mit dunkeln, rasch am Himmel hingejagten Wolken, durch die zuweilen die Sterne zitternd blinkten. In der späten Stunde waren die Straßen von Wanderern leer. Ohne das Brausen des Windes und die Ver-

sunkenheit, in der er dahinschritt, hätte er merken müssen, daß ihm Einer nachging. Aber die Außenwelt bestand nicht für ihn. Um die Marienkirche war es finster und einsam. In den meisten Häusern umher waren Lampen und Lichter längst gelöscht. Nur durch die Fenster der Erholung schimmerte der Schein der Gaskrone. Wie ausgestorben lag das Pfarrhaus da. Ihm grad gegenüber, wo zwischen zwei Bäumen eine Laterne sich erhob, deren flackernder, unruhiger Schein an dem Hause bis zu den Fenstern des ersten Stocks hinaufzuckte, stand er still. Auch ich hemmte meinen Schritt und trat in den Schatten einer Hausthür. In der Stille durch das Sausen des Windes ward das Rollen eines Wagens, der Hufschlag der Pferde auf dem holprigen Pflaster vernehmlich — noch aus der Ferne, doch immer näher kommend, daß mir das Herz lauter zu hämmern anfing. Wenn es der Pfarrer und seine Tochter wären! Während ich darauf hinhorchte, ertönte ein Geschrei, ein Gelärm tobender Worte von den Bäumen her — mit einem Wehruf stürzte der Graf nieder. Im Nu war ich bei ihm, ein Mensch flüchtete davon . . Besinnungs=

los lag er auf der Erde. Ein Schlag mit einem schweren Knüttel hatte ihn von hinten her über den Nacken und den Kopf getroffen. Der Hut mochte die Gewalt des Schlages gemildert haben, doch blutete er stark. Auf meinen Hülferuf kamen die Gäste und die Dienerschaft aus der Erholung herbei. Fritzlaw Allen voran. „Hab' ich nun Recht gehabt?" fragte er mich. „Bringt er nicht das Unglück mit sich?" Wir waren beschäftigt, den Verwundeten in die Weinstube zu tragen, der eben noch so stille Platz jetzt voll von hin- und herlaufenden Menschen, die Dunkelheit von Windlichtern und Handlaternen erhellt, als der Wagen vor dem Pfarrhause anlangte. Dessen Fenster strahlten nun auch im Lichtglanz, die Mägde hatten die Thür weit geöffnet. Wie wir den Grafen aufhoben, blinzelte er mit den Augen: „Nicht da hinein," stöhnte er, „da will ich nicht sterben." „Nein," flüsterte ich ihm zu, „Sie kommen zu mir." Ich überließ ihn der Sorge der Anderen und ging zu dem Pfarrer hinüber, der aus dem Wagen gestiegen war und mir schon von Weitem zurief: „Was ist geschehen? Ein Mann überfallen und verwundet?"

„Der Graf Bodin," antwortete ich. Wahrmund reckte seine Hand zum Himmel empor: „Gottes Finger aus den Wolken der Finsterniß!" sagte er leise und feierlich. „Vor meinem Hause!" Damit schritt er über die Steinstufen, ohne des Verwundeten weiter zu achten, die Tochter fest an der Hand. In seinem Wagen brachte ich dann den Grafen in meine Wohnung.

VII.

Zehn bewegte, unruhige Tage lagen hinter uns. Zwar war die Kopfwunde, die der Graf erhalten, nicht so gefährlich, wie sie sich uns im ersten Schrecken dargestellt; aber das Wundfieber hatte sich schnell zu einer Gehirnentzündung ausgebildet. Die seelische Erregung, in der er mich verlassen, hatte ebenso stark wie die physische Ursache auf die Krankheit eingewirkt. Noch schwebte sein Leben in Gefahr, allein der Arzt ließ nicht nur uns hoffen, sondern hoffte selber. Die Phantasien ließen nach, die Hitze minderte sich ein wenig. Fritzlaw, Hilde — wir Alle im Hause athmeten auf.

Denn einmal drinnen, mußte er schon bleiben, wie heftig er auch verlangte, nach dem Hospitale geschafft zu werden, weil er uns nicht zur Last fallen wollte, weil es ihm bestimmt sei, am Wege zu sterben. Und was der tollen Einfälle auf der

schmalen Scheide zwischen Bewußtsein und Besinnungslosigkeit mehr waren. „Haben sich da eine schöne Suppe eingebrockt,“ höhnte mich Fritzlaw, als wir den Verwundeten an jenem Abend in dem Krankenzimmer Ulrikens gebettet, „aus Menschenfreundlichkeit! Kann der eben überstandene Jammer von Neuem beginnen! Der barmherzige Samariter! Sehr schön, werden aber auf dem Wege nie nach Italien und in die Freiheit kommen, Herr Paulsen.“ Selbstverständlich war er einer der Eifrigsten in der Pflege des Kranken gewesen, nur daß es ihm ein Bedürfniß war, die Ueberlegenheit seines Geistes über sein Herz laut zu verkündigen. Das lange Leiden Ulrikens hatte uns nun gewissermaßen zur Vorschule gedient. Noch war das Haus mit allen zur Krankenpflege nöthigen Dingen versehen, die Dienerschaft darauf eingerichtet, die Krankenwärterin, deren Tüchtigkeit wir schon erprobt, trat wieder ein. Dennoch würde ich mich kaum zu jeder Stunde der Reue über meine Gutthat erwehrt haben, wäre nicht Hilde mit ihrer Unverdrossenheit und ihrer sich gleich bleibenden fröhlichen Willigkeit gewesen, die das Schwerste auf sich nahm und durch ihre

Gefaßtheit und Klugheit, mir das Peinlichste aus dem Wege zu räumen, dauernd keinen Mißmuth in meiner Seele aufkommen ließ. Freilich hatte sie einen besonderen Grund, ihren Diensteifer zu erweisen. Der Missethäter nämlich war ihr Bruder. Er hatte, wie er am andern Morgen, wo er sich freiwillig dem Polizeirichter stellte, in einer Mischung von Zorn und Reue eingestand, den Grafen für Richard Mind gehalten. Der graue Mantel und der graue Hut Bodin's, dazu die Dunkelheit, der Rausch, in den er sich getrunken, hätten ihn zu dem Irrthum verführt. Er habe einen Span auf Mind, der ihn neulich in der Schenke beleidigt, und sei ihm den Tag über nachgelaufen. Am Mittag habe er ihn an derselben Stelle getroffen, wo er in der Nacht den Grafen niedergeschlagen . . . Hildens Gewissen mochte ihr sagen, daß der Bruder um ihr früheres Verhältniß zu Mind wisse, daß ihr kurzes Gespräch mit dem Grafen vor unserem Hause den Rachsüchtigen in seiner Wuth und seiner Täuschung bestärkt habe. Sie fühlte sich verpflichtet, die Unthat des Bruders durch verdoppelte Pflege

und Rücksicht für den Verwundeten wieder gut zu machen.

Eine Weile war die Stadt voll von diesem Vorfall. Die abenteuerlichsten Vermuthungen knüpften sich daran. Die Wenigsten schenkten den Angaben Franz Gollnow's unbedingt Glauben. Manche versicherten in zweideutigen Reden, daß er nur die Hand zu dem Ueberfall geliehen; der Graf müsse einen geheimen Feind haben, der sich seiner entledigen gewollt. Der Zufall unterstützte ihre Meinung: Richard Mind war nirgends zu finden, als ob ihn die Erde eingeschluckt. Die Einen ließen ihn nach Stettin, die Andern nach Berlin entschwinden. Auch der Ort der That gab den Klatschsüchtigen zu denken und zu schwatzen. Gegenüber dem Pfarrhause! Was hatte der Graf dort in der Nacht zu suchen? Nicht einmal der Untersuchungsrichter wollte sich mit meiner Erklärung zufrieden geben, daß der Graf, wie er zu Hilden gesagt, auf dem Wege nach der Weinstube gewesen. Je länger von der Vernehmung des Verwundeten abgesehen werden mußte, desto mehr Muße hatte das Gerücht, seine Fäden zu spinnen und zu verweben. Noch

war kein Geflüster und kein Geraune, das den Superintendenten in eine Beziehung zu dem Vorfall gebracht, zu mir gedrungen, aber aus schrägen Blicken und bedeutsamem Kopfnicken, aus einem Seufzer: was werden wir noch erleben! merkte ich, daß sich ein unbestimmter Verdacht wie eine Gewitterwolke über dem Pfarrhause zusammenzog.

Sobald ich am Morgen nach der Verwundung des Grafen eine freie Stunde gewonnen, hatte ich mich zu den Wahrmund's begeben. Der Superintendent ließ sich den Vorgang ausführlich erzählen. Bei meiner eigenen Erregung mochte mir die seinige geringer erscheinen. Marie wurde gerufen. Sie war sichtlich über meinen Besuch erfreut. Meine Sorge über den Zustand des Grafen, die ich nicht verheimlichte, erweckte ihr Mitgefühl und nur die Rücksicht auf ihren Vater hielt es in Schranken. Denn dieser, als hätte er den Ausruf vergessen, den er am gestrigen Abend gethan, behandelte den Unfall von der leichten Seite. Damals wußten wir noch nicht, von wem der Streich ausgegangen. „Einer, dem die Neger in Afrika und die Menschenfresser auf den Südseeinseln kein Haar gekrümmt

haben," meinte er nicht ohne Ironie, „wird nicht an einem Schlage sterben; er hat einen pommerschen Dickschädel." Stellte er sich nur so gleichgültig, oder war ihm der Unfall des Grafen erwünscht? Hoffte er, daß er nie wieder aus dem Fieber zum Bewußtsein erwachen würde? Erst in den nächsten Tagen, als die Namen Richard Mind und Franz Gollnow in Aller Munde waren, nahm er einen lebhafteren Antheil an Bodin's Krankheit. Nun sandte er jeden Morgen den Diener, Nachrichten über den Kranken einzuziehen. Ein Mal kam er selbst. Doch blieb er nur wenige Minuten; er hätte jetzt nicht viel Muße. Sein Bau beschäftige ihn, und der „gute Arzt" habe ihm gerathen, jede peinliche Erregung so weit wie möglich von sich zu verbannen. Ich würde ihm den Zutritt zu dem Grafen verweigert haben, aber es war mir doch lieber, daß er den Wunsch danach nicht aussprach. „Ein neues Leben wollen wir beginnen, ein Leben in der Wahrheit," sagte er mir einmal; „mir ist's, als sähe ich die Morgenröthe eines neuen Tages aufleuchten." Ich hatte ihm vorher den bedenklichen

Zustand Bodin's geschildert. Sollte ihm dessen Tod Erlösung aus seinen Zweifeln bringen?

Helfreich's Anordnungen gemäß war er oft außerhalb des Hauses, auf weiten Spaziergängen und Fahrten. Er besuchte die Kirchen und die Schulen in den Dörfern der Umgegend. Die Bauarbeiter und Zimmerleute, welche das Vogelbauer wieder herstellen sollten, beaufsichtigte er selber mit dem Rathszimmermeister, dem er die Leitung des Baues übertragen. Die innere Unruhe schien glücklich auf die äußere Geschäftigkeit hinübergeleitet zu sein. Dennoch war der Arzt mit der Wendung nicht zufrieden; er stürzt aus einem Aeußersten in das entgegengesetzte, meinte er; welche Kräfte können auf die Dauer einem solchen Zerreibungsprozeß widerstehen? Die häufige Abwesenheit ihres Vaters aus dem Hause gestattete Marie einen lebhafteren Verkehr mit dem meinigen. Das Schicksal des Grafen ging ihr nahe, und so machte denn Hilde die geheime Botin zwischen den Häusern und wußte es mit ihrer Findigkeit geschickt so einzurichten, daß sie auf diesen Gängen nie von dem Superintendenten betroffen wurde.

War es nicht kindisch, daß ich diese heimliche Verbindung zwischen mir und Marien wie einen neuen Reiz unseres Verhältnisses empfand? Auch darum, weil sie etwas von einer verbotenen Frucht hatte. Und es wäre doch so unverfänglich gewesen, wenn ich selbst vor Aller Augen das Pfarrhaus besucht hätte. Jetzt hatte das Städtchen Wichtigeres zu bereden und zu errathen als eine Verlobung zwischen Marie Wahrmund und Hans Paulsen. Auch däuchte es mir, als stünden wir Beide in der harten Pflicht, die wir zu erfüllen übernommen, hoch über solchem Geschwätz. So wunderlich war mir das Gemüth gestimmt, daß nur das Ungewöhnliche seinen Saiten einen Klang entlocken konnte. Bisher hatte ich von dem Weltelend und dem Weltschmerz, von der Weltlüge und von der allgemeinen Schuldverstrickung in Dramen und Geschichten wohl gelesen, allein eine Selbstempfindung und Selbsterfahrung nicht davon gehabt. Großes und kleines Leid war an mich herangetreten; der Tod hatte mir die Theuersten entrissen, das Geschick mich in eine ungern gewählte Laufbahn gedrängt; oft genug hatte ich das Opfer meiner künstlerischen Neigungen und

den unwiederbringlichen Verlust der Jugend beklagt, aber ich hätte mich belügen müssen, um in dem Allen eine herbe Welttragik zu finden. Ich war trotz dieser Schmerzen gemächlich durch das Einerlei des Lebens geschritten; den Künstlerneid und den Stachel des unbefriedigten Ehrgeizes, die meinen Vater gequält, verspürte ich nicht; eher war durch Vererbung von den Großeltern her das kühle Paulsen'sche Fischblut wieder in mir zur Geltung gekommen. Neugierig hatte ich die Welt wie eine Komödie betrachtet und nur geseufzt, daß ich so wenig, nicht viel mehr von ihr als die vordersten Coulissen und die alltäglichsten Auftritte gesehen — machte es jetzt die gesicherte Stellung, der Müßiggang, das Gucken in die Wolken oder der Eindruck, den die letzten Ereignisse auf mich geübt, daß ich zu philosophiren anfing? Daß die Dinge ein anderes Aussehen für mich annahmen, ein Nebeldunst aufstieg und überall etwas Unsagbares mir entgegendrohte? Obgleich ich es noch nicht wußte, ahnte ich doch das Geheimniß Bodin's, und der Mann, der hier in meinem Hause mit seinem Gewissen rang, ob er sterbend noch die Lüge aufrecht erhalten sollte,

und der Andere, der drüben im Pfarrhause bis zur Selbstzerfleischung nach der Wahrheit suchte, erschienen mir wie die Vertreter der Lebenstragödie. Beständig, so sagte ich mir, drängt das Leben in der Mannigfaltigkeit seiner Beziehungen und Forderungen den Menschen in Schuld und Lüge, während ein eingeborener, unausrottbarer Trieb ihn zur Erforschung und zum Bekenntniß der Wahrheit zwingt; in diesem Gegensatz, der niemals rein aufzulösen ist, muß er tragisch zu Grunde gehen . . Und es gab Augenblicke des Hochmuths, wo ich die unermeßliche Mehrzahl der Menschen, die unbekümmert um diese Welttragik weiter vegetirten, für Geschöpfe einer geringeren Ordnung hielt, mich aber für einen Geweihten, da ich diesen Kampf zwischen Lüge und Wahrheit wenigstens in seiner Reflexbewegung nachempfand.

An diesem elften Tage, wo die Krankheit des Grafen eine Wendung zum Besseren nahm, hatte sich auch Richard Mind bei dem Untersuchungsrichter eingestellt. Er bestätigte alle Aussagen Franz Gollnow's über den Streit, den sie gehabt, und die meinigen, daß der Bursche ihm in böser Absicht

nachgeschlichen sei. Nach der Ablegung seines Zeugnisses war er zu mir gekommen. „Obgleich Sie mich ein wenig unsanft aus diesem Hause verabschiedet haben," sagte er mir, „bin ich doch wieder da. Ohne Mißmuth und ohne Groll. Ich möchte aus Ihrem Munde hören, daß der Graf außer Gefahr ist. Seit ich die Ehre hatte, ihm Ihre Botschaft zu überbringen, empfinde ich die lebhafteste Theilnahme für den ausgezeichneten Mann. Nicht ohne Neid hatte ich seine Talente, seine Reisen und Erlebnisse aus der Ferne bewundert; seit ich ihn gesehen, bin ich sein Diener."

So gewitzigt war ich schon ihm gegenüber, daß ich diese Erklärung treuer Hingebung richtig als die Einleitung zu einem Geschäft abschätzte und ruhig abwartete, wie er seine Absicht weiter entwickeln würde.

„Wie gerne hätte ich für den Grafen den Schlag empfangen!" fuhr er denn auch nach einer Pause, die Augen zur Decke gehoben, fort — „das heißt, ich würde den Burschen tüchtig abgeführt haben. Mich überfällt man nicht so leicht, ich halte Augen und Ohren offen. Als mir der Wirth in Pritzwalk

gestern Abend die Geschichte erzählte, hatte ich eine ungefähre Vorstellung von dem Schrecken des Prinzen Hamlet bei der Kunde Horatio's. Der Graf im Sterben oder wohl gar schon todt — das war für mich von der gleichen Bedeutung, wie seines Vaters Geist in Waffen für den Prinzen."

„Warum?"

„Oh, sollte es Ihrem Scharfblick entgangen sein? Ist es so schwer, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen? Nachdem ich das Glück einer kurzen Unterredung mit dem Herrn Grafen gehabt, gab es für mich nur ein Ziel: Elbing."

Ich schlug mich vor den Kopf. War ich ein Dummkopf! Elbing . . der Trödlerladen . . das Medaillon . .

Er verbarg seinen Triumph hinter einem Lächeln zwischen Bescheidenheit und Verlegenheit. „Ja, Elbing! Wozu lebten wir im Zeitalter der Eisenbahnen, wenn sie unser Genie nicht beflügelten? Schlimmsten Falls waren die Reisekosten verloren, wenn ich das Medaillon nicht mehr bei jenem Trödler vorfand. Allein in den sechs Monaten, seit ich es verkauft, hatte es sich nicht vom Platz

gerührt. Mit welcher Freude sah ich es in dem Schaukasten wieder! Hier ist es!" Und er zeigte mir, ohne es aus der Hand zu lassen, in einem rothen Schmuckkästchen das kleine Pastellbild in der goldenen Fassung. Unverkennbar war es der Kopf des Grafen, ein männlich schönes, kühnes und schwermüthiges Gesicht, vielleicht aus seinem dreißigsten Jahre.

„Und Ihre Absicht?"

„Welche andere Absicht könnte ich haben, als es dem Herrn Grafen gegen Erstattung der Spesen zum Geschenk anzubieten? Freilich ist die Rechnung etwas aufgelaufen."

„Natürlich!" lachte ich wider Willen über solche entschlossene Verschmitztheit. „Die Reise hin und her, zweiter Klasse, die Tagesgelder, der Ankauf — so etwa zweihundert Mark; habe ich richtig gerechnet?"

„Ich wußte es, daß ich mit einem königlichen Kaufmann zu handeln ging," entgegnete er mit einer schmunzelnden Verbeugung.

„Und da der Graf Bodin doch nicht gut ein Geschenk von Ihnen annehmen kann — halten Sie

das Medaillon mit dreihundert Mark für bezahlt und die Geschichte für todt? Aber, Herr Mind, für ehrlich todt, ohne plötzlich wieder als ein Skelett in irgend einem Hause umherzuspuken?“

„Das Angebot beschämt mich, Herr Paulsen. Im Ernst, mich treibt nicht niedere Gewinnsucht. Es ist mehr das speculative Genie in mir, und dieser Geschichte bis auf den Grund nachzugehen, hatte ich eine zu mächtige Veranlassung. Meine Ehre als anschläglicher Kopf stand auf dem Spiel, vor mir selber. Jetzt bin ich darüber beruhigt. Und mit der Erfüllung hat sich die Enttäuschung eingestellt. Schamroth nehme ich Ihr Anerbieten an und gelobe feierlich Schweigen und Vergessenheit.“

Gewiß, er war ein Lump, aber in dieser Angelegenheit hatte er sich klug und anständig gezeigt, und wenn er seines Vortheils nicht dabei vergessen hatte, so war ich der Letzte, ihn darüber zu tadeln. Für den Grafen mußte das Medaillon von unschätzbarem Werthe sein, es war in dieser tragischen Geschichte der einzige greifbare Ankläger. Fortan war es dem unberechenbaren Spiel des Zufalls entrückt, und mit erleichtertem Herzen verschloß ich

es. Hätte ich nun noch Mind aus unserem Gesichtskreis entfernen können, würde ich der Zukunft heiterer entgegengeblickt haben. Aber er behauptete, noch Geschäfte auf den Gütern zu haben, und hatte überdies den stichhaltigen Vorwand, bei der Verhandlung gegen Franz Gollnow als Zeuge erscheinen zu müssen, so daß ich nicht weiter in ihn drang und ihm nur in Betreff des Superintendenten Vorsicht anrieth. „Unbesorgt, Herr Paulsen," sagte er, „es ist keine Witterung zwischen uns. Uebrigens könnte er mit einem Mosisstab gegen dies Herz schlagen, es würde kein Quell aufsprudeln. Alles todt, würde ich ihm antworten, mein Heil ruht nicht mehr in Maria."

Es war klar, daß er den Ausgang der Dinge abwarten wollte, und daß ich ihn darin gewähren lassen mußte. War doch so viel des Guten und Unerhofften erreicht, daß ich zum ersten Male nach den bangen Tagen mit freier Stirn und freierem Gemüth an das Bett des Grafen trat. Er hatte schon wiederholt nach mir verlangt; eine Last läge ihm auf der Seele, die einzig ich ihm abnehmen könne, sprach er zu mir, als ich nun neben ihm saß.

Da er ein Bewußtsein von der Gefährlichkeit seines Zustandes hatte und eine Wiederkehr seiner Fieberphantasien befürchtete, drängte es ihn, die Stunde voll Schmerzlosigkeit und Gedankenhelle zur Ordnung seiner Angelegenheiten und zur Erleichterung seines Gewissens zu benutzen. Nach Möglichkeit suchte ich abzuwehren, meine Beschwichtigungen indeß reizten und ängstigten ihn, so daß mir nichts als die Ergebung in seinen Willen übrig blieb. Er bat mich inständigst, denn zu langen Reden hatte er nicht die Kraft, das Paket, das ich ihm aus dem Nachlaß Ulrikens übergeben, zu öffnen, die darin enthaltenen Briefe zu lesen und ihm dann, als Mitwisser seines Geheimnisses, zu rathen, was ihm zu thun von Pflicht und Ehre geboten sei ... Etwas in mir sträubte sich dagegen. Das Amt eines Beichtvaters war mir immer als ein furchtbares erschienen, als ob man durch das Wissen fremder Schuld gleichsam zum Mitschuldigen würde und die Reinheit des eigenen Herzens durch die Sünde der Anderen beflecke. Es mochte hingehen, wenn uns die Thäter gleichgültig waren, in diesem Falle aber verbanden mich theuere Erinnerungen und innige Beziehungen

mit ihnen. Auf der anderen Seite galt es, den Wunsch eines Schwerkranken zu erfüllen. Im Wachen wie im Traume beschäftigte ihn Mariens Schicksal. Die Vorstellung, daß sie ihm und nicht Wahrmund gehöre, ließ ihn nicht los. Sie marterte sein Herz und erzeugte in seiner Einbildung die seltsamsten Pläne. Bei seiner Hülflosigkeit bedurfte er eines Beistandes, und der Einzige, der ihm zur Hand war, dem er nicht einmal mehr ein Geständniß zu machen brauchte, war ich. So unterwarf ich mich mit geheimem Widerstreben seinem Drängen.

Es waren nicht Briefe, die er mit Ulriken gewechselt, sondern der leidenschaftliche Briefwechsel zweier schuldvoll Liebender, den ich vorfand. Bei seiner Abreise nach dem Süden hatte der Graf Gerda die Briefe zurückgestellt, die sie ihm geschrieben; sie hatte, unmittelbar nach seiner Abreise, die seinigen damit vereint und das gefährliche Besitzthum Ulriken übergeben. Wie oft mochte sie in der Sicherheit unseres Hauses darin gelesen und sich Glück und Schuld der Vergangenheit heraufbeschworen haben! Von seinen Reisen hatte Bodin

nur wenige Briefe noch an Ulrike gerichtet, keinen mehr an die einst so schwärmerisch geliebte Frau. Sei es, daß er den Abschied, den er von ihr genommen, als einen unverbrüchlichen und ewigen betrachtet, oder kein Mittel mehr gefunden hatte, die Briefe heimlich in ihre Hände gelangen zu lassen.

Aus dem, was ich las, und aus den ergänzenden Mittheilungen, die er mir am nächsten Tage, da die Besserung anhielt und das Fieber beinahe ganz aufhörte, in dem Ueberdrange seines Herzens machte, entschleierte sich mir nun die leidvolle Wahrheit.

Gerda Jonas war die Tochter eines phantastischen Vaters und einer völlig in der Wirthschaftlichkeit und der Lebenssorge aufgehenden Mutter. Der Vater vererbte ihr die schwärmerische Anlage, die Mutter die Schönheit; aber die schlanke Gestalt, die fein und vornehm geschnittenen Züge, die bei der Mutter ohne Reiz und Ausdruck waren, beseelten sich bei ihr durch Anmuth und den Abglanz eines empfänglichen Gemüths. Während die Mutter das „Elfenkind“ bei aller Liebe wie etwas ihr innerlich Fremdes betrachtete und es bald aufgab,

den geringsten Einfluß auf die heranwachsende Tochter auszuüben, widmete sich der Vater ausschließlich ihrer Erziehung und Vergötterung. Er war ein begeisterter Freund der Dichtkunst und ein begabter Musikus. Sein geistliches Amt nahm er von der poetischen Seite, im Sinne Jean Paul's, das Christenthum sah er in romantischer Beleuchtung. Darin traf er ganz mit seiner Patronin, der Freifrau von Pritzwalk, zusammen, und zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause knüpften sich freundschaftliche Beziehungen. Unter der Leitung des Vaters entwickelte sich Gerda's Geist in einer gewissen Frühreife: sie las und lernte viel; auf dem Klavier wurde sie, in der Meinung ihrer Umgebung, eine Meisterin. Sie fühlte sich bald als der verwöhnte Liebling Aller; selbst ihre Launen erschienen reizend. Im Stillen bedauerte die Freifrau, daß Gerda nicht ihre Tochter sei, und je weniger die eigene Mutter ihre Lieblichkeit und ihre Gaben zu schätzen schien, desto höher standen sie bei der Gutsherrschaft im Preise. Welche Zukunft der Dorfpfarrer bei seinen bescheidenen Einkünften für Gerda träumte — Niemand wußte es. Aber es war bei

seiner Neigung zum Abenteuerlichen nicht ausgeschlossen, daß er ein Wunder erwartete. Hatte er doch einmal in der Lotterie eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Summe gewonnen, die er zum Entsetzen seiner Frau theilweise dazu benutzt, die Eichengruppe am Ausgang des Dorfes zu erstehen und in ihrem Schatten ein Hüttchen aufzubauen, und ein anderes Mal war ihm unerwartet eine Erbschaft zugefallen. Konnten sich diese Glückszufälle für das Elfenkind nicht verdoppeln, verzehnfachen? Uebrigens war sie noch so jung; sollte er sich um ihre Zukunft betrüben?

Aber er hatte nicht die Macht, diese Sorge immer von sich fern zu halten. Ungerufen saß sie eines Morgens an seinem Bette, als ihn in der Nacht ein Blutsturz heimgesucht. Zwar kam er wieder auf, allein seine Gesundheit war gebrochen. Verließen ihn auch die hochfliegenden Pläne und Hoffnungen nicht, so ruhte doch zuweilen sein Auge mit zärtlicher Angst auf der sorgend um ihn beschäftigten Tochter. Und was sein Feingefühl und seine Liebe ihr verschwiegen, das sprach der im Daseinskampfe sich abmühende Sinn der Mutter unum-

wunden aus: was soll aus Dir werden, wenn der Vater stirbt? Nie hatte Gerda darüber nachgedacht. Ein buntbewimpeltes Boot, im Abendsonnenscheine, auf glattem Strom, an lieblichen Ufern vorbei, hatte sie ihr Leben in eine blaue Ferne dahinwallen sehen. Jetzt fiel der erste Schatten auf dies glänzende Bild und mit ihm die erste Schwermuth in ihr Herz. Unter diesen Umständen wurde das Erscheinen, das Auftreten Wahrmund's für sie verhängnißvoll. Der Prediger der Marienkirche, der schon damals eines Rufes als Kanzelredner genoß, war, wenn nicht der Freund, doch immerhin mehr als ein bloßer Bekannter und Amtsbruder ihres Vaters. Bei seinen seltenen Besuchen im Schlosse war er stets ein gefeierter Gast gewesen; weder der Freiherr noch die Freifrau liebten ihn, allein sie wußten die Ehre des Verkehrs mit dem hervorragendsten Prediger in der Umgegend zu schätzen. Die Töchter und mit ihnen Gerda hatten nicht ohne Scheu auf die stärkste und längste Altarkerze geblickt, wie der gottlose Graf Bodin unehrerbietig Wahrmund wegen seiner männlich stattlichen Erscheinung genannt, und der Prediger seinerseits sie kaum beachtet. Nicht nur

seine Stellung, auch der Unterschied der Jahre trennte ihn von den Scherzen und den Vergnügungen der Jugend.

Die Gleichgültigkeit, die Gerda ihm bisher gezeigt, zerstob plötzlich vor dem Feuer seiner Beredtsamkeit. Am Pfingstsonntage hielt er für ihren Vater die Predigt in der Dorfkirche zu Pritzwalk. Es war etwas wie eine Offenbarung, das erste erschütternde Ereigniß ihres Lebens. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, daß solche Flammenworte aus dem Munde eines Menschen kommen könnten. Als ob sich das Pfingstwunder an ihm selber erneute. Das war nicht die sanfte Rede ihres Vaters, der alle Dinge auf Goldgrund malte und die Welt als den Ausfluß der Güte und der Weisheit des Allvaters im Himmel bewunderte. Der heilige Geist, den Wahrmund predigte, war ein Geist der Kraft, der sittlichen Erweckung, der zum unablässigen Kampfe mit dem Bösen in uns und außer uns trieb und spornte; ein Geist unbarmherziger Wahrheit, der keine Lüge gegen die Andern und keinen Betrug vor dem eigenen Gewissen duldete, ein Geist der Vernichtung, der sengend und ver-

zehrend über die Schwächen, Eitelkeiten und Schönfärbereien des menschlichen Herzens dahinfuhr. Den Gehalt seiner Rede verstärkte noch der Eindruck seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Stimme, die wie Orgelklang das Ohr des siebzehnjährigen Mädchens erfüllte. Wie verzaubert hing sie an seinem Munde, an seinen edlen Bewegungen. In dem ersten Nachdenken über sich selbst, bei der ersten Ahnung der Schmerzen und Gefahren des Lebens erschütterte jedes seiner Worte ihre Seele mit doppelter Gewalt. Wenn es einen Menschen gab, der sie durch den Sturm des Daseins sicher zu Gott geleiten konnte, so war er es. An welche Triumphe seiner Beredtsamkeit Wahrmund auch gewöhnt war, die Ergriffenheit Gerda's schmeichelte ihm, ihre Schönheit rührte ihn. Eine leidenschaftliche Liebe zu ihr nahm Besitz von seinem Herzen — eine Liebe, die um so heftiger wurde, je mehr der um zwanzig Jahre ältere Mann sie als Thorheit zu bekämpfen suchte. Endlich hielt er um Gerda an, und seine Werbung wurde angenommen: von Seiten der Mutter als ein Glück, welches die Zukunft ihrer Tochter und ihre eigene allen Bedräng=

nissen enthob, denn Wahrmund war, von seiner Stellung unabhängig, ein wohlhabender Mann, von Seiten des Mädchens wie die Erfüllung eines idealen Traumes. Mochte der Vater auch ein anderes Loos für sein Kind gehofft haben, wie hätte er ihre Freude, ihren Stolz, den bedeutsamsten Mann in dem Ausschnitt der Welt, den sie kannte, ihren Verlobten zu nennen, ihre Aussichten auf ein reiches und glanzvolles Leben beeinträchtigen können! Die Einzige, die der Verbindung widersprach, war die Freifrau. Ihren Liebling wollte sie nicht der Leidenschaft und dem Flammengeiste des stolzen und düsteren Predigers opfern. Aber ihre Einreden machten Gerda noch begieriger, das Wagniß, das diese Ehe sein sollte, zu bestehen. Alles an Wahrmund zog sie an und reizte sie: seine Persönlichkeit, sein Geist und sein Wissen, die Tiefe seiner religiösen Empfindung, die Wunderkraft, die er seinem Glauben zuschrieb. Wenn die Freifrau ihn mit einem brüllenden Löwen verglich, lächelte sie still in sich hinein; sie war die Elfe, die diesen Löwen mit ihren Blicken schon lenkte und zähmte.

Eine glückliche Braut, war sie überzeugt, die

glücklichste Frau zu werden. Alle waren bis zu Thränen gerührt, als der Vater mit seinem leidenden, wie verklärten Aussehen, mit seiner sanften, von Schluchzen oft halb erstickten Stimme den Bund einsegnete. Aeußerlich war Gerda's Loos das beneidenswertheste. Am Tage ihrer Trauung war Wahrmund zum ersten Pfarrer bei St. Marien ernannt worden. Auf das Wohnlichste hatte er das Pfarrhaus zum Empfange seiner jungen Gattin eingerichtet. Er sah ihr jeden Wunsch an den Augen ab, und es schien, als ob die Liebe ihn der Theologie abwendig machen würde. Die Stadt, die stolz auf ihren Kanzelredner war, kam seiner Gattin mit offenen Armen entgegen. Es bedurfte nur ihres Liebreizes, um sich alle Herzen zu erobern. Im Sturme das Ulrikens, die durch ihre Wohlthaten und ihre Stellung an der Spitze mehrerer Vereine in mancherlei Beziehungen zu dem Pfarrer stand. Wie lange Gerda auch innerlich glücklich war? Vielleicht hätte sie selbst die Frage nicht genau zu beantworten vermocht. Aber ihr Sein, ihr Denken und Empfinden geriethen in dem Zusammenleben mit Wahrmund allmälig in einen schärferen Gegen=

satz zu seinem Charakter. Jetzt lenkte sie nicht mehr den Löwen, sondern der Löwe schüchterte sie ein. Zu herrisch ließ er sie seine geistige Ueberlegenheit fühlen; zu hart tadelte er ihr Vergnügen an Putz und Schmuck, die kleinen Ausschreitungen ihrer Launen und ihrer unschuldigen Gefallsucht; zu schroff stießen die Düsterkeit seines Glaubens und der harte Ernst seiner Lebensauffassung mit ihren sentimentalischen Stimmungen und ihrer Schwärmerei ins Blaue zusammen. Selbst die Leidenschaft, die er für sie hegte und die dem Mädchen so geschmeichelt hatte, erschreckte die Frau, die sich ihr nicht mehr wie jenes entziehen konnte. Die Macht in ihm, die ihr Herz überwältigt, dünkte sie jetzt eine unheimliche und dämonische. Sie hörte nicht auf, ihren Gatten zu lieben; es wurde ihr wie durch eine Erleuchtung klar, daß sie ihn überhaupt nicht geliebt, und daß die Empfindung, die sie zu ihm geführt, die Furcht und die Anziehungskraft des Abgrunds, das Staunen eines unerfahrenen und der Schauer eines phantastischen Gemüths gewesen. Wie die Umstände ihre jäh über Nacht aufschießende Neigung unterstützt, so entfremdeten

sie in den drei ersten Jahren ihrer Ehe die Gatten unmerklich von einander. Ihr erstes Kind verlor Gerda unmittelbar nach seiner Geburt; ihr Vater, an dessen Herzen sie den willkommensten Ersatz für den Glücksmangel im eigenen Hause gefunden, starb, und die Mutter folgte ihm nach wenigen Monaten. Gern hätte sie in ihrer Vereinsamung einen Anschluß, ein Aussprechen, eine Hingabe gesucht. Aber Wahrmund war gerade in einen öden, langwierigen theologischen Hader verwickelt, wegen eines Buches über die Gnadenwahl, dessen Gelehrsamkeit und Tiefsinn allgemein anerkannt, dessen Grundanschauungen und Lehren aber sogar von den Orthodoxen nur mit Einschränkungen gebilligt, von allen anderen Richtungen der evangelischen Kirche dagegen abgelehnt wurden. Wie hätte er in diesem Streit um das Wesenlose und Unbegreifliche, der all' seine Verstandeskräfte mit eigensinniger Haarspalterei in Anspruch nahm und seine Seele halb mit Hochmuth, halb mit Bitterkeit erfüllte, für die Klagen, die Sehnsucht und das Trostbedürfniß eines jungen Weibes ein Ohr und gar ein Herz haben können! Er betrachtete den Tod nicht mit ihren Augen;

er schalt ihre Thränen und ihre Seufzer als unwürdig einer in Gottes Willen ergebenen Christin und nannte es heidnisch, sich maßlos seinem Schmerze zu überlassen. Es verdroß und kränkte seinen empfindlichen Stolz, daß seine Gattin über den Todten seine Sache und sein Werk vergaß, und zugleich lockte und stachelte ihre Schönheit, die durch den Schmerz einen besonders schmachtenden Reiz erhielt, seine Sinnlichkeit stets von Neuem.

Eine Badereise war für den durch Arbeit und Aerger erschöpften Mann nothwendig geworden, Gerda war allein zurückgeblieben. Eifersucht kannte damals Wahrmund's Gemüth noch nicht; Gerda's Lebensführung war jedem Verdacht und Zweifel unzugänglich und er zu fest in der Gewißheit seiner Ueberlegenheit und der Stärke seiner Liebe, um auch nur die Möglichkeit eines Nebenbuhlers zuzugeben. Es war ein heißer Juni, Gerda hatte ihre Stadtwohnung verlassen und sich in ihrer elegischen Stimmung in die Einsamkeit ihres Vogelbauers zurückgezogen. Hier ereilte sie ihr Geschick. Im Herrenhause war wie in früheren Jahren Graf Bodin zu Besuch. Der schmuckste,

liebenswürdigste und verwegenste Dragonerofficier, der sich im vorjährigen Kriege gegen Oesterreich auf den Schlachtfeldern in Böhmen Lorbeern geholt. Gerda kannte ihn aus ihrer Mädchenzeit und war damals von den scharfäugigen Freundinnen mit ihm und seinen Huldigungen geneckt worden. Wohl hatte sie ihn mit pochendem Herzen kommen und gehen sehen; seine Blicke noch mehr als seine Worte hatten ihr zuweilen Wangen und Stirn mit fliegender Röthe überhaucht, aber sie war zu jung und zu leichtlebig, um sich über ihre Empfindungen Rechenschaft zu geben oder Luftschlösser darauf zu bauen. Nur in einer Stunde hatte sie ihres Verkehrs mit dem Grafen in tiefster Angst gedacht: während der Pfingstpredigt Wahrmund's. Was ihr bisher harmlos und gleichsam folgelos erschienen, nahm plötzlich das Aussehen einer Gefahr und einer Versuchung an; es war ihr, als hätte Adalbert nur seine Arme ausstrecken brauchen, um sie an seine Brust zu ziehen. Ihr unbewußt hatte die Furcht vor ihrem Herzen sie Wahrmund genähert. Jetzt, nach dreijähriger Trennung, in der Sicherheit ihrer Frauenwürde, wie sie glaubte, durch das

Leben geprüft, hatte sie darüber gelächelt und bei der Nachricht, daß er im Schlosse weile, keine lebhaftere Bewegung gefühlt; wie ins Bodenlose, bildete sie sich ein, sei die Jugendzeit mit ihren Thorheiten versunken. All' ihre Gefaßtheit und Ruhe verflog jedoch bei dem ersten Wiedersehen. So wie er jetzt vor ihr stand, so männlich und so ritterlich, meinte sie ihn nie gesehen zu haben. Wie unter einer übermächtigen Gewalt wandte sich ihr ganzes Wesen ihm zu. Selbst zur Flucht hatte sie Kraft und Entschluß verloren. Nur seine Klugheit und Zurückhaltung hinderten sie, sich den Anderen zu verrathen. Gab es zwischen Pflicht und Leidenschaft einen Kampf in ihrem Herzen, oder raubte ihr der Taumel jede Besinnung wie ein berauschender Trank? Doch was hätten auf die Dauer auch ihre Bedenken gegen den Drang der Natur, gegen seine Betheuerungen, daß er sie immer geliebt, daß er nur sie lieben werde, vermocht? Ihre einundzwanzig Jahre, die Abwesenheit ihres Mannes, die Einsamkeit des Landlebens, wo jeder Späher wie jeder Warner fehlte, begünstigten und entschuldigten ihre Sünde. Erst das Geschehene

fiel mit erdrückender Wucht auf ihr Gewissen. Ein wilder Entschluß verjagte den andern; nur eines war ihr klar, daß sie nicht länger mit Wahrmund leben könne. Mit der Absicht, das Haus ihres Gatten für immer zu verlassen, kehrte sie nach der Stadt zurück, das Nothwendigste zusammenzuraffen und zu entfliehen. Am Thore begegnete ihr Ulrike, die zu ihr hinaus wollte. Sie hatte eben eine Depesche aus dem Badeorte von dem Arzte Wahrmund's erhalten: er läge gefährlich krank darnieder; er bäte seine Gattin, zu ihm zu kommen. Diese Nachricht zerschmetterte die Schuldige; es war ihr, als ob sich grad aus dem Himmel eine unsichtbare Hand herausrecke, sie festzuhalten. An der Verwirrung und der Verzweiflung Gerda's merkte Ulrike noch nicht den Fehltritt, aber den Sturm in der Seele der jungen Frau. Mit ernsten und gütigen Worten stellte sie ihr vor, daß es hier keine Wahl gäbe, als dem Rufe des Kranken zu folgen. In ihrer Fassungslosigkeit fügte sich Gerda in alle Anordnungen der Freundin, und in der Nacht desselben Tages, die sie zu der Flucht von

ihrem Gatten bestimmt, reiste sie ihm entgegen. Auf ihr inständiges Bitten begleitete sie Ulrike.

Damit hatte sie ihr Loos und die Verstrickung der Schuld besiegelt. Das Leiden Wahrmund's war langwierig. Tage traten ein, wo er sich für genesen erklärte und wie ein Gesunder trotz des Einspruchs des Arztes lebte; schwere Rückfälle folgten, und so verrannen ihnen die Sommermonate, fern von ihrer Heimath, in beständiger Unruhe und Sorge, die bei Gerda jeden Plan einer Trennung ausschlossen. Anfänglich war es ihr eine Genugthuung, wie eine Büßung ihrer Untreue gewesen, sich in der Pflege des Kranken das Schwerste zuzumuthen und der eigenen Gesundheit nicht zu achten; in den Augenblicken der Reue mochte sie den Tod als den sanftesten Löser aus der Verwirrung ihrer Gefühle anrufen. Aber allmälig wurde die Hingebung, mit der sie sich ihm widmete, eine neue Fessel, die sie ebenso stark wie einst ihr Schwur mit ihm verband. So sehr wurde er an ihre Gegenwart und Obhut gewöhnt, daß sie eine Grausamkeit begangen, wenn sie ihn verlassen. Wollte sie zu der Schuld des Treubruchs auch noch

die andere fügen, vielleicht die Ursache seines Todes zu sein? Die Vorstellungen ihrer erregten Phantasie fanden an der Wirklichkeit einen Rückhalt. Die Freiheit des Handelns, die sie noch bei der Begegnung mit Ulriken gehabt, besaß sie nicht mehr. Nicht nur wußte sie sich von der Freundin bewacht, deren Anwesenheit schon lähmte ihr die Fähigkeit zu einem kühnen Entschluß. Und was damals ihre Gedanken nicht beschäftigt, die Frage nach der Zukunft, verfolgte sie jetzt unablässig. Würde der Graf sie nach erfolgter Scheidung heirathen? Konnte er es? Von Ulriken hatte sie erfahren, daß er in seiner Mittellosigkeit auf die Großmuth eines Verwandten angewiesen sei, daß eine nicht standesgemäße Ehe ihn in seinen Ansprüchen und Aussichten schwer beeinträchtigen würde. Der Geliebte war nicht an ihrer Seite, ihre Zweifel zu zerstreuen, ihre Sorge mit einem Wort, mit einem Kusse zu beseitigen. Selten wagte er es, ihr zu schreiben, sie, ihm zu antworten. Und seine Briefe athmeten bei aller Zärtlichkeit doch dieselbe Furcht vor der Zukunft, die sie beschlichen. So blieb sie aus Pflicht und Scham, aus Gewohnheit und Angst bei ihrem

Gatten, und jeder Tag, der vorüberging, rückte die Möglichkeit einer Flucht, ja die Möglichkeit eines Geständnisses in weitere Ferne.

Denn auch dies erwog sie in ihrem Sinne. Wiederholt hing es an jenem unberechenbaren Etwas, jenem Lufthauch, jenem Sonnenstrahl oder jenem Wolkenschatten, die so oft die hin- und herschwankende Entscheidung unseres Willens bestimmen, daß sie sich ihm zu Füßen warf und Alles bekannte. Aber bald schreckte sie sein Leiden, bald der Gedanke an den furchtbaren Ausbruch seines Zornes ab. In ihrer gleichen Freundschaft für beide Gatten redete und wirkte Ulrike still und unabläßig zum Guten. Gerade weil sie das Geschehene mehr ahnte, als wußte, da die Scham Gerda ihr gegenüber den Mund schloß, konnte sie um so eindringlicher zur Erhaltung der Eintracht mahnen. Ihren Anschauungen nach hätte sie wahrscheinlich niemals der Scheidung einer Ehe zugestimmt, in diesem besonderen Falle war nun vollends die bloße Erwägung darüber für sie ausgeschlossen. Ihr weibliches Gefühl widersetzte sich einer Trennung noch stärker als ihr Christenthum. Mit den Einwänden der Leidenschaft,

mit dem Sophisma, daß die Ehe eine Lüge geworden, wenn sich das Herz des einen Theils von dem andern gewandt, durfte ihr Gerda nicht kommen. Wie lange dauert Leidenschaft? entgegnete sie ihr mit kühlem Verstande. Wenn es hoch geht, so lange wie die Jugend währt und die Schönheit besteht. Aber nicht auf Jugend und Schönheit ist die Ehe gegründet, sondern auf Pflicht und Ehre. Ob die Vorstellungen der Freundschaft und die Einflüsse der Umstände sich mächtig genug erwiesen hätten, wenn der Geliebte sie zu sich gerufen und sie zum Kampfe gegen die Gesellschaft aufgefordert hätte? Allein sein Ruf blieb aus. Bodin hatte ihr nur ein ungewisses Loos, Lebenssorgen, die Feindschaft seiner Verwandten und die Ausschließung aus der Gesellschaft anzubieten, die er bisher die seine genannt. Daß er es nicht that, daß seine Liebe sich nicht getraute, die Welt zu überwinden — ich fühlte nicht den Muth, ihn deshalb nachträglich anzuklagen; ich begreife alle menschlichen Schwächen, weil ich selber kein Held bin.

Auch Gerda's Lippen entschlüpfte nie ein Vorwurf gegen ihn. Nach der Geburt Mariens mochte

sie finden, daß Alles am besten sei, wie es war. Wohin hätte sie sich wenden, wie es vermeiden können, wenn sie ihren Gatten verlassen, daß ihrem Kinde nicht ein Makel aufgedrückt wurde? Wie nach einem Schiffbruch suchte sie sich mit den geretteten Trümmern einzurichten. Der Briefwechsel mit dem Grafen schlief ein; Ulrike hatte ihn in ihrer kategorischen Weise gebeten, das nothdürftig wieder zusammengeflickte Verhältniß der Gatten nicht von Neuem zu stören. So war er in dem ersten Jahre nach Mariens Geburt nicht nach Pritzwalk gekommen; dann war der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen. Erst 1872 im Sommer hatte ihn Gerda wiedergesehen. Oefters in größeren Gesellschaften, im Herrenhause, in der Stadt, bei einem Gastmahl, das der Pfarrer dem „verwundeten, aber unbesiegten Helden" gegeben, ein und ein anderes Mal halb verstohlen in der Wohnung Ulrikens. Gerda's Herz floß über bei dem Anblick des kranken Freundes. Aber er hatte jetzt noch mehr Gründe als früher, sich nicht von der Leidenschaft übermannen zu lassen und ihr Schicksal mit dem seinen zu verflechten. Er nahm Abschied für immer. Die

einzige Vermittlerin zwischen ihnen blieb Ulrike. Während Wahrmund früher niemals die geringste Unruhe in der Gegenwart des Grafen gezeigt, war er diesmal, wo er doch wußte, daß Bodin von ihnen ginge, der Wahrscheinlichkeit nach ohne Wiederkehr, betreten und verstimmt gewesen. Mit unverkennbarer Eifersucht hatte er seine Gattin beobachtet, bittere Worte waren gewechselt worden. Ulrikens Mahnungen und die Abreise Bodin's verscheuchten seinen Argwohn und stellten die Ehe auf der Grundlage der meisten Einrichtungen dieser Welt wieder her — in der Gewohnheit, bei dem Mangel eines Besseren und dem Vorzug, den wir aus der Schwäche unserer Natur heraus der einmal zugestandenen Bedürftigkeit des Irdischen vor dem Fall ins Ungewisse geben. Für Gerda war die Sonne längst untergegangen; sie lebte in einer Art Dämmerung, im Herbst ihrer Gefühle. Ueber ihr Wesen und ihre Erscheinung, über ihr Thun und Betragen breitete sich, auch durch die Herzkrankheit, deren Anzeichen immer deutlicher hervortraten, ein unbeschreiblicher Reiz des Elegischen aus. Sie war eine sanfte, geduldige Gattin, voll Fügsamkeit für die herrischen

Launen Wahrmund's, eine musterhafte Führerin seines Haushaltes. Zu gefährlich hatte sie sich an dem Feuer der Leidenschaft verbrannt, um ihr Herz trotz ihrer Jugend noch einmal einer solchen Probe auszusetzen. Aeußerlich ganz mit den nächsten Pflichten beschäftigt, lebte sie in der Erinnerung ihr eigentliches Leben. Ob sie Ulrike in das Innerste ihres Geheimnisses einweihte, war aus den Briefen nicht ersichtlich, aber offenbar hatte sie in ihr etwas wie eine Mutter gesehen und verehrt. Ihrem Gatten gegenüber bewahrte sie auch bei dem Ausgang ihres Lebens ein unverbrüchliches Schweigen. Den Ausbrüchen seines Zornes, seiner Eifersucht und Leidenschaft war sie stets mit ihrem melancholischen Lächeln und dem bittenden Blick ihrer großen braunen Augen begegnet. Mit diesem Lächeln um die schön geschwungenen, nun im Tode erblassenden Lippen, mit diesem Aufschlag der Augen, der über ihn hinweg in den Wolken sich zu verlieren schien, war sie gestorben. Hatte sie nicht geglaubt, seine Vergebung nöthig zu haben, um in den Tod einzugehen, hatte sie überhaupt keine Reue empfunden — ich weiß es nicht und bin nicht ihr Richter.

Ich habe der Erzählung ihres Schicksals, wie ich sie hier niedergeschrieben, in Einzelheiten vielleicht mehr aus meiner Auffassung und meinem Gedankengange heraus als aus dem ihrigen, kein Urtheil hinzuzufügen. Vieles, was dem Starken und Stolzen eine unerträgliche Last wäre, drückt auf die Dauer weder die Schultern noch das Gewissen des Schwachen und Demüthigen. Die Wahrheit, nach der Wahrmund lechzte, obgleich er ahnte, daß sie Gift für ihn sein würde, war für Gerda's Seele kein Bedürfniß gewesen. War sie darum die gemeinere Natur? Wer möchte es behaupten, wenn er in seinen Busen greift!

VIII.

Daß er mich trotz meines Widerstrebens nun doch mit der Geschichte seiner Liebe und seiner Schuld bekannt gemacht, war für den Grafen ein erster Schritt zur Erreichung seines Zieles gewesen. Er hatte dadurch mein Mitleid gewinnen und mir zugleich seinen Anspruch auf Marie darthun wollen. Seine eigentliche Absicht war, Marien in seinem Testamente einen großen Theil seines unabhängigen Vermögens zu hinterlassen, und meine Einwände bestärkten ihn in seiner Hartnäckigkeit. Wiederholt rief er nach einem Rechtsanwalt, ihm seinen letzten Willen zu dictiren. Aber wie hätte ich dies zugeben können? Eine solche Klausel wäre wie eine Bombe in das Pfarrhaus geschlagen. Unberechenbar, wie weit sich ihre zerstörenden Wirkungen erstreckt. Und selbst wenn der Graf vom Krankenbette erstand, das Testament in dem Gerichtsarchiv ver-

schwand, wer sicherte uns, daß nichts von seinem Inhalte durchsickerte? Um ihm scheinbar entgegenzukommen und ihn ein wenig zu beruhigen, hatte ich ihm versprochen, Marien eine Andeutung seiner Absicht zu geben, um so zu erfahren, wie sie dieselbe aufnehmen würde.

Ich benutzte eine Abwesenheit Wahrmund's, die Hilde ausgekundschaftet, um die heikle Verhandlung einzuleiten. Wie peinlich aber auch mein Auftrag war, wie befangen ich mich Marien gegenüber fühlte — trotz alledem erfüllte mich eine uneingestandene wundersame Freude, eine bedeutendere Rolle in ihrem Leben zu spielen. So fernab von allen aufregenden Ereignissen war bisher mein Dasein verflossen; so durchaus auf das nüchterne Element der Zahlen war es angewiesen gewesen; keinen anderen Zweck hatte es gehabt, als den richtigen rechnungsmäßigen Abschluß eines jeden Tages, daß ich mir jetzt wie in eine höhere Sphäre entrückt vorkam. Tief unter mir lagen die Stürme und Gewitter der Börse; das Mein und Dein, in dessen Bannkreis sich meine Gedanken nothgedrungen bewegt, reichte nicht bis hier hinauf. Der Zufall hatte

mich unter Menschen geführt, deren Herzschlag nicht von dem Fallen und Steigen der Spielpapiere beeinflußt wurde. Die Leidenschaften, die sie beherrschten, die Wünsche, die sie beseelten, erschienen mir edler und poetischer als die Gewinnsucht, als die Sehnsucht nach und der Kampf um die Million. Hatte ich auch in der Lässigkeit meiner Natur an diesem Mitbewerb nicht selbstthätig Theil genommen, so war ich doch eines der Räder in der Maschine gewesen und hatte Schlag und Gegenschlag empfunden. Jetzt bestrahlte mich ein reineres planetarisches Licht, und unwillkürlich steigerte sich in seinem Glanze die Kraft meines Willens. Zum ersten Male war ich berufen selber zu handeln. Ich hatte die Jugend und das Vermögen dazu. Härter, als ich die Schwäche meines Herzens tadelte, können es die Moralisten nicht thun, und doch beneidete ich den Grafen mehr um seine schmerzlich süße Erinnerung, als daß ich sein Unrecht verurtheilte. Eine große Leidenschaft einzuflößen und sie zu theilen, sie als seines Wesens höchsten Schatz zu hegen, dünkte mich erst die Vollendung unserer Persönlichkeit; sie adelt uns, auch wenn wir schul-

dig werden, und wenn wir sie überwinden, umgibt sie uns mit der Glorie der Heiligen.

So suche ich mir jetzt bei dem Niederschreiben dieser Geschichte den wunderlichen Zustand zu erklären, in den mich die Begebenheiten und die Charaktere meiner Umgebung versetzt hatten. Sie hatten mich langsam aber unaufhaltsam aus der Rolle des gleichmüthigen Betrachters zu der des erregten Handelnden fortgedrängt. Vor zwei Wochen noch würde mir eine heimliche Zusammenkunft mit der Tochter des Superintendenten nicht im Traume eingefallen sein; meine angeborene Schüchternheit und meine Scheu gegen das Abenteuerliche, dem ich in der Wirklichkeit um so ängstlicher auswich, je feuriger ich es in den Büchern bewunderte, hätten sich gleich heftig dagegen gesträubt: jetzt ging ich entschlossen dem Pfarrhause zu. Ich hatte Marie durch Hilde um diese Unterredung bitten lassen, und sie empfing mich in dem kleinen Garten hinter dem Hause. Ein Pförtchen gestattete hier den Ausgang in eine Seitengasse, wenn die unerwartete Rückkehr des Vaters meine Entfernung, ohne von ihm gesehen zu werden, wünschenswerth machte.

Es war am Spätnachmittag, und ein herrlicher Sonnenschein, der erste in diesem Frühling, erquickte die noch dünn belaubten, lichtgrünen Fliederbüsche, die spärlichen Blätter der Bäume, die Frühlingsblumen in den Beeten, hier und dort einen singenden Vogel und unsere Herzen. Wie ein sanftes Adagio wehte es durch die milde, duftige Luft. Es war mir wie etwas Selbstverständliches, daß ich sie, als sie bei meinem Nahen von der Bank unter dem breitästigen Lindenbaum aufstand und mir einen Schritt entgegenthat, nicht auf die ernste, sorgende Marie, sondern auf die Roggenfee hin anschaute, als müßte ich einen Hauch jenes phantastischen Zaubers in ihren Zügen wiederfinden. Und wirklich lag mit dem Abglanz des schönen Tages der Schimmer einer hoffenden Seele auf ihrem Antlitz. Das graue enganschließende Wollenkleid mit den grauseidenen Schleifen hob die Schlankheit und Biegsamkeit ihrer Gestalt vortheilhaft hervor und verlieh ihrer ganzen Erscheinung, ich weiß nicht welchen lichteren Ton. Vielleicht war es nur die Wirkung des Gegensatzes, ich hatte sie bisher nur in schwarzen Kleidern gesehen. Wir drückten uns

die Hände, als hätten sie sich längst nach dieser Berührung gesehnt. Eine Weile gingen wir beinahe wortlos neben einander hin. Dann boten die gegenseitigen Fragen und Antworten nach dem Zustande der Kranken, deren Hüter wir waren, den natürlichen Gesprächsstoff. Ueber ihren Vater vermochte Marie insofern Günstiges mitzutheilen, als er sie nicht wieder mit seinen doppelsinnigen Reden und Drohungen gequält; jede Stunde, die er seinem Amte abmüßigen könne, widme er der Wiederherstellung des Landhäuschens; am 15. Mai, dem Geburtstage ihrer Mutter, solle es eingeweiht werden; wohl sei noch etwas Fieberhaftes und Gefährliches in ihm, aber aus der größeren Milde und Freundlichkeit, mit der er sie behandle, schöpfe sie die Hoffnung, daß die Krisis nachlasse und die Vernunft die irren Vorstellungen verscheuche. Nur müsse sie sorgsam vermeiden, den Namen des Grafen auszusprechen oder Theilnahme an seinem Ergehen zu bezeugen. Aber gerade diese Zurückhaltung, zu der sie gezwungen war, hatte ihr Interesse für den Verwundeten gesteigert. Es war ihr eine Erleichterung und eine Freude, von mir Näheres über

ihn zu erfahren. „Wenn Sie auch mein Schweigen, mein Fernbleiben nicht falsch gedeutet, Herr Paulsen," sagte sie, „mir selber erschien ich kalt und herzlos, daß ich Ihnen kein Zeichen meines Mitgefühls gab, daß Alles auf die Botschaften der Dienstleute hin und her beschränkt blieb. Ja noch mehr, ich schämte mich in meines Vaters Seele. Er hätte Ihnen die Sorge für den Verwundeten nicht überlassen dürfen. Vor unserer Thür war das Unglück geschehen."

„Vergessen Sie nur nicht, daß ich das nähere Anrecht an den Grafen hatte. Schon als der Erbe meiner Tante. Ihr Vater ist selbst leidend, wie hätte er sich und Ihnen die neue Last aufbürden können. Auch würde der Graf den Samariterdienst nicht angenommen haben."

„Ein alter Streit hält die beiden Männer noch entzweit, ich hab' es wohl gemerkt, obgleich der Vater des Grafen bisher nie gedacht hat."

„Der Graf hatte die Absicht, einen Annäherungsversuch bei Ihrem Vater zu wagen; ich bin es, der ihm davon abgerathen hat. Bei der Stimmung Ihres Vaters schien es mir so ungewiß, wie eine

solche Zusammenkunft verlaufen würde. Sie waren Zeugin, wie ungünstig die älteren Herren und Damen sich über Bodin äußerten, als ich neulich ahnungslos von ihm erzählte. Das hat mir den Muth zur Vermittlung genommen. Glauben Sie mir, er ist am besten bei mir aufgehoben."

„Ganz wie Ihre Tante! Sie sind voll von dem Egoismus des Wohlthuns. Alle Hülfsbedürftigen sehen Sie fast wie Ihre Unterthanen an und wehren den Beistand der Anderen ab. Es sind meine Armen, hab' ich Ihre Tante oft sagen hören, wenn mein Vater sich einmischen wollte."

„Da werd' ich Sie rasch eines Besseren belehren. Ich komme, Ihre Theilnahme und Ihren Rath hinsichtlich meines Kranken zu erbitten. Ein seltsames Verlangen hat sich seiner bemeistert und verläßt ihn nicht mehr, der Wunsch, Sie zu sehen."

„Mich? Ja, weiß er denn etwas von mir? Kennt er mich? Was bin ich ihm?"

„Jeder wird diese Frage stellen, aber die Sache klärt sich einfach genug auf. Er hat Sie zuweilen als vierjähriges Kind mit Ihrer Mutter bei meiner Tante gesehen. Vermuthlich in demselben Zimmer,

in dem er nun liegt. In dem Fieberkranken sind, von der Umgebung her, die alten Erinnerungen wach geworden. Vielleicht schwebt noch ein Duft jener Zeit in diesen Räumen, der auf die Seele des Leidenden um so stärker wirkt, je weniger sie von der Greifbarkeit und Aeußerlichkeit der Dinge berührt wird. Dazu stand auf dem Tische Ihr Bild als Roggensee, Sie begreifen, wie leicht sich die Gedankenfäden verschlingen und schließlich den Wunsch des Grafen hervorrufen mußten." Welch' geborene Lügner sind wir Menschen doch! Mit welcher Geschicklichkeit des alten bösen Feindes hatte ich hier Wahres und Falsches zu ihrer Berückung verflochten! Und ich erröthete nicht, ich schlug meine Augen nicht vor den ihrigen nieder, als sie eine Weile erstaunt und forschend auf mir ruhten!

„Es ist ja möglich," sagte sie nachdenklich, „aber mir ist dabei so wunderbar zu Muthe. Wie tief ich auch in mein Gedächtniß hinabtauche, ich finde keine Erinnerung an den Grafen. Nur seines Namens entsinne ich mich; Ihre Tante hat ihn öfters genannt, meine Mutter nie. Und er will des Kindes noch nicht vergessen haben?"

„Sie müssen seine Krankheit und seine erhitzte Phantasie mit in Rechnung ziehen. Nur dadurch nimmt das Ganze den wunderlichen Schein an. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde er einen Besuch bei Ihrem Vater gemacht und bei dieser Gelegenheit in aller Form die Bekanntschaft, der er sich zu Ihnen aus Ihrer Kindheit her rühmt, erneuert haben. Uebrigens, und das soll keine leere Schmeichelei sein, Fräulein Marie, würde jenes Bild von Ihnen Jedem, der es sieht, die Frage nach dem Urbilde einflößen."

„Das ist es eben, was mich so verwirrt," erwiderte sie. „Sollte man nicht meinen, dies Bild habe es ihm angethan? Ziemt es sich für eine Predigerstochter, in einem so phantastischen Maskenschmuck dazustehen? Wie sehr enttäuscht würde sich der Graf fühlen, wenn er mich sähe, wie ich in Wirklichkeit bin. So gar nicht wie eine Fee oder wie ein Dornröschen. Und nicht erst von heute oder gestern stammt diese Erkenntniß. Längst hatte ich Ihre Tante bitten wollen, die Photographie von ihrem Tische zu entfernen; ich that es nicht, weil ich wußte, wie sehr sie an diesem Bilde hing."

„Und mit Recht, es athmet eine so holde Schwärmerei und ein solches Glücksgefühl aus. Weil Sie so ernst und schwermüthig geworden sind, mochte die Tante Sie gern auch in Ihrer Heiterkeit sehen. Es müssen gute Zeiten gewesen sein.“

„Gute Zeiten!“ entgegnete sie und blickte zu dem Himmelsblau auf, und ohne daß sie es sich bewußt wurde, nahm ihr Gesicht, wie vorhin, den anmuthigen Ausdruck jenes Bildes an. „Ich war noch so jung und so unerfahren, so geblendet und berauscht von der Schönheit der Welt. Ein Schmetterling kann nicht fröhlicher und daseinstrunkener sein, als ich es damals war. Alle Blumen schienen nur mir zu duften, die Sterne nur mir zu leuchten, alle Menschen sagten mir Gutes. Und dazu das Fest und die lustige Vermummung und all' die lachenden und gerührten Gesichter, die alte Freifrau, die in Thränen zerfloß, und der alte Herr, der mit mir zum Tanze antrat. Es muß wohl ein berauschendes Element in der Luft gelegen haben, wie hätte sonst mein Vater zu alle dem seine Zustimmung gegeben? Er war damals so zärtlich, so freundlich, er sonnte sich in meiner Freude. Aber

ach! sie war von kurzer Dauer, und von all' der Süßigkeit ist mir nichts als der bitterste Nachgeschmack geblieben."

„Die Thorheit des Herrn Mind vermochte Sie doch nicht im Ernste zu verstimmen" —

„Nein, das war es nicht, was mir mit der einen Freude alle vergällt hat. Ich war noch so dumm oder er mir so gleichgültig, daß ich die eigentliche Bedeutung seiner Huldigungen und Betheuerungen gar nicht verstand. Weil er flink und zu allen Dingen geschickt und zu jedem Scherz aufgelegt war, lachte ich mit ihm und über ihn. Erst mein Vater klärte mich über seine Absicht auf. Daß er über Herrn Mind's Kühnheit in zornigen Unwillen gerathen war, begriff ich, aber nicht, warum er mich seitdem wie eine Leichtsinnige und Verworfene schon von der Mutter her behandelte. Nicht jetzt, damals habe ich die traurigsten Stunden und Erfahrungen durchlitten. Eine Wandlung trat bei meinem Vater ein. Während er sich bis dahin sorglich bemüht, mir alles Häßliche fernzuhalten, stieß er mich fortan geflissentlich darauf. Hildens Unglück wurde ihm zu einem unerschöpflichen Stoff

seiner Bußpredigten, um in mir den Ueberdruß gegen die Welt und die Angst vor jeder Regung des Gefühls zu erzeugen. Das ist der Sumpf des Lebens, das ist die Lüge der Liebe, schloß er dann, nun spring' hinein, wenn es Dich gelüstet. Urtheilen Sie selbst, wie mir nach dieser Entzauberung mein Bild als Roggensee erscheinen muß!"

Wehmuth und Jammer rissen an ihrem Herzen, und ihre Augen, die vorher den Schimmer ihrer Sehnsucht in den farbigen Glanz des Abendhimmels ausgestrahlt, füllten sich mit Thränen. Wie hätt' ich ungerührt sie betrachten können, eine weiße Rose, die der Rauhreif zu zerstören drohte. Wir saßen auf der Bank, unsere Hände lagen in einander. Ich weiß nicht, was aus mir redete, aber ich sagte: „Soll eine schmerzliche Erinnerung Ihnen die ganze Zukunft verkümmern? Lacht die Erde nicht sonnig und herrlich auch nach dem schlimmsten Unwetter? Ist hienieden kein Glück vorhanden, weil auch in der reichsten Erfüllung unserer Wünsche sich die irdische Unzulänglichkeit offenbart? Sind unsere Gefühle unwahr und unrein, weil sie mit irdischem Stoffe beschwert sind? Nein, Fräulein

Marie, Sie werden dem finsteren Glauben Ihres Vaters nicht verfallen und der Freude und der Hoffnung nicht entsagen. Blüht es nicht unter dem Frühlingshauche auch in Ihrem Gemüthe auf?"

„Wohl freu' ich mich des schönen Tages," entgegnete sie darauf, „und bin Ihnen dankbar für die gute Stunde. Niemand hat so liebevoll zu mir gesprochen, Niemand ein solches Verständniß für meine Lage wie Sie. Aber Sie werden gehen, und die frühere Dämmerung wird wieder über mich herabsinken. Allein, auf mich und den Vater angewiesen, stehe ich in der Welt. Zuweilen drängt es mich mächtig hinaus, und dann überfällt mich wieder die Furcht vor dem Sumpfe, in dem ich ersticken müßte, sowie ich den festen Boden des Vaterhauses aufgegeben."

„Und wenn sich Ihnen nun ein anderes öffnete, wo Sie sich noch sicherer und freierer fühlten?" entfuhr es mir.

Ihre Augen streiften mich von der Seite, leise zog sie ihre Hand aus der meinigen. „Ich bin kein Mädchen, das den Männern gefällt," sagte sie. „Schon dies Wort beweist es Ihnen. Mir fehlt

der leichte Sinn und das entgegenkommende Wesen meiner Mitschwestern. In der kleinen Stadt hier hab' ich den Ruf des Hochmuths und der Unnahbarkeit. Ich gelte dafür, meine eigenen Gedanken über die Ehe zu haben und durch das Vermögen meines Vaters der Hand und dem Schutze eines Gatten entrathen zu können. Auch mag mich diese Sicherstellung meiner Zukunft, ohne daß ich es mir in jedem einzelnen Falle bewußt werde, nur zu oft in meinem Verkehr mit Männern zu Schroffheiten verleiten, die das, was sie Neigung nennen, nicht aufkeimen lassen. Kann man unweiblicher reden, als ich es jetzt thue? Aber der Vater hat mir zu gründlich die Leichtfertigkeit und die verführerische Anmuth der Roggenfee ausgetrieben. Es ist nichts übrig geblieben als eine graue Motte."

„Und wenn ich nun doch darunter den Schmetterling ahnte? Die Seele, die zum Lichte und zur Freiheit strebt? Das Herz, das ungestüm einem Glückstraum entgegenpocht?"

„Sie, Herr Paulsen!" Hastig stand sie auf. Ein sanftes Erröthen flog über ihr Gesicht, ein leichtes Zittern durchschauerte sie, unbeschreiblich

war der Auf- und Niederschlag ihrer weichen, wie umflorten Augen. „Ich vertraute so ganz, so rückhaltlos Ihrer Freundschaft — was haben Sie mich sagen lassen!“

„Nichts, was ich wünschte, daß Sie es nicht gesagt. Denn ich habe ebenso über Sie gedacht und empfunden. Lange sind Sie mir wie ein Räthsel erschienen; ich gestehe es Ihnen, kein hold anziehendes, das errathen sein will, sondern ein dunkles, das geflissentlich die Lösung abwehrt. Aber dazu gehörte doch kein tiefer Sinn, um zu erkennen, wie weit Sie Ihrer Umgebung überlegen, daß Sie gleichsam aus einem anderen Stoffe sind. Wissen Sie, daß ich Sie oft mit Gluck's Musik verglichen? Eine Schönheit ist darin, aber eine gebundene, ein seelenvoller Klang, aber ohne das Schluchzen des Herzens, ein strahlendes Licht, aber ohne Wärme. Da hat mir jener Abend, als ich den ersten Einblick in das Leiden Ihres Vaters that, die Lösung des Räthsels gegeben und mit der Traurigkeit Ihres Schicksals auch die Opferkraft Ihres Gemüths enthüllt. Mein Herz schwoll über, war es Rührung oder Bewunderung, Mitleid oder Neigung?

Nur das Eine ist gewiß, daß Sie es sich für immer gewonnen haben."

„Was soll ich Ihnen antworten?" erwiderte sie in einer Befangenheit, die ihr im Vergleich zu ihrer gewohnten Bestimmtheit doppelt lieblich stand. „Ich bin wie eine Nachtwandlerin, die man plötzlich angerufen. Das erste Gefühl der Erschreckten ist der Schwindel. Wenn Sie es nicht wären, der so zu mir spräche — ich würde es für eine Täuschung halten. Aber Sie sagen es, und ich bin beglückt, daß Sie mir ein Herz zutrauen, das Ihrige zu verstehen."

Hand in Hand standen wir. Nichts konnte weniger einer stürmischen Liebeserklärung, der Ueberwältigung der Sinne durch den siegreichen Eindruck der Schönheit gleichen. Um uns der stille, eben erblühende Garten, über uns ein kleiner Ausschnitt des blauen, mit Rosenwölkchen bestreuten Himmels, ein sanftes Klingen in der Luft, das mit der Musik in unseren Seelen melodisch zusammenfloß. Wie viel leidenschaftlicher und phantastischer hätte ich mir noch vor einer Stunde eine solche Scene ausgemalt; jetzt hätte ich um keinen Preis

gewollt, daß es anders gekommen wäre. Auch ohne zum Himmel aufzujauchzen, empfanden wir, daß im Vorüberschweben das Glück uns leise mit seinem Flügel streifte.

Und diese Nähe des Glücks und die Ueberzeugung, daß uns kein fremder Wille zu trennen vermöge, wirkte so zuversichtlich auf uns ein, daß die Botschaft der herbeieilenden Dienerin, der Superintendent sei eben zurückgekehrt, unsere heitere Fassung nicht störte, und ich gar nicht daran dachte, ihm auszuweichen. Nur unsere Hände lösten sich. So gingen wir ihm entgegen.

Er war in einer seltsamen Laune, hochroth im Gesicht, mit hastigen, unsicheren Bewegungen. „Seien Sie mir willkommen, Herr Paulsen," rief er mir schon aus einiger Entfernung überlaut zu, „meine Ahnung hat mich nicht betrogen; ich vermuthete Sie hier, uns das glückliche Ereigniß mitzutheilen. Die gute Wendung, welche die Krankheit des Herrn Grafen Bodin genommen."

„So wissen Sie es schon?"

„Ich traf unsern Sanitätsrath auf meinem Spaziergange, der voll von seiner gelungenen Kur

war. Wir haben eine Flasche auf das Wohl des Grafen geleert. Alles zu seiner Zeit, das Geistliche am Feiertage, das Weltliche am Werktage. Ich thue, was ich kann, meinen irdischen Adam wiederherzustellen, dem Arzte und meiner Tochter zu Liebe."

Er hatte uns, während er so sprach, hastiger, als er es sonst zu thun pflegte, mit seinen argwöhnischen Blicken nicht verlassen, aber da wir nichts zu verheimlichen hatten und unsere Unbefangenheit bewahrten, beruhigte auch er sich allmälig und nahm seinen gewohnten Ton an.

„In dem einen Punkte hat der Doctor Recht," fuhr er mehr zu mir als zu Marien gewendet fort, „der Anblick der Außenwelt ist ein starkes Gegengewicht gegen die Blasen und Funken unseres Gehirns, stärker, als ich es dachte. Unsere Aufmerksamkeit zerstreut sich an hundert Einzelheiten und läßt sich nur mühsam wieder auf einen Punkt sammeln. Die Vielgestaltigkeit des Alls ist derselbe Abgrund für die Betrachtung wie die Wesenheit Gottes. Und welch' seltsame Geschöpfe bringt die Natur hervor! Entsinnst Du Dich noch jenes Herrn

Mind, Marie, von dem Pritzwalker Erntefest? Nirgends auf Erden als in einer Weinstube konnte ich ihn wiederfinden."

Marie erbleichte und erröthete im Fluge und suchte nach einer Antwort. Ich kam ihrer Verlegenheit zuvor, erzählte, wie ich Mind vor einiger Zeit getroffen, und daß ihn die Erhebung seines Erbtheils nach der Stadt geführt. „Hat er Sie angesprochen, Herr Superintendent?" durfte ich schließen, ohne Verdacht zu erwecken. Doch war ich meiner Sache, daß Mind nicht geplaudert habe, auch ohne seine Antwort sicher.

„Halten Sie Herrn Mind der Scham für fähig? Da kennen Sie ihn schlecht. Ich hatte ihm vor Jahren die Thür gewiesen; kaum sah er mich heute, kam er auch schon mit der artigsten Verbeugung und einer unverschämten Aeußerung auf mich zu. Als wäre nie etwas zwischen uns vorgefallen, den Kopf hoch, mit offener Miene, er, der mich und meine Tochter so frech gekränkt! Jetzt, wo Sie mir sagen, daß ihn die unerschöpfliche Güte Ulrikens mit einem Legate bedacht, daß er Sie aufgesucht, erklärt sich mir sein Auftreten."

„Er machte seine entfernte Verwandtschaft mit mir geltend. Und wenn Sie mich ein wenig verwundert sehen, so ist die Ursache dieses Staunens das Spiel des Zufalls. Denn in derselben Frist, wo Mind Sie anredete, sprach auch ich mit dem Fräulein von ihm . . mittelbar wenigstens . . wir waren im Verlauf unserer Unterhaltung auf jenes Erntefest gekommen."

Er ging in unserer Mitte, ich ihm zur Rechten, Marie zur Linken. Jetzt blieb er stehen und musterte mich mit seinen scharfen, harten Augen, der Tochter den Rücken zukehrend. Zaghaft warf mir Marie einen verschämten Blick zu, als wolle sie mich um Schweigen bitten, aber ich hatte das Gefühl, eine solche Stunde und eine solche Entschlossenheit in mir nicht versäumen zu dürfen, weil ich sie vielleicht in der unberechenbaren Verschlingung der Dinge nicht wiederfinden würde. Auch wollte ich mit dem argwöhnischen Manne kein Versteckspiel treiben. „Ja," sagte ich darum, „wir sprachen von jenem Feste, von dem Bilde des Fräuleins als Roggenfee; ein Wort führte das andere herbei, der Klang in einem Herzen den Widerhall in dem

anderen. Halbwegs sind wir Spielgefährten aus der Jugendzeit, und die unbewußte Neigung, die uns damals verband, ist als eine bewußte wieder erwacht. Marie läßt mich hoffen, daß meiner Liebe die Erwiderung nicht fehlen würde, wenn Sie unserem Wunsche die Weihe gäben."

Die halbe Stadt hatte mit ihrem voreiligen Geschwätz Unrecht gehabt. Wie vorhin Marie, war er jetzt bei meiner Erklärung ohne Fassung und ohne Antwort. „Alles, Herr Paulsen," brachte er mühsam hervor, „das hatte ich nicht vorausgesehen. Eher war ich mir eines Erdbebens gewärtig, als dieses Antrags. Eher, daß Sie mir das Bild von Saïs entschleierten — wissen Sie? Und jetzt wollen Sie es noch dichter verhüllen! Zu dem Schleier der Erinnerung den Mantel der Liebe fügen! Wie wirkt der Zauber der Mutter nach! Soll ich Ihren Antrag als eine Antwort auf meine Zweifel und Beängstigungen betrachten?"

„Auf alle Zweifel," beeilte ich mich, seine Rede abzuschneiden, „die Sie wegen der Zukunft Ihrer Tochter hegen konnten. Ihnen soll das Wohlergehen Mariens nicht theurer sein als mir."

Das Angemessene meiner Haltung gab auch ihm Besinnung, Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung wieder. „Ich habe in dieser Angelegenheit nur eine zweite Stimme, Herr Paulsen,“ sagte er, „meine Tochter hat einem Ehrenmanne gegenüber wie Sie allein ihr Herz zu fragen. Selbst wenn ich schon an einen Gatten für sie gedacht hätte, würde sie immer eine freie Wahl gehabt haben, aber Ihre Werbung überrascht mich darum so sehr, weil ich noch nie an Mariens Heirath gedacht. So selbstsüchtig ist die Liebe eines Vaters,“ und indem er sie bei der Hand faßte und mit der Linken langsam über ihren Scheitel strich, seufzte er: „Ach! nicht gerne sehe ich Dich scheiden, Kind meines Geistes, Kind meiner Schmerzen! Aber ziehe hin, wo die Welle des Lebens Dich leichter und lichter umspielen möge, als in dem Ernst Deines Vaterhauses.“

Zusammenzuckend warf sich Marie an seine Brust: „So kann ich Dich nicht verlassen, mein Vater!“

„Wenn das Weib gewählt hat, ist sie des Gatten,“ sprach er feierlich. „Wehe Jeder, die

mit getheiltem Herzen in die Ehe tritt. Nur zur Pein, zur Sünde und zum Verderben kann ihr dann diese Einrichtung ausschlagen, die im Namen Gottes eingesegnet wird und dem Teufel zum Spielplatz dient. Du hast gewählt, und Sie haben diese Hand ergriffen —" und er legte Mariens Rechte in die meine — „nun versuchen Sie, Herr Paulsen, ob das Gesetz der Vererbung zu brechen ist."

Das Alles entbehrte der schönen Freiheit und der Ursprünglichkeit einer schlichten und aufrichtigen Natur; es kam gleichsam qualvoll aus einer mit sich selbst ringenden und unzufriedenen Seele, aber ohne eine gewisse Größe und einen tiefen Eindruck auf mich war es nicht. Er glich Einem, dem eine magische Gewalt das Wort der Verdammung auf den Lippen in ein Wort des Segens verwandelt. Und so blieb er während der Stunde, die ich noch im Hause weilte. Die Kraft, meinem Antrage ein Nein entgegenzusetzen, hatte er nicht. Woher hätte er auch einen stichhaltigen Grund seiner Weigerung nehmen sollen, bei dem festen Entschluß, den er in meinen und in den Augen seiner Tochter las? Aber in seinem Innern sträubte sich etwas gegen unsere

Wünsche. Ein ungeheuerliches Etwas, dem er sich einen Ausdruck zu geben scheute. Ich glaube, daß aus dieser Unsicherheit seines Willens die Forderung entsprang, die er mir stellte: meine Verlobung mit Marien noch geheim zu halten; „es ziemt sich nicht," so kleidete er sein Verlangen ein, „daß wir ein solches Fest feiern, wo wir noch in Sorge und Unruhe eines werthen Kranken wegen sind." Je weniger mir daran lag, den Kleinstädtern von Neuem zur Zielscheibe ihrer Bemerkungen und Vermuthungen zu dienen, um so schneller willigte ich ein. Meinetwegen brauchte es die Stadt überhaupt nicht zu erfahren, daß sich zwei Menschenherzen erkannt und gefunden. Selbst als ich Abschied nahm, bewachte er mich und Marie mit seinen eifersüchtigen, spähenden Blicken. Allein bedurfte es zwischen uns der Betheuerungen und der schwärmenden Worte? „Auf morgen!" sagte sie halblaut, und der Glanz, der feucht in ihren Augen schimmerte, war mir das theuerste Zeugniß ihres Glücks und ihrer Liebe. Anmuthiger, so war es mir, bewegte sich ihre Gestalt, freudiger klang ihre Stimme; aus der

Dämmerung, die sie bedrückt, regte sich ihre Seele dem Morgenroth entgegen.

Die erste unangenehme Empfindung in meinem gehobenen Bewußtsein bereitete mir Richard Mind. Breit hingepflanzt, als ob er mich erwartet hätte, stand er unter den Bäumen. Wenn es mir nur möglich gewesen wäre, ihn abzuschütteln! Aber wie hätte ich ihn beleidigen dürfen, der doch nun einmal um das traurige Geheimniß wußte.

„Alles gut abgelaufen, Herr Paulsen?“ fragte er mit zuvorkommendem Gruß und theilnehmender Miene. „Sie sahen so fröhlich aus, ehe Sie mich erblickten. Bin ich Ihnen wie ein Schatten in die Erleuchtung gefallen? Ich war Ihretwegen in einiger Verlegenheit, deshalb stehe ich hier.“

„Sehr verbunden für Ihre Freundlichkeit, Herr Mind, obgleich ich nicht ahne, wodurch ich Ihnen eine Sorge verursacht haben könnte.“

„Durch Ihren Besuch dort drüben. Trauen Sie dem Pfarrer nicht, es ist ein Hinterhaltiges in ihm. Ich saß vorhin mit einem Bekannten bei einer Flasche Wein. Wir sprachen von meinen Zukunftsplänen. Berlin ist eine Art Magnetberg

für strebende Geister. Es reizt mich, einmal die große Welt kennen zu lernen, die Journalistik, die Volksversammlungen. Auch ich habe eine Zunge und eine Feder. Ich sage dies nur, um Ihnen anzudeuten, wie entfernt meine Gedanken in diesem Augenblicke von dem armseligen Neste hier und seinen Krähwinkeleien waren. Da gibt es einen allgemeinen Aufstand in der Weinstube. Der alte Kellner mit der Glatze stürzt an uns vorbei und reißt die Thür auf, der kleine purzelt im Eifer über einen Schemel, der Besitzer kommt aus dem Contor, die Feder und das Hauptbuch in der Hand; wenn sie es gekonnt, würden sich die Stühle, die Tische, der Kronleuchter und die Wände verneigt haben: seine Hochwürden der Herr Superintendent Wahrmund trat mit dem Sanitätsrath in die Erholung. Noch mehr; er setzte sich sogar und bestellte eine Flasche vom Besten; schweren Rüdesheimer. Und auf wen wird angestoßen? Auf den Herrn Grafen Bodin! Wir mußten wohl hören, was die Herren sprachen, denn während wir unsere Stimmen bescheiden vor so erlauchten Persönlichkeiten gedämpft hatten, legten sie sich keinen Zwang auf."

„Und ihr Gespräch versetzte Sie in Besorgniß meinetwegen?“

„Es kommt auf die Ohren an, die etwas hören. Der Herr Superintendent war sehr neugierig in Bezug auf Alles, was im Hause Paulsen sich ereignet, aus christlicher Theilnahme für den Kranken, und der Doctor ging in die Falle. Das Medicinische erspare ich Ihnen, wie es sich der Superintendent ersparte, indem er ins Glas guckte und die Blume einsog. Aber der gute Doctor rühmte sich auch, den Kranken schon so weit hergestellt zu haben, daß er sich stundenlang mit Ihnen unterhalte, daß er sein Testament zu machen beschlossen, so vortrefflich sei er bei Besinnung und Verstand.“

„Der Arzt ist eine Plaudertasche,“ sagte ich ärgerlich. „Wie kann er auf einen solchen Einfall eines Fieberkranken ein besonderes Gewicht legen!“

„Ihm war es auch nur ein Symptom der Genesung. Für den Superintendenten bedeutete es freilich etwas Anderes. Dann wurden Ihre Tugenden, Herr Paulsen, mit elektrischem Licht beleuchtet, welche Verdienste Sie sich als Seelenarzt um den Grafen erworben, Ihre Beziehungen zu dem Pfarr=

hause zart gestreift — da hielt ich es in Ihrem Interesse für geboten einzuschreiten, stieß plötzlich einen Laut des Erstaunens aus und begrüßte den Superintendenten, etwa wie Tell den Geßler, bescheidentlich: ich bin's, Herr Landvogt. Daß er mich hart und hochmüthig anfuhr, kränkte mich nicht, aber er machte ein Gesicht, das mir nicht gefiel. Wie Einer, der tödten will; sich oder einen Andern. Und auf mich hatte er es wahrlich nicht abgesehen. Ich bin ein Wurm, den er höchstens ohne Absicht zertreten würde. Er schob sein Glas bei Seite, mit einer Bewegung des Ekels, und stürmte fort. Nun wissen Sie, was mich hierher geführt. Ich vermuthete Sie im Pfarrhause, und ich sagte mir: vielleicht kann er dich brauchen. Diesmal, sehe ich, war es nicht nöthig. Aber gewarnt sind Sie. Guten Abend, Herr Paulsen."

Gewarnt? Ja, was hätte ich denn zu befürchten gehabt? Ein neuer Zorn- und Wahnausbruch Wahrmund's war nicht ausgeschlossen, und wie er vorhin in den Garten getreten, war wohl der Sturm im Anzuge gewesen. Die unbedachte Aeußerung des Arztes wie das aufdringliche Wesen Mind's

mochten ihn heraufbeschworen haben. Aber meine Erklärung hatte ihn offenbar beschwichtigt. Wenn die Tochter von ihm schied, verlor der Argwohn den Stachel, der ihn stets von Neuem reizte. Mit ihrer Entfernung mußte auch das Bild Gerda's und die ganze Vergangenheit erblassen. Ohne das dämonische Spiel des Zufalls, der den Tod Ulrikens mit der Rückkehr des Grafen verkettet — eine Verschlingung, in der Wahrmund den unmittelbaren Eingriff Gottes sah — würde er schwerlich von seinen selbstquälerischen Vorstellungen heftiger als sonst heimgesucht worden sein. Unmöglich, daß er die Verheirathung Mariens, sobald er sich an den Gedanken ihres Verlustes gewöhnt, nicht als ein Glück hätte betrachten sollen. Schade nur, daß diese hin- und herirrenden Gedanken mich aller Freudigkeit beraubten. Die bloße Erscheinung Mind's hatte genügt, mich aus der idealischen Sphäre in die Wirklichkeit hinabzuziehen. Ein unliebsamer Einfall löste den andern ab, eine Sorge hing sich in die andere. Wie mußte dieser freche Schelm über mich lachen! Ich war sein vorgezogener Nebenbuhler, ich, Hans Paulsen, hatte

Richard Mind ein Mädchen abspenstig gemacht! Vergebens rief mein Verstand die thörichte Aufwallung meines Herzens zur Ordnung; ich sah plötzlich einen Fleck auf Mariens Kleide, gleichsam als ob seine Huldigung ihre Reinheit hätte trüben können. Ob ich mich getraue, das Gesetz der Vererbung zu brechen? hatte mich der Vater gefragt. War es unsinniger oder schändlicher, Marien gegenüber eine solche Frage auch nur für einen Augenblick zu erwägen? Und doch . . Die Stimmung war mir verdorben, und nicht in der Laune eines glücklichen Bräutigams kehrte ich in mein Haus zurück.

Hilde hatte in meiner Abwesenheit dem Kranken Gesellschaft geleistet. Er schlief jetzt, wie es schien, ruhig und friedlich. Meine Abwesenheit, die sich länger, als vorausbedacht war, ausgedehnt, hatte ihn wohl mit Hoffnungen erfüllt, daß ich mit einem günstigen Bescheide heimkehren würde. Er wenigstens würde die unerwartete Wendung, die mein Besuch genommen, mit herzlichster Freude begrüßen. Vielleicht lenkte sie ihn auch eine Weile von dem Gedanken ab, seinen letzten Willen auf-

setzen zu lassen. Wie unablässig er sich damit beschäftigte, erfuhr ich von Hilden. Wiederholt hatte er sie gefragt, ob nach dem Justizrath geschickt sei? Und sie hatte ihn nur mit der Versicherung beruhigen können, daß Herr Fritzlaw ihn auf morgen eingeladen habe. Das rief mir Mind's Warnung ins Gedächtniß zurück. Mit verstärkter Gewalt, bei meiner Verdrießlichkeit und Schwarzseherei. War es nicht meine Pflicht, Marie zu bitten, auf ihrer Hut zu sein? Oder kleidete sich mein Bedürfniß, noch zu ihr zu sprechen, einen Theil meiner Unruhe abzuschütteln, in diese Form? In fliegender Eile schrieb ich ihr; durcheinander Sorgen, Liebesbetheuerungen; Mahnungen, nichts von dem Wunsche des Grafen, sie zu sehen, vor ihrem Vater laut werden zu lassen — den verworrenen Brief eines Liebenden, der mit sich selbst nicht im Einklang ist und sich von den Ereignissen fortgerissen fühlt.

Ich hatte nur eine Botin, um das Schreiben noch in so später Stunde in Mariens Hände zu bringen, Hilde. Eine unerklärliche Scheu drohte mir ihr gegenüber die Zunge zu fesseln. „Kann

ich Ihnen vertrauen, Hilde?“ wagte ich mich endlich heraus.

„Ja, Herr Paulsen, das können Sie,“ sagte sie, und ein Lächeln huschte über ihr offenes Gesicht, dem die Nachtwachen und die Krankenpflege nichts von seiner gesunden Frische geraubt.

„Da hab' ich einen Brief an Fräulein Wahrmund“ —

„Geben Sie ihn mir. Ihr allein? Nicht wahr? Ohne daß es der Pfarrer merkt?“ Und es kicherte zwischen Bosheit und Schelmerei in ihrer Stimme.

„Freilich, Sie wissen ja, wie vorsichtig man mit ihm umgehen muß und wie eifersüchtig er seine Tochter bewacht.“

„Auch vor Ihnen, Herr Paulsen? Wenn Sie ernsthaft zugreifen wollten! Seit unser Fräulein gestorben, hat Keiner den Muth, dem Pfarrer die Wahrheit zu sagen. Die verstand es, ihn zurecht zu rücken. Jetzt fürchten wir uns Alle vor ihm. Darum ist er uns übermächtig geworden. Will er Ihnen seine Tochter nicht geben?“

„Seine Tochter? Wie kommen Sie auf solche

Gedanken!“ Dabei merkte ich, wie ich unter ihrem Blicke roth wurde und meine Worte überstürzte.

„Das ist über Sie geworfen, dem können Sie sich nicht entziehen, wie sehr Sie sich sträuben mögen. Diese Heirath war der Wunsch Ihrer seligen Tante. Auch wenn sie nie darüber zu Ihnen geredet hat, schwebt das doch unsichtbar hier herum und umspinnt Sie. Und ist Fräulein Marie nicht ein schönes und reiches Mädchen? Voller Tugenden und klug — oh, so klug!“

„Und gut, vergessen Sie die Hauptsache nicht, Hilde,“ es war etwas in ihrem Lobe Mariens, das mich ärgerte.

„Gut, wie Sie es meinen? Da müßte sie ein Engel sein. Sie sind so gar nicht wie andere Menschen, Herr Paulsen, Sie sind nicht jähzornig und nicht rachsüchtig; Sie schenken gern und sind gütig gegen Jedermann; Sie verbergen nichts und haben keine Tücke im Herzen; so sind wir Frauenzimmer nicht, so nicht! Aber gram kann Ihnen keine sein. Und darum geben Sie mir Ihren Brief, das Fräulein soll nicht warten.“

„Hilde, Sie sind nicht ehrlich, Sie grollen dem

Fräulein noch immer, und es ist nicht recht von mir, Ihre Dienste in dieser Sache zu beanspruchen."

„Was geht es Sie an, wenn ich das Fräulein nicht leiden mag? Wie viel glücklicher ist sie als ich! Darum freut es mich, ihr hülfreich zu sein. In der ersten Zeit, als ich hier im Hause war, hat sie immer ihr Kleid an sich gezogen, wenn sie an mir vorüberging, um mich nicht zu streifen. Jetzt bring' ich ihr einen Brief ihres Verlobten, heimlich, beim Einbruch der Nacht. Ist das nicht spaßig? Ich thu' es Ihnen und mir selbst zu Liebe."

Halb gab ich ihr, halb entriß sie mir das Schreiben. „Wie kommen Sie unbemerkt in das Pfarrhaus?" fragte ich nun erst.

„Das Fräulein hat mir den Schlüssel zur Gartenpforte gegeben, und das Fenster ihres Schlafzimmers geht auf den Garten. Gelt, Herr Paulsen, in der List sind wir Ihnen über."

Ja, das waren sie. Nur daß mich gerade dieser List und Heimlichkeit wegen eine Beängstigung überfiel. Als ob die Wahrheit unser lügnerisches Spiel zerreißen müßte. „Ich sollte Sie lieber doch

nicht schicken," sagte ich, „es eilt nicht. Und ein Gewitter ist im Anzug."

Sie indessen war nun schon Feuer und Flamme bei dem Abenteuer und, während ich hin und her schwankte, fest in ihrem Willen. „Das Gewitter wird mir nichts anhaben, ich husche drunter weg. Und ist es zu arg, bleibe ich die Nacht über im Pfarrhause. Einen Schlupfwinkel werden wir schon ausfindig machen. Hier bin ich nicht nöthig, die Schwester muß gleich eintreffen, um bei dem Herrn Grafen zu wachen." Uebermüthig beinahe nickte sie mir zu. „Sorgen Sie sich nicht um uns, Herr Paulsen, wir sind Eva's Töchter. Es wäre zu drollig, wenn ich Ihnen morgen die Braut zuführte."

Dann hörte ich sie unten noch mit der alten Ursel reden, der Schwester einige Verhaltungsmaßregeln wegen des Kranken mittheilen, die der Arzt für die Nacht angeordnet . . Nun fiel die Hausthür hinter ihr ins Schloß, und langsam, noch in der Ferne, grollte der erste Donner über uns hin.

IX.

Schwer und lange hatte das Gewitter über der Stadt getobt. Bis nach Mitternacht hatten in den Häusern die Lichter gebrannt, in der Sorge, daß der Blitz einschlagen könne. Es war nicht verwunderlich, daß Hilde unter diesen Umständen nicht aus dem Pfarrhause zurückgekehrt war. Um so weniger, da sie kein Hehl daraus gemacht, daß sie dort die Nacht zuzubringen und irgend ein Abenteuer zu bestehen wünsche. Möglich, daß sie vor Allem eine längere und ungestörte Aussprache mit Marien beabsichtigt, in der sie jetzt ihre zukünftige Herrin sehen mochte. Wir hatten sie nicht gebraucht, unserem Kranken hatte die Sturmnacht nichts angehabt. Sein tiefer Schlaf war nur einmal auf kurze Zeit von den heftigen Donnerschlägen gestört worden. „Marie!" hatte er aus seinem Traume heraus gerufen. Mit hellen Augen, in dem Gefühl

der Genesung, blickte er in den jungen Frühlingsmorgen. Fritzlaw und ich, wir drückten uns die Hand, daß wir ihn glücklich durchgebracht; sein gutes Aussehen schien die Möglichkeit eines Rückfalls auszuschließen. „Gottlob," sagte der Alte, „blauer Himmel über uns! Und da in der Ecke taucht auch die Aussicht der Italiareise wieder auf." Ich hütete mich wohl, ihm zu gestehen, welch' neues Hinderniß ich selbst gestern Abend meinen Reiseplänen geschaffen. Trotz seiner Neigung für Marie war ich nicht sicher, die bittersten Vorwürfe über meine Wankelmüthigkeit einstecken zu müssen. Denn seit den Reden Mind's war ihm die Ehe, die er sonst mit der Ironie eines Junggesellen als ein Problem betrachtet, zu einer so ungeheuerlichen Einrichtung des Lebens geworden, daß er sie ebenso sehr fürchtete wie verachtete; „ich hab' ein kaltes Gruseln," meinte er, „wie vor Gespenstern."

Ich saß in meiner stillen Stube am offenen Fenster. Da plötzlich stürmte Hilde die Treppe empor und riß die Thüre auf. Wie entgeistert blieb sie auf der Schwelle stehen, die Hand um den Thürgriff geballt, als bedürfe sie einer Stütze,

um nicht zu fallen. Sie war bleich und übernächtig, und Alles zitterte an ihr von dem eiligen Lauf.

„Ist ein Unglück geschehen? Was macht Marie?“ So war ich erschrocken auf sie zugesprungen.

„Ich bin fortgelaufen, um Sie vorzubereiten, Herr Paulsen. Sie wollte zu Ihnen kommen, zu Ihnen und dem Herrn Grafen.“

„Zu dem Grafen Bodin? Um des Himmels willen! Hat der Pfarrer vielleicht —“

„Ja, er hat zu ihr geredet, fürchterliche Dinge! Sich um den Verstand zu bringen und die Andere, die es hören mußte. Wie bin ich für meine Voreiligkeit bestraft worden! Wäre ich lieber in dem Gewittersturm umgekehrt.“

„Schöpfen Sie Athem, Hilde! Was hat es denn gegeben? Soll ich hin zu ihr?“

„Sie wird kommen. Es wäre zu grauslich, wenn Sie ihr auf der Straße begegneten.“ Sie hatte die Thür verlassen und war einige Schritte in die Stube hineingegangen. Ich schob ihr einen Stuhl hin, und sie fiel fast darauf nieder. „Fassen Sie sich,“ sagte ich und blieb vor ihr stehen,

„erzählen Sie mir. Die Wetterwolke über dem Hause mußte einmal platzen. Aber es wird sich Alles noch zum Guten wenden.“

„Wird es? Wenn Sie den Pfarrer gehört, glaubten Sie es nicht; der Teufel ist so mächtig in ihm, wie damals nach dem Tode seiner guten Frau. Ich war gestern so lustig und so leicht von Ihnen gegangen; ich freute mich ordentlich, dem Pfarrer einen Schabernack spielen zu können, nun hab' auch ich meine Strafe weg. Ich kam grad durch den Garten, als die ersten Tropfen fielen. Das Fräulein hatte Licht in ihrem Zimmer und stand am Fenster, wohl in Gedanken an Sie. Sie erkannte mich gleich und ging selbst die Treppe hinunter, mir die Hinterthür des Hauses zu öffnen. Da war nun zuerst große Freude über Ihren Brief, und daß sie mit mir von Ihnen sprechen konnte. Wir saßen hinter der verschlossenen Thür und überhörten in unserem Geplauder beinahe Donner und Sturm und Regen. Sie war mild und freundlich mit mir, wie schon seit lange nicht.“

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß sie ein gütiges Herz hat?“ unterbrach ich sie, selbst in

dieser drängenden Hast schmeichelte es mir, das Lob der Geliebten zu hören.

„Ja, wir hockten zusammen, als ob wir noch die Kinder und die Spielgefährtinnen von ehemals wären, als wäre nichts zwischen uns gekommen, und wir versprachen uns, wieder gute Freundinnen zu sein. Und wie Kinder thun, flüsterten wir miteinander und hielten uns umfaßt, halb aus Zärtlichkeit, halb aus Furcht vor dem Gewitter. Denn das war inzwischen immer stärker geworden, und in dem unaufhörlichen Rollen und Knattern des Donners hatten wir nicht Acht darauf gehabt, daß einer die Stiege heraufgekommen und jetzt heftig an die Thür pochte. Der Vater! zischelte mir Marie ins Ohr und drängte mich rasch in die Nebenkammer. Bist Du es, Vater? fragte sie dann und schob den Riegel von der Thür."

„Und nun fuhr er wild auf die Tochter los?"

„Das dacht' ich auch, denn ich sehe ihn immer noch, wie er sie vor Jahren an den Haaren herumgeschleift hat, und ich stand auf dem Sprunge, ihr bei der ersten Bewegung, die er machen würde, Hülfe zu bringen. Ich hätt' es wohl mit seinem

Jähzorn aufgenommen. Aber es kam ganz anders. Viel erblicken konnte ich durch das Schlüsselloch nicht von ihm, doch gewahrt' ich, daß er seinen schwarzen Talar umgethan, als wollte er eine Predigt halten. Und die hielt er auch. Mit einer Stimme, die mir noch mehr als der Donner, der über uns grollte, durch Mark und Bein ging. Eine Predigt von Sünde und ewigem Verderben, daß mir die Haare flogen und das Herz zum Zerspringen hämmerte. Nicht meinetwegen, an mir ist nach der Meinung des Pfarrers nichts mehr zu verderben, aber um des armen Fräuleins willen, auf deren Seele das Alles niederprasselte wie Hagelkörner. Und sie war noch eben so glückselig gewesen und hatte so Liebes von Ihnen geredet, Herr Paulsen! Jetzt sollte sie mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen, ob sie Ihre Frau werden könnte — sie, die Tochter einer — — —"

„Sagte er das Wort? Er ist nicht bei Sinnen!"

„Ja, das sagte er, ohne Scham und Schande seiner Tochter ins Gesicht und schmähte die gute Selige, die viel besser und frommer und demüthiger

bei ihren Lebzeiten gewesen war, als er, daß ich vor Zorn hätte aufschreien mögen. Das Fräulein war stumm und starr, ich vernahm nicht einmal, ob sie schluchzte. Und da der Apfel nicht weit vom Stamme fiele und das lüsterne Blut der Mutter in ihr flösse, würde sie ebenso handeln wie diese und Unehre über ihren Gatten bringen. Es gäbe nur ein Heilmittel, wenn sie ihr Verlöbniß aufkündigte und in des Vaters strenger Zucht bliebe, dann flösse vielleicht aus Gottes Grimm seine lautere Gnade: da stieß sie einen jähen Schrei aus und fiel schwer auf den Boden. Im Augenblick war ich bei ihr, knieete neben ihr nieder und hob ihr Haupt empor. Er stand mit hoch erhobenen Armen, und der Talar schlotterte um ihn. Fort! schrie ich ihn an, wollen Sie Ihr Kind morden? Lieber todt als verdammt, sagte er, aber er ging. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, wich ihre Ohnmacht. Daß ich die Mägde herbeirief, litt sie nicht; sie wollte auch mich fortschicken. Allein das gelang ihr nicht. Welche Nacht, Herr Paulsen! Welche Nacht haben wir durchweint! Gegen den Morgen wurde sie ruhiger und entschlossener. Doch

wie sieht sie aus! Es ist herzbrechend. Dafür wird jetzt die ganze Schlechtigkeit und die eifersüchtige Bosheit des Pfarrers ans Licht kommen, und das freut mich! Wie hat er mich vordem verlästert und verketzert! Freilich, ein Mann, der seine eigene verstorbene Frau beschimpft! Auf der auch nicht ein Stäubchen lag! Nicht ein Stäubchen!"

Ich fühlte mich weder berufen, sie aufzuklären, noch ihr den Groll und die Schadenfreude gegen den Superintendenten zu verweisen, ich dachte nur an die unglückliche Marie und an die Möglichkeit, sie zu beruhigen. Flüchtig dankte ich Hilden für ihre Klugheit und Entschlossenheit und wollte eben das Haus verlassen, als mir auf der Treppe Marie entgegen kam. Hilde hatte Recht, ihr Antlitz war wie zu Stein verwandelt. Unwillkürlich hatte ich bei ihrem Anblick die Arme geöffnet, die Wankende darin zu empfangen und hinaufzuführen, aber mit dem traurigsten und zugleich eisigsten Blicke wehrte sie meine Berührung und meine Hülfe ab.

Welch' ein Opfer der Wahrheit! sagte ich mir, während ich sie in ein Zimmer geleitete. Wenn dies ihre Wirkung ist, möge uns nie die

Wahrheit entschleiert werden. Der Bodensatz des Menschenlebens ist nicht zum Anschauen für empfindliche Seelen da. Was für die roheren Naturen der Rausch, ist für die feineren die Lüge; sie beide helfen ihnen über das Elend und die Gemeinheit der Wirklichkeit hinweg.

Widerwillig, da der Leib schwächer als der Geist, war sie in einen Sessel niedergesunken; ich hielt ihre Hände fest in den meinigen. „Sie sind außer sich, Marie! Es sind leere Schreckbilder, die Sie ängstigen. Sie kannten den Wahn, der Ihren Vater quält und verfolgt, wir haben oft genug darüber gesprochen, was ist in der Nacht geschehen, daß er auch Sie angesteckt hat? Habe ich mich seit gestern verändert? Sind Sie nicht mehr, was Sie gestern waren? Mir so theuer und so lieb, wie je? Ist es nicht gerade das Leiden Ihres Vaters, das uns zusammengeführt hat?" So im Durcheinander der Gedanken und der Worte redete ich auf sie eifrig und beschwichtigend ein.

„Ja," erwiderte sie mit einem bitteren Ton, „ich bin nicht mehr, die ich gestern Abend war. Damals war ich Ihres Mitleids und Ihrer Liebe

werth; ich wußte nicht, daß ich in Sünden und zur Sünde geboren bin. Jetzt aber braust und gährt es in mir; aus der Gluth, die in dem Innern jenes Mannes tobt, ist ein Funke in mein Herz gefallen. Sie haben um ein sanftes und ein reines Mädchen geworben, und ein leidenschaftliches mit vergifteter Phantasie steht vor Ihnen."

„Das ist nicht Ihre Stimme, nicht die Stimme der gütigen und ruhig klaren Marie, der Vater redet noch aus Ihnen. Und glauben Sie mir, sein zorniger Geist schafft mehr Unheil, als all' die Schuld, die er Ihrer Mutter andichtet."

„Andichtet? So spricht nur ein Ueberzeugter, welcher der Wahrheit voll ist."

„Das sind alle Schwärmer. Aber was beweist das für uns, für Sie und mich? Ich werde mir das holde Bild Ihrer Mutter nicht durch solche Vorstellungen trüben lassen, und sollte ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß Sie ihr gleichen? Darf die Eifersucht Ihres Vaters, seine Abneigung, Sie aus seiner Macht zu geben, und, um Alles zu sagen, sein Haß gegen den Grafen, unser Glück

zerstören? Was hat unsere Zukunft mit seiner Vergangenheit gemein?"

„Sie müssen aus Ihrem Edelmuth heraus so reden, aber mein Gewissen bringen Sie damit nicht zum Schweigen. Weit zurück habe ich den schmählichen Verdacht meines Vaters gewiesen, daß Sie aus Eigennutz und im Einverständniß mit dem Grafen um mich geworben, daß er Ihnen einen Theil seines Vermögens um diesen Preis versprochen hätte."

„O, des unseligen Argwohns und seiner häßlichen Scharfsichtigkeit! Jedes Staubkorn nimmt er unter das Vergrößerungsglas."

„Ich habe an Ihnen nicht gezweifelt, so sollen Sie fortan auch an mir nicht zweifeln. Aus dem Dunkel, das mich umgibt, würden immer Irrungen, Schrecknisse und böse Gedanken auftauchen; ich würde niemals ruhig werden, und Sie würden niemals meiner Treue sicher sein. Darum will ich Klarheit um mich haben. Der Graf hat mich zu sehen gewünscht. Da bin ich, führen Sie mich zu ihm."

Sie war in einer Erregung und Unabänderlichkeit des Willens, der ich nachgeben mußte, wie

bedenklich es mir auch erschien, sie in dieser Stimmung zu dem Grafen zu lassen. Ihn vorzubereiten war ausgeschlossen, kaum, daß ich Johann zu ihm hineinschicken konnte, ob er Fräulein Wahrmund empfangen wolle? Sie hatte den Hut abgelegt und das braune Haar, jedes Bandes ledig, fiel ihr leicht gelockt, in einem eigenen Glanze unter dem Widerschein der Morgensonne erschimmernd, auf die Schultern. Das schwarze Wollenkleid ließ sie noch höher und stolzer erscheinen, als sie war; nichts Weißes war an ihr sichtbar; wie in tiefer Trauer schritt sie daher, ernsten Ganges, mit einem Zuge der Unerbittlichkeit in ihrem marmorkalten Gesicht.

Der Graf saß aufgerichtet in seinem Bette. Die freudige Erwartung erhöhte den Glanz seiner Augen und lag als leichte Röthe auf seinen eingefallenen Wangen. Warmer Sonnenschein erfüllte das Krankenzimmer. So oft hatte Marie es in den letzten Wochen Ulrikens betreten, daß sie ohne Verlegenheit sich dem Lager näherte. Ich folgte ihr. „Da ist Fräulein Wahrmund," sagte ich mit gedämpfter Stimme, „wie Sie es gewünscht haben."

Das schwarz gekleidete Mädchen mit dem

strengen Ausdruck seiner Mienen, in seiner herben Haltung, enttäuschte seine Hoffnung, und seiner Gewohnheit nach senkte er seine Wimpern über die Augen, als müsse er sich erst innerlich an den unvermutheten Anblick gewöhnen. Nichts erinnerte zu dieser Frist an und in Marien an ihre Mutter oder die Roggensee. Nur ein wenig milderte das erwachende Mitleid mit dem Kranken ihre ablehnende Kühle.

„Sie wollten mich sprechen, Herr Graf," redete sie ihn an, „und da ich von Herrn Paulsen gehört, daß Sie ein Jugendfreund meiner Mutter gewesen sind, bin ich zu Ihnen gekommen."

Auf einem Stuhl neben dem Bette hatte sie sich niedergesetzt. Ich stand in der Fensternische, bereit zum Rückzuge, so bald es mir räthlich erscheinen würde, Beide allein zu lassen.

„Ich danke Ihnen, mein liebes Fräulein," antwortete Bodin mit seiner sympathischen Stimme, der seine Angegriffenheit einen rührend weichen Klang gab, „Sie bereiten mir eine große Freude. Auf ein Gespräch wagte ich kaum zu hoffen; bei meinem Zustande wäre ich schon beglückt gewesen,

Sie nur durch das Zimmer schreiten zu sehen; ich hätte es mir in meiner Phantasie als eine Engelserscheinung ausgelegt.“

Er hatte seine Augen aufgeschlagen, und seine stillen Blicke schienen ihr Bild gleichsam in sich saugen zu wollen. Sie duldete es, ohne den Kopf abzuwenden, und betrachtete ihn mit derselben aufmerksamen Wehmuth. In ihrem Geiste mochte sie seine Züge und seine Sprache mit denen Wahrmund's vergleichen und halb unbewußt ihre eigene Persönlichkeit nach Aehnlichkeiten mit dem vor ihr liegenden Manne durchforschen. Allein keine noch so entfernte und verblaßte Erinnerung regte sich, keine noch so leise Stimme sprach in ihr für den Grafen. Er blieb für sie ein Fremder, dessen Eindrängen in ihr Leben sie sich nicht erklären konnte. In dem Dunkel ihres Gedächtnisses blitzte wohl jenes Medaillonbild auf, das ihr Mind einmal gezeigt, doch hatte der Eindruck sich ihr nicht lebendiger eingeprägt. Und wie sie sich auch Alles zusammenzureimen suchte, in ihre Seele trat es nicht. Wie ein Felsstück war es auf sie gefallen und drohte sie zu erdrücken; eine Beziehung zwischen ihrem Dasein,

ihrem Empfinden und der Grausamkeit des Zufalls fand sie nicht.

Je inniger und zärtlicher Bodin's Gefühle für sie waren, desto richtiger erkannte er, was in ihr vorging. „Sie fragen nach der Ursache meiner Theilnahme für Sie," sagte er, „und entdecken keine. Ein gewisses Befremden beschleicht Sie. Es ist so natürlich, daß Sie längst vergessen haben, welch' alte Bekannte wir sind."

„Ich weiß es erst durch die Mittheilungen des Herrn Paulsen," antwortete sie.

„So nehmen Sie mich als Ihren jüngsten Freund auf," meinte er mit einem milden Lächeln, „wie ich der älteste Ihrer Mutter war. Als junges Mädchen habe ich sie auf dem Pfarrhof in Pritzwalk gekannt, als Gattin Ihres Vaters habe ich sie verehrt; dann ist der Krieg, sind meine Reisen zwischen uns getreten. Jahre lang sind wir für einander verschollen gewesen; sie ist gestorben, während ich in Japan weilte. Aber das Gedächtniß einer so großen Schönheit, einer so engelhaften Güte konnte in mir nicht sterben; es war ein Theil meines Wesens geworden. Da wäre es still erloschen, ohne

die Reihe der wunderlichen Ereignisse, die mich auf dies Krankenlager geworfen haben . .“ Er hielt inne, das längere Sprechen und die Gewalt, mit der er seine innerste Bewegung zurückdrängte, hatten seine Kräfte erschöpft.

Unter seinen so gemessenen und zarten Worten hatte Marie etwas von ihrer Härte und Sicherheit eingebüßt. In dem ersten Antriebe der Leidenschaft mochte sie es für möglich gehalten haben, ihm zuzurufen: bist Du mein Vater? Weder Maß noch Ziel hatte der wilde Zorn gekannt, von dem sie sich ergriffen fühlte. In seiner Nähe jedoch entschwand ihr der unweibliche Muth. Seine Schwäche bot ihr keinen Punkt zum Angriff, keines seiner Worte reizte sie zum Widerspruche. Was er von ihrer Mutter sagte, drückte Hochachtung und Bewunderung aus und tröpfelte, ohne daß sie es sich eingestand, Balsam auf ihr wundes Herz. Durfte sie ihn nach seinem Geheimniß fragen? Ihm vorhalten, welcher Schuld ihn Wahrmund bezichtigte? Unsicher irrte ihr Blick über ihn hin, unsicher flog er zu mir hinüber. Sie zürnte ihrer eigenen Schwäche und rang doch vergeblich mit ihr. „Sie haben meine

Mutter sehr geliebt?“ brachte sie endlich zwischen den bebenden Lippen hervor.

„Gibt es Jemanden, der sie gekannt und nicht geliebt?“ fragte er dagegen. „Hat Ihnen Herr Paulsen nie von seiner Schwärmerei für sie erzählt? Haben Sie je ein anderes Urtheil als das rückhaltloser Verehrung über sie gehört?“ Einen Moment schlug sie die Augen nieder, dann aber faßte sie ihre Entschlossenheit zusammen und sagte leise: „Ja, von meinem Vater.“

„O — verzeihen Sie ihm! Er ist sehr unglücklich, wenn er jetzt noch diese schöne Seele verkennt. Als Sie ein Kind waren, trug er Ihre Mutter auf Händen. Es waren starke, rauhe Hände; wenn sie zugriffen, verletzten sie oft, wo sie liebkosen und wohlthun wollten. So thut er jetzt seinen theuersten Erinnerungen weh.“

„Es schmerzt, wenn wir merken, daß ein Herz uns nicht ganz gehört hat, das wir doch das unsrige nannten.“

„Ach, mein Kind, was wogt Alles auf und nieder, im Laufe der Jahre, in einem Menschenherzen! Nicht nach seinen flüchtigen Wallungen dürfen wir

es richten; wie es sich auslebt, das macht seinen Werth oder Unwerth aus. Und eine Seele, die sich immer wieder ins Rechte findet, sollte nicht das Recht eines eigenen Daseins, eigener Freuden und Leiden haben? Aber wohin verirrt sich das Gespräch! Statt mich dem Glücke Ihrer Gegenwart hinzugeben, nach Ihrem Ergehen, nach Ihrer Zukunft zu forschen, wie es sich ein kranker Mann wohl gestatten mag, verliere ich mich in Unergründlichkeiten. Der Antheil, den ich an dem Schicksal und den Hoffnungen meines lieben Freundes dort," und er deutete auf mich, „nehme, macht solche Fragen vielleicht auch in Ihren Augen um so verzeihlicher."

Wohl merkten Beide, daß sie mehr und mehr das Ziel verloren, das sie durch diese Begegnung zu erreichen gehofft. Aber der Sturm des Gefühls, in dem es allein möglich gewesen wäre, hatte sie nicht ergriffen. Den Grafen hatte Mariens Haltung eingeschüchtert, sie fand sich ihm gegenüber auf die Vertheidigung eingeschränkt. Was er ihr sagte, war der Lage so verständig angepaßt, so ohne jeden Ton der Leidenschaft, daß sie an den Behauptungen

ihres Vaters irre wurde. Wenn doch nur eine idealische Neigung, eine Seelenfreundschaft ihre Mutter mit dem Grafen verbunden, wenn einzig das Reißen und Zerren daran die Unschuld zur Schuld entstellte! Wie unkindlich und hassenswerth hätte sie sich selbst erscheinen müssen, würde sie dem, was ihr das Herz zerwühlte, ein Wort geliehen haben! Bodin's letzte Aeußerung, die das Gespräch weit ab von der ursprünglichen Absicht dieser Zusammenkunft lenkte, erleichterte Beide und erlaubte mir, bescheiden mich einzumischen. Je deutlicher sie erkannten, wie viele Dinge zwischen ihnen standen, wie der Kraft, die sie zu einander zog, eine andere, die sie auseinander trieb, entgegenwirkte, desto willkommener war ihnen meine Vermittelung. Ich war die lebendige Verbindung zwischen ihnen, stärker und greifbarer als der Schatten Gerda's ...

Und so durfte ich nach einiger Zeit ihnen vorschlagen, für diesmal die Unterredung zu schließen, schon aus Rücksicht auf die geringen Kräfte des Kranken, die der Schonung bedurften. Was sich billiger Weise von einer ersten Zusammenkunft zweier Menschen, die sich bis dahin

fremd geblieben, erwarten ließ, hatte sich erfüllt, eine Annäherung war eingetreten, die Scheu vor einander überwunden. Ob sich ein innigeres Verhältniß anknüpfen würde, mußte der Zukunft anheimgestellt werden. Aber wie tapfer bis dahin sich auch Bodin selbst überwunden, ein so gelassener Abschied stand in einem zu schmerzlichen Widerspruche zu der Hoffnung, mit der er dieser Aussprache entgegengesehen, und zu der Rührung, die ihn bei dem Gedanken der Trennung ergriff. Würde er jemals Marie wiedersehen? Durfte er noch einmal auf eine solche Gunst des Zufalls rechnen? Er richtete sich in seinen Kissen hoch auf, legte meine und Mariens Hände ineinander und sagte: „Wie beglückt wäre ich, wenn sie immer so vereinigt blieben! Es gibt nichts Schöneres und Heiligeres auf Erden als den Bund zweier Herzen. Wohl denen, die ihn ohne Schuld schließen, sie haben die Krone des Lebens gewonnen. Mir ist es, als wären Sie beide von lange her für einander bestimmt, als hätte mich das Geschick in seiner unerforschlichen Weisheit hierher geführt, diesen Bund zu stiften und zu segnen,“

und er beugte sein Gesicht zu Marien hinüber, um ihre Stirn flüchtig mit seinen Lippen zu berühren.

„Halt!“ rief da eine mächtige Stimme hinter uns. Wir hatten das Oeffnen der Thüre überhört und fuhren erschrocken auseinander. Auf der Schwelle stand Wahrmund. War es nur, daß ihn der volle Sonnenschein, der durch das Fenster hereinfiel, umglänzte, oder war es eine Vision meiner Einbildung — wie von innerem Feuer glühte er.

„Halt!“ rief er noch einmal. „Die Lippen des Sünders sollen dem Kinde der Sünde nicht das Siegel der Verderbniß aufdrücken.“

Bis in die Mitte des Gemachs war er vorgeschritten. Ihn zu hindern, wäre mir vielleicht nicht einmal möglich gewesen, allein mir kam dieser Gedanke gar nicht. Es war wie eine Lawine, die den Berg hinunterrollt. Marie war neben dem Sessel, auf dem sie bisher gesessen, in die Kniee gesunken, und verbarg ihr Gesicht an seiner Lehne. Zwischen den beiden Männern war nichts — der Eine ein Kranker mit blassen, eingesunkenen Wangen, aus denen die Augen wie in einem Auflodern der Lebenskraft verzehrend flammten, mit fliegenden

Händen, die auf der Bettdecke hin und her fuhren, als ob sie dieselbe zurückstreifen wollten, der Andere scheinbar in der Fülle körperlicher Gesundheit, mit geschwollenen Stirnadern, mit starkem Nacken, breitschultrig und hoch, ganz Eifersucht . .

„Da bin ich, Graf Bodin," sagte er, „zwischen uns ist der Tod und sein Abgrund. Alles Irdische ist von uns abgefallen; keine Rücksichten und keine Lüge sollen die freie Seele mehr binden. Hier stehe ich und fordere Wahrheit."

Eine dunkle Röthe zuckte über das Gesicht des Grafen hin. Er machte eine gewaltsame Anstrengung, als wollte er Decke und Kissen von sich abwälzen und aufspringen, seinem Feinde zum Kampfe entgegen. Aber seine Schwäche und mit ihr das Bewußtsein seiner Hülflosigkeit steigerten sich nur in dieser vergeblichen Bemühung. Noch erwiderte er den Haß- und Zornblick Wahrmund's mit einem letzten Aufleuchten seiner Augen aus ihren tiefen Höhlen heraus, das gegenüber seiner körperlichen Ohnmacht etwas doppelt Furchtbares hatte, dann erlosch auch dies Feuer unter der dämonischen Gewalt des Gegners, und mit leiser Stimme, die

Augen schließend und die Rechte nach Marien ausstreckend, bat er: „Verzeihung, Wahrmund, um dieser willen, Verzeihung!“ Einen Augenblick hielt er die Hand noch erhoben, als erwarte er, daß sie Wahrmund ergreifen werde — kraftlos fiel sie auf die Decke zurück.

„Verzeihung!“ schrie Wahrmund und brach in ein ingrimmiges Gelächter aus. „Das ist auch ein Geständniß. Die Wahrheit siegt, die Wahrheit! Da ist sie, ich halte sie!“ Und wie triumphirend schaute er zu der Sonne auf. „Vor dir gibt es keine Lüge, die Sonne bringt Alles an den Tag.“ Mit den Händen fuhr er sich wild durch die Haare, daß sie sich wie Borsten emporsträubten. „Ein Reif ist von meiner Stirn gesprungen, ein Stein ist von meinem Herzen gefallen. Was liegt daran, ob wir zu Grunde gehen? Lobsinget der Wahrheit! Her zu mir, Marie! Unauflöslich gehören wir zu einander! Mit mir ist das Elend, mit Dir ist der Fluch. Deine Mutter war —“

Sprach's, stammelte, gurgelte einen heiseren, unverständlichen Laut wie im Erstickungskrampf,

und lag breit und steif wie von einem Blitz gerührt auf dem grauen Teppich des Fußbodens.

„Mein Vater!" schluchzte Marie auf und warf sich über ihn hin.

Nicht einem Menschen, einer Leiche ähnlich starrte Bodin auf den gestürzten Feind. Hilde und Johann kamen auf meinen Hülferuf; wir hoben ihn auf, trugen ihn in das Nebenzimmer, betteten ihn auf ein Sopha. Ein Schlagfluß hatte ihn tödtlich getroffen. Ohne die Besinnung und die Sprache wieder zu erlangen, lebte er noch einige Stunden; seine glanzlosen Augen erkannten Keinen mehr, seine gelähmten Hände erwiderten keinen Druck mehr. Nur was sich auf die Behandlung des Sterbenden bezog, wurde zwischen uns besprochen, sonst war es, als hätte das Verhängniß uns Alle mit Stummheit geschlagen. Der Sanitätsrath wollte solchen Ausgang in den letzten Tagen vorausgeahnt haben und deutete an, daß der Tod Wahrmund vor Schlimmerem bewahrt. Er überließ mir und Marien die Sorge um ihn und wandte seine Kunst und Pflege einzig dem Grafen zu, als hinge sein Ruf davon ab, daß er wenigstens einen

seiner Kranken durchbrächte. So lange ihr Vater noch schwer und stöhnend athmete, war Marie von einer seltsamen Unruhe und Scheu; bei seiner leisesten Bewegung, bei jedem zufälligen Geräusch schauerte sie zusammen; zuweilen hatte sie den Ausdruck und die Stellung einer ängstlich Horchenden — fürchtete sie, sein Mund könne sich noch einmal öffnen, um den Satz zu vollenden, in dem ein Unsichtbares ihn unterbrochen? Als er den letzten Odem verhaucht und kalt und starr dalag, kniete sie nieder, küßte seine herabhängende Hand und schloß ihm die Augen — Alles ohne Thränen und ohne Seufzer. Aufstehend, war sie eine Verwandelte. Jede Unsicherheit war aus ihrer Haltung und ihrem Willen gewichen, mit ihrer Entschlossenheit war ihr auch ihre Unnahbarkeit wiedergekehrt. „Wenn man in solchen Dingen ein inneres Zeugniß anrufen darf," sagte sie mir, „so weiß ich, daß ich seine Tochter bin, mit dem Grafen hab' ich nichts zu schaffen." Ohne ihm Lebewohl zu sagen, verließ sie mein Haus. Kaum, daß sie meinen Kuß auf ihre Stirn duldete; als ich sie in meine Arme schließen wollte, trat sie zurück: „Laß!"

Nur mit Mühe gelang es mir und Fritzlaw, ihr einen Theil der Sorgen um die Bestattung abzunehmen. In jeder Hinsicht, in Pomp und Würden, in Feierlichkeit und Trauer war sie der Stellung und der Bedeutung des Todten angemessen. Die Stadt hatte ihren hervorragendsten Mann, die Kirche ein weithin leuchtendes Licht in ihm verloren. Welches Aufsehen auch der plötzliche Todesfall erregte, eine Vermuthung über den wirklichen Zusammenhang tauchte nicht auf. Der Einzige, der außer uns drei Augenzeugen den Hergang errathen mochte, Richard Mind, schwieg und spielte den Erstaunten; er hatte keinen Grund, Gerüchte, die ihm nichts einbringen konnten, auszustreuen. Für die Anderen hatte der Besuch, den der Superintendent mit seiner Tochter dem aus schwerer Krankheit erstandenen Grafen gemacht, nichts Auffälliges; war doch der Doctor ein klassischer Zeuge für die aufrichtige Freude, die Wahrmund über die Genesung Bodin's gezeigt. Daß der Prediger ein wunderlicher Heiliger, ein Erforscher Gottes und Wahrheitssucher gewesen, stand bei Allen, die nicht auf die geistliche Saite gestimmt waren, fest,

ihnen konnte auch das Dienstbotengeschwätz von den absonderlichen Reden, die Wahrmund öfters mit seiner Tochter geführt haben sollte, nichts Neues sagen; nach ihrer Meinung hatte er seine Tochter falsch erzogen und war seiner Gattin nicht werth gewesen.

Der in dem Kampfe der beiden Männer nach menschlichem Ermessen hätte unterliegen müssen, der Graf, blieb am Leben. An dem Tage, an dem wir Wahrmund bestatteten, entschied sich die Besserung seines Zustandes. Die unaufhörliche Spannung verschwand aus seinem Gemüthe, eine Leere trat ein, aber auch eine tiefe, beinahe wunschlose Ruhe. Zusehends erholte er sich, bald durfte er das Bett verlassen, ein Ausflug im Wagen erfrischte und stärkte ihn. Immer lebhafter sprach er davon, nach Berlin zurückzukehren; ich sollte ihn begleiten, es schien ihm nicht möglich, ohne mich sein Dasein weiterzuführen. Und ich selbst wußte mir keine bessere Wahl. Wohin, ach! waren meine Reisepläne gerathen, wohin die Freiheit, die ich mit so durstigen Zügen eingesogen! In die ärgste Knechtschaft hatte mich das Schicksal gestürzt. Alles, was ich ge-

dacht und beabsichtigt, hatte es in das Gegentheil verkehrt. Von fremden Menschen und Verhältnissen war ich abhängig geworden, das willenlose Werkzeug zur Entschleierung der Wahrheit. Nicht eine böse Neigung, weder Habsucht noch der Trieb zur Lüge und Verleumdung — meine Gutmüthigkeit und meine Schwäche, das Krumme gerade biegen zu wollen, konnte ich allein anklagen. Sie hatten mich dahin geführt, wo es zur Zeit keine Umkehr für mich gab. Mit der ganzen Heftigkeit und Selbstsucht eines Kranken klammerte sich der Graf an mich. Denn jede Hoffnung, Marie an sich heranzuziehen, war gescheitert. Sie betrat mein Haus nicht mehr und lehnte jedes Gespräch über den Grafen ab. Mit keinem Worte verrieth sie ihre innerste Meinung, aber ich merkte bald, daß der Haß ihres Vaters gegen ihn sich geheimnißvoll auf sie vererbt. Der schreckliche Ausgang der ersten und einzigen Begegnung, die zwischen ihnen stattgefunden, hatte die Kluft, die sie trennte, unübersteiglich gemacht. Auch Bodin wurde unwillkürlich von diesem Schauer erfaßt. Wenn er sich eine Weile die Entzückung eines Wiedersehens ausgemalt,

unterbrach er sich selbst: „Welch' ein Traum! Nie werde ich den Muth haben, die Hand nach ihr auszustrecken; stände sie vor mir, würde sie einem Racheengel gleichen." So wurde ich sein Trost, seine Stütze und sein Berather . . .

Aber wie hätte meine Freundschaft für ihn anders als befremdlich und peinlich auf Marie wirken können? Nahm ich dadurch nicht nachträglich Partei für den Schuldigen gegen ihren Vater? Je eifriger sie sich mit der Regelung seines Nachlasses, mit der Aufgabe ihrer Wohnung im Pfarrhause beschäftigte, desto mehr erfüllte sie sich mit seinem Gedenken. Sie warf sich ihre Lieblosigkeit gegen ihn vor und suchte gleichsam seinen Schatten durch doppelte Bewunderung zu versöhnen. Rath forderte sie von Keinem, unablässig betrieb sie den Bau des Vogelbauers nach den Plänen des Vaters. Dort gedachte sie mit Hilden und einer alten Dienerin den Sommer in Einsamkeit zu verbringen. Hilde hatte ohne Zögern eingewilligt, „in dem Hause," sagte sie mir, „werden wir beide vor allen Anfechtungen sicher sein." Jetzt, am Ende des Mai's, war das kleine Haus wohnlich und schicklich ein-

gerichtet; ich hatte sie um die Erlaubniß gebeten, es mir ansehen zu dürfen, um doch zu wissen, wie sie gebettet sein würde, und sprach ihr nun meine Befriedigung darüber aus, und daß ich erleichterten Herzens die Stadt verließe, da ich sie dort in friedlicher Stille, unter dem Schutze des freiherrlichen Paares, für wohl geborgen hielte.

Am nächsten Tage schon wollte sie hinaus, in der Frühe, Hilde könne nach meiner Abreise nachkommen. „Es duldet mich nicht mehr in diesen Mauern, sie erdrücken mich,“ äußerte sie. Ich fühlte, sie drängte auch zum Abschiede von mir.

Wieder wie vor fünf Wochen saßen wir auf der Bank unter der Linde im Pfarrgarten. Dicht mit hellgrünen Blättern und gelblichen Blüthenknospen waren alle Zweige des alten Baumes lieblich und festlich bedeckt. Aber in unseren Herzen athmete kein Frühlingshauch. Vielleicht hätte ein Anderer auch an dem offenen Grabe von Liebe und Zukunft zu ihr sprechen und gerade in dem Unglücke den Stoff zu seinem Glücke finden können; mir versagte ihr gegenüber der Wille wie die Stimme. Sie erschien mir wieder, wie ich sie

zuerst bei Ulriken gesehen, in der festen und kühlen Bestimmtheit ihres Wesens keines Menschen bedürftig, freudlos und leidlos. So schön und schlank sie in ihrem Trauerkleide aussah, nichts als Abwehr lag in dem Ausdruck ihres Antlitzes. Nicht wie an jenem unvergeßlichen Abend umflorte ein durchsichtiger Thränenschleier ihre Augen, klar und traurig blickten sie, mit einer unheimlichen Schärfe, als gäbe es keine Hülle der Dinge, die sie nicht durchschauen könnten. Jedes wärmere Wort mußte fürchten, unter diesem kalten Glanze zu erstarren. Eine Weile hatten wir das Nothwendige gleichmüthig und karg besprochen, dann sagte ich: „Du bedarfst der Zeit und gleichsam einer anderen Sonne, Dich in Deinem Schmerze und in Deiner so völlig veränderten Lage zurecht zu finden. Du bist nun frei und Deine eigene Herrin; weit und offen liegt die Welt vor Dir. Ich habe die Empfindung, daß ich Dich in dieser Stimmung mit meinen Wünschen nicht beunruhigen darf.“

„Hab' Dank dafür. Ich hab' keine bräutlichen Gedanken. Aber vergessen werde ich nie,

welch' ein Freund Du mir in den schwersten Tagen meines Lebens gewesen bist."

„Ist dies Alles, was Du mir auf die lange Trennung als Trost und Hoffnung mitgibst?"

„Soll auch ich lügen? Ich sage Dir, wie es um mein Herz steht. Du verdienst ein besseres, ein zärtlicheres und sorgloseres Mädchen, als ich es bin. Es soll nichts heute entschieden werden, Lieber. Heute müßte ich zu Dir wie zu jedem anderen Manne sagen: nein! Zu Dir ohne Furcht, mißverstanden zu werden, denn Du fühlst mit meiner Seele."

„Vielleicht liegt in dieser Gleichheit des Empfindens die Bürgschaft für unsere Zusammengehörigkeit."

„Vielleicht! Aber dränge mich nicht, laß Dir wie mir noch die Freiheit der Wahl. Auf eine glücklichere Stunde."

Sie begleitete mich bis zu der kleinen Pforte des Gartens. „Auf Wiedersehen!" sagte ich und hielt ihre Hand in der meinigen. „Leb' wohl!" erwiderte sie und zog mit leiser Bewegung ihre Rechte zurück. Ich stand auf der Schwelle und sah

ihr nach, wie sie den Baumgang langsam dahinwandelte, den Kopf ein wenig geneigt, von dem Nachmittagssonnenschein umflimmert, schwermüthig und still, ohne sich noch einmal nach mir umzuwenden.

* *
*

Auf dem Rigi, wo der Graf in der frischen Bergluft Erholung sucht, und ich ihm Gesellschaft leiste, habe ich in den vielen müßigen Stunden eines solchen Aufenthalts diese Geschichte niedergeschrieben. Anfangs, um alle Einzelheiten festzuhalten, in dem unbewußten Drange, durch die Erzählung mit dem Geschehenen selber fertig zu werden und seinen Eindruck zu überwinden, allmälig mit wachsender Theilnahme an den Problemen des Herzens, die sie mir bot. Nicht das kleinste stellt mir mein eigenes. Denn während ich in Ulrikens Hause mich nicht genug der erlangten Freiheit freuen und Bank und Börse verachten konnte, nahm ich in Berlin, als müsse es so sein, meinen Platz in meinem Handelshause wieder ein und arbeitete wie früher. Nicht mehr um den Tagelohn, sondern um die trägen Stunden zu beflügeln und die

Langeweile des Daseins auszufüllen. Das Gleichmäßige und Gleichgültige der Beschäftigung that meinen noch immer unruhig zuckenden Nerven gut. Der Alltag trat wieder in sein Recht, und ich fürchte, die Voraussagung des Grafen wird in Erfüllung gehen und Hans Paulsen, der die Seele eines Künstlers zu haben glaubte, aber nicht den Beruf und das Talent zur Kunst und zur Freiheit hatte, als Bankdirector enden.

Zunächst wollen wir freilich mit dem Beginn des Herbstes nach Italien reisen und den Winter in Rom verleben. Der Graf hat an den Bürgermeister unserer guten Stadt geschrieben, um das Urlaubsgesuch Fritzlaw's zu unterstützen, der zur Vollendung seiner „Geschichte der christlichen Kunst" ein halbes Jahr in Rom zu studiren gedenkt. Das würde ein fröhliches Wiedersehen für uns sein. Wenn auch mehr in den Schenken, auf den Plätzen und in der Campagna, als in den Kirchen und den Museen. Wie still und einsam würde es dann in dem grauen Hause am Markte werden, das so merkwürdige Dinge gesehen! Die Ursula und der alte Johann in dem braunen Rock mit den blanken

Knöpfen würden dann allein darin hausen und ungeduldig meiner Heimkehr harren. Gelegentlich würde auch Hilde zu ihnen kommen, um sich umzuschauen, daß noch Alles in Ordnung sei, und von dem abwesenden Herrn mit ihnen zu schwätzen. Denn daß Marie, wie es sich der Graf einbildet, während der Winterszeit, wenn der October mit Sturm und Regen sie aus dem luftigen Vogelbauer vertrieben, den ersten Stock beziehen würde, da sie nun doch einmal, wie sie mir geschrieben, das Trauerjahr in ihrer Heimath am Grabe ihres Vaters, zubringen wolle, glaube ich nicht. Wir führen einen regelmäßigen, freundschaftlichen, aber nicht sehr eifrigen Briefwechsel. Ob ihm die Sonne Italiens mehr Farbe und Gluth verleihen, ob er langsam durch seine eigene Stetigkeit Kraft und Wärme gewinnen oder müde und verdrießlich einschlafen wird — so zuversichtlich hoffe ich nicht das Erste, um nicht in Stunden des Zweifels auch auf das Letzte mich gefaßt zu machen. Die Wahrheit hat Mariens Herzen eine schmerzliche Wunde geschlagen, die nur in der trostlosen Erkenntniß vernarben kann, daß in der Gebrechlichkeit dieser

Welt und bei der Schwäche unseres Willens die Lüge und die Sünde der Menschlichkeit eingeboren sind. Noch fällt diese Ueberzeugung ihrer empfindlich gekränkten Seele zu schwer, und edler dünkt es sie, den täuschenden Schein der Dinge zu fliehen und die stürmische Wallung des Gefühls zu bemeistern, als sich an dem holden Spiel des Irrlichts zu erfreuen und der Hinfälligkeit unseres Wesens nachzusehen. Aber kann es eine Liebe geben, die nicht blind und nicht schwach ist, eine Liebe, welche die Langmuth und die Vergebung nicht kennt?

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.